

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

2/2010



Jahrg. 22, Heft 2, August 2010, ISSN 0947-7233



**Titelbild:** Münzen aus dem 10. Jh.: Vier Dirham-Seiten, geprägt 357 n.H./967/68 n.Chr., aus Samarkand; unten: deutscher Sachsenpfennig, um 950; Mitte: Denar Ottos I. (Oddo Imp. Aug.), ab 962 [*Europas Mitte um 1000*, Bd. 1 (2000; Stuttgart), S. 189]. Oben: Prägung Knuts d. Gr. (ab 1018), wobei das Porträt von engl. Prägungen des 10. Jh. übernommen ist [Graham-Campbell (1980): *Das Leben der Wikinger*; Berlin, S. 199].

#### Impressum:

#### **Zeitensprünge Interdisziplinäres Bulletin**

(vormalig ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig  
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

[mantisillig@gmx.de](mailto:mantisillig@gmx.de)

**ISSN 0947-7233**

**Edition und Redaktion:** Dr. phil. Heribert Illig

**Contributing Editor:** Prof. i. R. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

Universität Bremen, 28359 Bremen, Sportturm C 6180

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

[gheins@uni-bremen.de](mailto:gheins@uni-bremen.de)

**Verlags-Homepage**

[www.mantis-verlag.de](http://www.mantis-verlag.de)

mit Online-Bestellmöglichkeiten und Stichwort-Verzeichnissen

**Phantomzeit:**

[www.fantomzeit.de](http://www.fantomzeit.de)

Blog zur Mittelalter-Phantomzeit mit Forum

Dazu

[www.chrono-rekonstruktion.de](http://www.chrono-rekonstruktion.de)

mit Zugang zu erweiterten Funktionen nach

Anmeldung über

[andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de](mailto:andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de)

**Druckerei:** Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

#### **Bezugsbedingungen:**

Nach Einzahlung von 40,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 45,- € bar senden oder überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2010 verschickt.

Frühere Hefte können einzeln nachgeliefert werden. Preise für Einzelhefte und Bestellmöglichkeit siehe [www.mantis-verlag.de](http://www.mantis-verlag.de)

**Jahrgänge:** 1989-1996 je 20,- ; 1997-2002 je 22,- ; 2003-2006 je 35,- , 2007-2008 je 38,- , 2009 zu 40,- . Inlandsporto im Preis enthalten.

**Copyright ©:** Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

**Konto:** 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),  
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

# Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 22, Heft 2  
August 2010

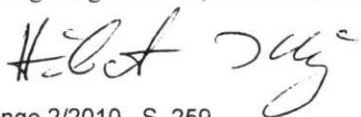
## Editorial

Selten, dass zu einer Thematik gleich vier Beiträge eintreffen, die obendrein ganz unterschiedlich ausfallen. Aber es eint sie das Bemühen, Hidschra-Datierung und Phantomzeit in Einklang zu bringen, was doch schon beim Wort Hidschra (Hedschra, hegira, hégire, Hiğra, Hidzhra, Hijra) große Mühe macht. Klaus *Weissgerber* datiert sie über geschichtliche Betrachtungen und Münzen, während Zainab A. *Müller* noch nicht die Zeit für eine Festlegung gekommen sieht. Ewald *Ernst* und der *Herausgeber* sprachen über die seltsame Fundsituation bei Münzen im Norden, woraus zum einen ein Datierungsvorschlag für Haithabu – mit Gedanken zur Einbindung der Phantomzeit bei kufischen Münzen –, zum anderen ein erstes Gesamtbild entstand. Es kann motivieren, warum die Hunderttausende von samanidischen Silbermünzen, die im Baltikum und in Skandinavien gefunden worden sind, trotz des Bezugs auf ein für uns fiktives Jahr 622 korrekt datiert sind, und es kann weitere Erklärungen für die von uns allzu lange vernachlässigte Numismatik beisteuern. Paul C. *Martin* als unser bester Kenner hatte seine Arbeiten zu früh abgebrochen, doch nun können andere weiterarbeiten.

Manchmal haben auch Wahrheiten lange Beine. Eilfertig hatte ich angekündigt [2/2009, 482], dass Werner *Frank* im nächsten Heft eine Argumentation zum guten Ende bringen würde, die bereits 1992 bis auf eine Haaresbreite die Rückführung der Gregorianischen Kalenderreform bis Caesar und nicht nur bis zum Konzil von Nicaea ermöglichte. Damals scheiterte das Vorhaben daran, dass es keinen Hinweis aus der Augustus-Zeit auf das damalige Datum der Herbstäquinoktie zu geben schien. Wie Frank nunmehr zeigt, gibt es derartige Hinweise sehr wohl, womit ein Beweis gelungen ist, der nur durch Haarspaltereien im Bereich unter 0,1 mm relativiert werden kann...

Sie wissen, dass damit kein anderer Aufsatz zurückgesetzt wird, ist doch jeder mit Herzblut verfasst. Und bald werden auch Mainstream-Professoren hinzustoßen, nachdem die ersten angefangen haben, historische Persönlichkeiten als Fiktionen hinzustellen.

Spannende Lektüre wünscht



30.7.

# Also doch Sex mit dem Neandertaler

Gunnar Heinsohn

## I Von der der fehlenden Verwandtschaft des Jetztmenschen mit Neandertalern bis 2009 und der Entdeckung ihrer gemeinsamen Gene im Jahre 2010

Schnell muss umdenken, wer immer noch die genetische Unvereinbarkeit von Jetztmensch und Neandertaler predigt. Noch 2008 liefern am *Max Planck Institute for Evolutionary Anthropology* (Leipzig) angestellte Vergleiche von Mitochondrien-DNA von 1980 gefundenen Neandertaler-Knochen aus der Vindija-Höhle in Kroatien und Knochen frühester Jetztmenschenebefunde keinerlei Anhaltspunkte dafür, dass Gene von *Homo neanderthalensis* in Populationen des Jetztmenschen stecken [Green et al. 2008].



Eingang zur Vindija-Höhle. Sie liegt 9 km nordwestlich von Ivanec und 20 km westlich von Varaždin in Nord-Kroatien [Vindija]

Wer es gerne saftiger hat, bekommt auch ein Jahr später direkt aus der Max Planck-Gesellschaft den reißerischen, aber auch ernüchternden Aufmacher:

„Kein Sex mit Homo Sapiens! [...] Die Forscher haben so viele Fragmente verwendet, dass das Genom 35 Mal zusammengesetzt werden konnte. Das bedeutet, dass die Sequenz praktisch als fehlerfrei angesehen werden kann“ [Max-Planck Multimedia 2009].

Gleichzeitig aber wird am selben Institut das Neandertal-DNA aus Zellkernen untersucht. Sie werden aus drei Bruchstücken von Schienbeinen des Vindija-Skeletts gewonnen. Man vergleicht die Ergebnisse mit Zellkern-DNA von drei weiteren Neandertalfunden – darunter auch einem aus dem Neandertal selbst. Das dabei rekonstruierte und für kompatibel befundene DNA wird schließlich verglichen mit Jetztmensch-DNA von Personen aus Südafrika (San), West-Afrika (Joruba), Papua-Neuguinea, China (Han) und Frankreich (Weiße).

Die Untersuchung ergibt, dass „die Neandertaler innerhalb der Variationsbreite der modernen Menschen liegen“ [Green et al. 2010], aber etliche Dutzend Genvarianten aufweisen, die sie vom Jetztmenschen unterscheiden. Die diese Differenzen bewirkenden Mutationen sollen sich erst nach dem immer noch rätselhaften Auseinanderziehen der beiden Gruppen beim Jetztmenschen ereignet haben. Das wird damit begründet, dass diese Gene bei Neandertaler und Schimpanse dieselbe Nukleotidsequenz aufweisen, beim Jetztmenschen aber nicht.

Interessant wirkt nun, dass die Neandertaler genetisch eine „1-4-Prozent-Nähe“ zu Weißen, Han und Papuanern aufweisen, jedoch keine zu den Joruba und den San aus Afrika. Daraus wird geschlossen, dass Neandertaler sexuell „mit den Vorfahren der Nicht-Afrikaner“ [Green et al. 2010] verkehrt haben, bevor sie sich dann nie wieder sexuell begegnet wären. Das soll außerhalb Afrikas, aber nicht allzu weit davon in Israel – etwa in Shkul und Qafzeh – geschehen sein, wo man an eine Koexistenz von 60.000 Jahren zwischen Neandertaler und Jetztmensch glaubt (110.000–50.000 [Heinsohn 2003, 46 f.]).

Die Forscher zeigen sich durchaus besorgt, dass ihre Befunde das Dogma von der Herkunft des Jetztmenschen aus Afrika in Frage stellen könnten:

„Individuen im heutigen Eurasien tragen in ihrem Genom Bereiche, die denen von Neandertalern sehr ähnlich sind, sich aber von denen anderer Jetztmenschen unterscheiden. [...] Obwohl das Neandertalergenom für die einfachste Variante des ‚out-of-Africa‘ Modells eine Herausforderung darstellt, unterstützt es doch weiterhin die Sicht, dass die große Mehrheit genetischer Varianten, die mit der gebotenen Häufigkeit außerhalb von Afrika existieren, mit der Ausbreitung anatomisch moderner Menschen aus Afrika gekommen sind“ [Green et al. 2010].

## II. Immer noch keine Vorfahren für den Neandertaler ?

Da es in Afrika keine Neandertalerfunde gibt, steht immer noch bedrückend und unbeantwortet die Frage im Raum, woher diese Menschenvariante denn nun stamme. Die neue Forschung kann dazu keinerlei Auskunft geben. Sie kann unsere Paarungspartner an niemanden rückbinden und doch gelingt nur mit solcher Anbindung eine das Leben ja niemals unterbrechen dürfende Abstammungslinie.

Momentan wird so argumentiert, dass Jetztmenschen und Neandertaler in Afrika vor 500.000 Jahren einen gemeinsamen – bisher fundlosen – Vorfahren hatten. Der davon abstammende und wiederum fundlose Direktvorfahr des Neandertalers habe es nach Asien und Europa geschafft. Der von jenem 500.000-Jahre-Vorfahr abstammende, aber ebenfalls fundlose Vorfahr des Jetztmenschen hingegen sei in Afrika geblieben und habe sich bis -100.000 zum frühesten Jetztmenschen entwickelt. Danach und nur außerhalb Afrikas hätten sich die – entschieden fundreichen – Abkommen des früher ausgewanderten (fundlosen) Vor-Neandertalers und die in Afrika selbst allmählich entstehenden Jetztmenschen in Nahost getroffen und gepaart.

Nun aber sei etwas bislang Unbegreifbares geschehen. Die Neandertaler hätten nämlich strikt darauf geachtet, mit dieser erotischen Praxis kurz vor der Grenze Afrikas einzuhalten und niemals in der Heimat ihres Ur-Vorgängers selbst nach entsprechenden Vergnügungen zu suchen. In Israel warten sie Jahrzehntausende auf den Jetztmenschen, statt gleich am Anfang dieser Periode direkt mal in Afrika nachzuschauen, was da so laufen könnte.

Diese Wanderungsscheu – bei ansonsten doch tüchtigem Marschieren zwischen Indonesien und Israel – verblüfft ungebrochen. Noch abwegiger aber mutet an, dass die doch viel näher mit ihrer afrikanischen Heimat verbundenen Jetztmenschen von dort abwandern, sich schon ein paar Kilometer weiter mit – seit vielen Jahrtausenden auf sie wartenden, ihnen jedoch keinen Schritt entgegen gehenden – Neandertalern paaren und dann niemals wieder nach Hause gehen, um auch dort noch einmal mit den alten Partnern Techtelmechtel zu versuchen.

## III. Interstratifikation und Abstammungslinie

Schier verrückt werden können die Forscher ob solcher Ungereimtheiten. Deshalb lässt sich bis heute die These von der multiregionalen Entstehung des Jetztmenschen nicht vollkommen unterdrücken [Heinsohn 2003, 58 f.]. Auch die zahlreichen vorgeschichtlichen Höhlenstratigraphien Europas sprechen dagegen, dass sich mit Neandertaler und Jetztmensch zwei seit Jahrhunderttausenden Fremde zur gelegentlichen Paarung treffen und allein aus diesem Grunde wie Verwandte aussehen. Sie hocken schließlich in relativ kleinen Höhlen mit

Körperkontakt zusammen. Der Autor hat deshalb behauptet, dass sie sich deshalb genetisch ähnlich, weil der Jetztmensch im Neandertaler seinen angeblich unauffindbaren Vorfahren hat. Immerhin räumt die Gegenseite die genetische Ähnlichkeiten seit 2010 ein.

Während die herrschende Lehre dann aber für nichtafrikanische Jetztmenschen und für – ebenso nichtafrikanische – Neandertaler keine Vorfahren zeigen kann und letztere auch noch von ersteren ausrotten lässt, kann der archäologische Befund der Interstratifikation Abstammungen und Verschwinden ohne solche Verrenkungen durchsichtig machen:

„Die Industrie der ‚Graviers supérieurs‘ ist außerordentlich interessant; es ist kein [Erectus-]Acheuléen mehr, trotz vieler Anklänge und es ist noch keine [Neandertalensis-]Moustérien, aber es ist der Übergang der einen Industrie zur anderen“ [Bayer 1927, 42].

Hier treten in ein und derselben Schicht plötzlich Werkzeuge des früheren und des späteren Jetztmenschenvorfahren zusammen auf. Das wird am leichtesten dadurch erklärbar, dass die ältere Gruppe durch ein Mutationsgroßereignis genetisch modifizierte Nachkommen mit höheren Fähigkeiten erst gebiert und dann auch aufzieht.

#### Interstratifikation europäischer Höhlen (idealtypische Darstellung [vgl. schon Heinsohn 2003, 26-28])

- (1) Funde zeigen nur Artefakte des Jetztmenschen
- (2) Funde zeigen Artefakte von Jetztmensch und Neandertaler
- (3) Funde zeigen nur Artefakte des Neandertalers
- (4) Funde zeigen Artefakte von Neandertaler und Erectus
- (5) Funde zeigen nur Artefakte von Erectus

Die Befunde aus den Schichten 4 und 2 stehen für das gemeinsame Wohnen von mutierten Eltern (Müttern) der früheren Art mit ihren eigenen Kindern der neuen Art in einem gemeinsamen Höhlenraum. Das Aussterben von Erectus erfolgt am Ende von Schicht 3 nach Erreichen seiner natürlichen Lebenserwartung. Er wird nicht ausgerottet, sondern seine genetische Ausstattung wird nicht mehr weiter gegeben. Das Aussterben des Neandertalers erfolgt am Ende von Schicht 2. Auch er erliegt keinem Genozid durch seine Jetztmenschkinder, sondern erreicht seine natürliche Altersgrenze und lebt dann genetisch partiell in ihnen fort.

Europa hat seit Erectus, der das Feuer beherrscht, alle notwendigen Befunde, die man für die Erklärung seiner Entwicklung hin zum Jetztmenschen benötigt. Erst für die Herkunft des Erectus selbst macht der Blick nach Afrika Sinn, wo er als Homo Ergaster firmiert und in Homo rudolfensis wohl

auch einen Vorfahren hat. Bis 2007 jedoch gilt *Homo habilis* als afrikanischer Vorfahr des *Ergaster-Erectus*. Dann aber datiert man ihn auf 1,4 Millionen Jahre vor heute, lässt ihn also eine halbe Million Jahre neben *Erectus* leben und möchte ihn damit als seinen Vorfahr ausschalten. Falls hier nur eine weitere Interstratifikation wie beim *Erectus* mit dem Neandertaler sowie beim Neandertaler mit dem Jetztmenschen vorliegt – die Funde reichen ohnehin bestenfalls für Jahrzehnte und nicht für Jahrhunderttausende – wäre einmal mehr die Rückenbindung der menschlichen Lebenslinie gelungen.

### Literatur

- Bayer, W. (1927), *Der Mensch im Eiszeitalter. I. Teil: Der Weg zur relativen Chronologie des Eiszeitalters. II. Teil: Entwurf einer historischen Geologie des Eiszeitalters*, Leipzig · Wien
- Green, R.E. et al. (2008), "A Complete Neandertal Mitochondrial Genome Sequence Determined by High-Throughput Sequencing", in *Cell*, 134 (3), 416–426  
doi:10.1016/j.cell.2008.06.021]
- Green, R. E. et al. (2010), "A draft sequence of the Neandertal Genome", in *Science*, 328 (5979) 710–722  
doi:10.1126/science.1188021
- Heinsohn, G. (2003), *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Gräfelfing (32000)
- Max-Planck Multimedia (2009), „Anthropology: No Sex with *Homo Sapiens*“, [www.mpg.de/english/illustrationsDocumentation/multimedia/mpResearch/2009/heft01/005/index.html](http://www.mpg.de/english/illustrationsDocumentation/multimedia/mpResearch/2009/heft01/005/index.html)  
vindija = Vindijacave 4462655323 cbde703355 b.jpg

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum



# Die frühen Pharaonen IV (Aegyptiaca XVIII)

Klaus Weissgerber

„Manchmal ist ein Vorschlag, der eine Lösung sein soll, leider nur die Umschreibung eines Problems.“ Anika Stralau [2009]

A. H. L. Heeren bemerkte, „daß Manetho selber mehrere gleichzeitige Staaten in Ägypten annahm; und seine Dynastien also synchronistisch geordnet werden müssen, welches man häufig hat bezweifeln wollen.“ [Heeren 1817, II:2, 550; nach H/I, 16, vgl. 417, 470].

## Fortsetzung von Teil 3: Memphis und Unterägypten

### Die Herrscherlisten der fünften Dynastie

Von den Manetho-Exzerptoren gab nur *Africanus* eine namentliche Aufstellung der Pharaonen, die dieser Dynastie angehört haben sollen:

1. Usercheres	28 Jahre	6. Rathures	44 Jahre
2. Sefhres	13 Jahre	7. Mencheres	9 Jahre
3. Nephercheres	20 Jahre	8. Tancheres	44 Jahre
4. Sisires	7 Jahre	9. Onnos	33 Jahre
5. Cheres	20 Jahre		
Summe			248 Jahre

(Eine Addition der Regierungsjahre ergibt allerdings nur 218 Jahre! *Eusebios* gab keine Namen an, nannte aber eine Summe von 448 Jahren.)

Die Königslisten der 19. Dynastie nannten folgende Namen:

Abydos	Saqqara	Turiner Papyrus
26. Userkaf	34. Userka[f]	III:17 [User-]ka-[re] (1. König)
27. Sahu-re	33. Sahu-re	- 12 Jahre (2. König)
28. Kaka-i	32. Nefer-ir-ka-re	-
29. Neferef-re	31. Schepses-ka-re	- 7 Jahre (4. König)
30. Ni-user-re	30. Cha-nefer-re	-
31. Menkaw-hor	29. Menka-hor	III:13 Men-ka-hor (8 Jahre)
32. Djed-ka-re	28. Man-ka-re	III:14 Jjed-[ka-re] (28 Jahre)
33. Unas	27. Unas	III:15 Unas (30 Jahre)

(Wie schon dargelegt, nannte der *Turiner Papyrus* keine Ordnungszahlen; nur die letzten drei Herrschernamen sind lesbar.)

Obwohl die Listen von Abydos und Saqqara jeweils nur acht Herrscher nannten, wurden diese von konventionellen Ägyptologen bedenkenlos mit den neun Königen des Africanus gleichgesetzt:

„In der 5. Dynastie ist die Übereinstimmung zwischen Manetho und den ramessidischen Listen eine fast vollkommene“ [Helck 1956, 26].

Trotz seiner geringfügigen Zweifel wurde dieses Modell voll übernommen. Dabei möchte ich nicht bezweifeln, dass einige Identifikationen wegen der Ähnlichkeit der Africanus-Namen zu einigen Thronnamen durchaus berechtigt sind; einige Zuordnungen erscheinen aber recht konstruiert (kein Ägyptologe erwog die Möglichkeit, dass diese „Pharaonen“ auch nebeneinander regiert haben können):

Africanus	Eigenname	Thronname
1. Usercheres	Userkaf (Wsr-ka-af)	Ara-a-et (Iri-ma'et)
2. Sefphres	Sahure (Sah-w.re)	Neb-chau
3. Nephcheres	Kaka'i	Neferirka-re
4. Sisires	[...]w-wsr	Schepseska-re
5. Cheres	Isi	Neferef-re
6. Rathures	Ini	Niuser-re
7. Mencheres	Ka'iw	Men-kau-hor
8. Tancheres	Asosi [lss']	Djedka-re
9. Onnos	Unas [Wn.sis]	[nicht belegt].

In der Literatur hat man sich auf bestimmte Namen verständigt, die tatsächlich teils Eigen-, teils Thronnamen sind. Diese wurden von gegenwärtigen konventionellen Ägyptologen wie folgt datiert:

	Schneider [315]	Eder/Renger [35]	Truhart [222]
1. Userkaf	2500–2490	2504/2454–2496/46	2521–2513
2. Sahure	2490–2475	–2483/2433	2513–2500
3. Neferirkare	2475–2465	–2463/2413	2500–2479
4. Schepseskare	2465–2460	–2445/2395	2479–2471
5. Neferefre	2460–2455	–2445/2395	2471–2461
6. Niuserre	2455–2420	–2414/2364	2461–2428
7. Menkauhor	2420–2410	–2405/2355	2428–2419
8. Djedkare	2410–2380	–2367/2317	2419–2390
9. Unas	2380–2350	–2347/2297	2390–2359
Summe:	150 Jahre	jeweils 157 Jahre	162 Jahre

Auf der Rückseite des *Annalensteins* sind eindeutig nur drei Namen von Herrschern zu identifizieren, die später der 5. Dynastie zugeordnet wurden:

Userkaf [Breasted I: 153-158]:	Jahre 4–6 seiner Regierung
Sahure [ebd. 159-162]:	Jahre 5–6, 13–14 seiner Regierung
Neferirkere [ebd. 163-167]:	Jahre 1, 9–10 ihrer Regierung

Laut diesem Text erhielten sie Besuche des „Königs von Unterägypten“; ihre Tätigkeiten beschränkte sich auf Tempelbauten und wohlthätige Stiftungen. Offensichtlich waren sie mit den bezeichneten drei ersten Herrschern der 5. Dynastie identisch; nach dem *Papyrus Wilbur*, auf den ich noch eingehe, waren sie Brüder.

Die *Tafel von Karnak* gab nur drei Herrscher dieser Dynastie an: Sahure, Ini und Asosi. Diese drei Herrscher sitzen, ohne einen Herrscher mit zerstörten Namen dazwischen, unmittelbar hinter Snofru. Wie schon mehrfach betont, gibt es in dieser Abfolge keinen Namen, der den „Großen Pyramidenbauern“ zugeordnet werden kann. Thutmosis III. ordnete diese Herrscher somit seiner frühesten Zeitstufe, vor denen der 12. Dynastie, zu.

### Die Bauwerke der 5. Dynastie

Deren Herrscher hinterließen in verschiedenen, allerdings nicht weit voneinander entfernten Gebieten ihre Pyramiden (mit dazu gehörenden Totentempeln): Djedkare in Saqqara-Süd, Userkaf und Unas in Saqqara-Nord und Sahure, Neferirkare, Neferefre und Niuserre im noch weiter nördlich gelegenen Abusir. Etwa 1 km nördlich dieses Gebiets befinden sich in Abu Goreb die Sonnentempel des Userkaf und des Niuserre. Die Zuordnung dieser Bauwerke zu den genannten Herrschern ist durch Relief-Inschriften mit Königskartuschen gut gesichert; erstmals wurden auch Thronnamen genannt.

Die Pyramiden hatten, bis auf eine Ausnahme, einen Böschungswinkel von 50° bis 53°, der auch in der Folgezeit bis zu den Giseh-Pyramiden beibehalten wurde. Sie waren somit eine Weiterentwicklung der „Roten Pyramide“ des Snofru. Es wurde aber von vornherein darauf verzichtet, deren Höhe von 105 Metern zu erreichen. Durchschnittlich waren sie 50 Meter hoch; lediglich die unvollendete Pyramide des Neferirkare war mit angestrebten 72 Metern höher. Sie unterschieden sich aber grundsätzlich von den Giseh-Pyramiden, deren Höhe und Volumen sie auch annähernd erreichten: Sie waren zumeist Kalksteinpyramiden (die Pyramide des Neferirkare wurde lediglich aus Lehmziegeln errichtet, die mit Kalkstein verkleidet wurden). Deshalb gilt:

„ihr Kern, der meist aus losen Blöcken oder gar Schutt und Sand besteht, ist so schlecht gebaut, daß sie heute völlig verfallen sind“ [Breasted 1936, 92].

Tatsächlich waren sie Bauwerke einer recht frühen Zeit. So war die Pyramide des Neferirkare lediglich eine Lehmziegelpyramide mit Kalksteinverkleidung: „Das Dach des dazugehörenden Totentempels war gestützt mit Holzsäulen (!) im Osten“ [„semataui“ zu Neferirkare]. Die Bauausführung selbst war noch recht einfach. Illig [H/1 118] betonte, gestützt auf Stadelmann [160], dass die Pyramide des Userkaf „einen nachlässig gearbeiteten, locker geschichteten Kern“

hat. Konventionelle Ägyptologen wunderten sich immer wieder darüber, dass es nach der Blüte des Pyramidenbaus während der 4. Dynastie zu so einem „Niedergang“ kam; zogen hieraus aber keine Konsequenzen.

Natürlich kannten die Bauherren der 5. Dynastie schon den Granit und hatten wohl auch schon einzelne Eisenwerkzeuge, die aber nicht ausreichten, um Pyramiden aus Granit zu errichten. Unbearbeitete Granitblöcke („Fallblöcke“) dienten nur dem Zweck, den ebenerdigen Zugang zu den Totenkammern zu versperren (vgl. die Modellzeichnungen bei Stadelmann [184, 188]). Im Gegensatz zu den Bauten der 12. Dynastie wurden noch keine weiteren Maßnahmen zur Tarnung des Zugangs zur Totenkammer getroffen, was ebenfalls für die frühe Entstehungszeit dieser Pyramiden spricht.

Zwei Pyramiden der 5. Dynastie, die des Neferirkare und des Unas, weichen deutlich von den Maßen der anderen Pyramiden ab:

	Grundseitenlänge	Winkel	Höhe
Durchschnitt	73-79 m	50°-53°	47-52 m
Neferirkare	109 m	umstritten	72 m (?; unvollendet)
Unas	57,8 m	56°	43 m

Diese Ausnahmen zeigen, dass zu dieser Zeit noch experimentiert wurde. Übrigens kamen im Pyramidenbezirk des Amenemhet I. bei Lischt wiederverwendete Blöcke mit dem Namen des Userkaf zutage [Schneider, 305]. Auch dies beweist, dass die 5. der 12. Dynastie vorausging; dies kommt in der *Tafel von Karnak* eindeutig zum Ausdruck.

### Zur Chronologie der 5. Dynastie

Viele Ägyptologen vertreten noch jetzt die Auffassung, dass Userkaf, der als erster Herrscher der 5. Dynastie gilt, der Enkel des Mykerinos gewesen sei. Nur wegen der konventionell angenommenen Herrscherabfolge gilt er als Sohn von Schepseskaf und dessen Ehefrau Chepseska'us. Die Vertreter dieser Ansicht berufen sich hierbei nur darauf, dass umweit der Mykerinos-Pyramide in einer Mastaba eine Inschrift gefunden wurden, in der eine Chepseska'us als „Königsmutter“ bezeichnet wurde. 1985 gruben tschechische Archäologen unter Miroslav Verner in Abusir eine kleine Pyramide aus, in der eine Chepseska'us als Gemahlin des Kaka'i (= Neferirkare) bezeichnet wurde. Schneider [173] neigte dazu, beide Königinnen zu identifizieren; viele Ägyptologen, auch Verner [330-336], konnten sich jedoch nicht von den gewohnten Vorstellungen trennen und bezeichneten diese Chepseska'us nunmehr als die zweite ihres Namens.

Andere Ägyptologen verwiesen dagegen auf den *Papyrus Westcar*, in dem der Ursprung der 5. Dynastie ganz anders dargestellt wurde. In diesem, aller-

dings recht späten Text, wurden Userkaf, Sahure und Neferirkare, die ersten drei Herrscher der 5. Dynastie, als Brüder bezeichnet. Ihre Mutter war nicht Chepseska'us, sondern Redjedet, die Ehefrau des Re'user (Userre). Dieser war Priester des Re in Sachebu, einer Stadt im 24. (unterägyptischen) Gau, dessen Hauptstadt Chem (Leontopolis) war. Vergleichbar mit Joseph in der Jesus-Legende, bezeichneten sich die Herrscher der 5. Dynastie nicht als Abkömmlinge des Sonnengottes Re: Sie nahmen Thronnamen an, die sich auf Re bezogen, bauten Sonnentempel und hinterließen Papyri, und Inschriften, die Hymnen auf Re enthielten. Bemerkenswert sind die in Privatgräbern gefundenen Inschriften:

„Besonders bekannt durch die Reliefs seines Grabes ist der unter Niuserre' gestorbene Ti, der »Oberfriseur« des Königs ist, zwei Pyramidenanlagen (des N[eferirkare] und Neferefre') und vier Sonnenheiligtümern (des Sahure, N[eferirkare], Neferefre' und Niuserre') vorsteht und über 100 Wirtschaftsdomänen beaufsichtigt“ [Schneider, 173].

Schon Gardiner [95] hatte auf solche in Saqqara gefundenen Inschriften verwiesen. Da er keinen Grund sah, an ihrer Zuverlässigkeit zu zweifeln, vertrat er die Auffassung, dass die 5. Dynastie weitaus kürzer als 150 Jahre gewesen sein muss. Ich gehe davon aus, dass die drei Brüder, denen ihre jeweiligen Abkömmlinge folgten, nebeneinander den 23. unterägyptischen Gau mit der Hauptstadt Memphis beherrschten. Solche gleichzeitige Herrschaften gab es öfters im Altertum; ich möchte hier nur auf Sparta hinweisen. Diese m. W. noch nie vertretene These würde auch erklären, dass die zuverlässige Tafel von Karnak nur drei Herrscher nannte; die anscheinend der Hauptlinie angehörten. Ich möchte versuchen, die Regierungslängen der drei Linien zu rekonstruieren.

Zur Sahure-Linie gehörten nach dieser Tafel drei Herrscher: Sahure, Ini und Asosi. **Sahure** regierte nach dem *Palermo-Stein* und auch nach Manetho 13 Jahre. Ich gehe davon aus, dass dies seine reale Regierungszeit war.

Die Regierungslänge des **Ini** (TN: Niuserre) ist umstritten. Allgemein wird angenommen, dass er mit dem „Rathures“ des Africanus identisch war. Dessen angebliche Regierungszeit von 44 Jahren wird von allen Ägyptologen bezweifelt. Nach dem *Turiner Papyrus* regierte ein Herrscher „30 Jahre (oder 20 ?) + 1 (oder 5 ?)“; Beckerath nahm an, dass es sich hier um Ini handelte. In den gegenwärtigen Herrscherlisten wird dessen Regierungszeit mit 31–35 Jahren angegeben; es könnten aber auch 21 oder 25 Jahre sein. Aber auch dies ist nur eine Vermutung. Asosi (Isesi; TN Djedkare) regierte, wenn er mit dem Tancheres des Africanus identisch war, 44 Jahre. Nach dem *Turiner Papyrus* hatte der Herrscher Djed eine Regierungszeit von 28 Jahren; das dürfte seine reale Regierungszeit gewesen sein. Seine Pyramide befindet sich in Saqqara-Süd. Wegen der Unklarheit der Regierungszeit des Ini ist es aber

nicht möglich, die genaue Regierungsdauer aller Herrscher der Sahure-Linie zu bestimmen. Recht wahrscheinlich erscheint mir wegen der Ti-Inschrift und der Länge der Userkaf-Linie eine Zeitdauer von knapp 50 Jahren.

Einer der drei Brüder war **Userkaf**, der offenbar mit Uchores identisch war. Nach dem bereits dargelegten Bericht Diodors gründete er die Stadt Memphis; danach soll er auch den gleichen Namen wie sein Vater geführt haben. (Das könnte ein Hinweis auf Reuser/Userre, den Re-Priester von Sachebu, sein.) Userkaf regierte laut Africanus als „Usercheres“ 28 Jahre; nach dem *Turiner Papyrus* als „[...]jka-[...]“ jedoch nur 7 Jahre. Der Palermo-Stein berichtete auch nur Ereignisse bis zu seinem 7. Regierungsjahr; heutige Ägyptologen haben sich auf eine Regierungszeit von 9 Jahren verständigt.

Während die anderen Herrscher der 5. Dynastie in Abusir bestattet wurden, errichteten Userkaf und Unas ihre Pyramiden in Saqqara-Nord. Ich schließe hieraus, dass **Unas** ein Nachfolger des Userkaf war. Africanus nannte ihn Onnos; nach dessen Angaben war er der letzte Herrscher der Dynastie mit 33 Jahren. Nach dem *Turiner Papyrus* regierte Unas 30 Jahre. Für diese beiden Herrscher sind somit zusammen etwa 40 Jahre anzunehmen; möglich ist aber, dass es zwischen ihnen einen weiteren König dieser Linie gab. In Betracht kommt m. E. nur **Menka'uhor**, dem viele Ägyptologen, wie Verner [353-360], die völlig zerstörte „kopflöse Pyramide“ (Lepsius Nr. 29) in Saqqara-Nord zuordnen. Im *Turiner Papyrus* wurde Menka'uhor mit Namen genannt. Danach regierte er 8 Jahre; der „Mencheres“ des Africanus regierte 9 Jahre. Das würde eine Gesamtlänge dieser Linie von 47/48 Jahren ergeben (Userkaf 9, Menka'uhor 8/9, Unas 30 Jahre).

Der dritte der Brüder war **Neferkare (Kaka')**, auf dessen unvollendete Pyramide in Absusir, neben der des Nuserre, ich schon eingegangen bin. Der *Palermo-Stein* [Breasted I: 163-167] enthält Angaben über die Jahre 1, 9 und 10 seiner Regierung. Africanus gab an, dass „Nephercheres“ 20 Jahre regiert hat; aus dem *Turiner Papyrus* ergeben sich für ihn keine verwertbaren Angaben. Entsprechend wird seine Regierungszeit zwischen 10 und 20 Jahren angegeben; Verner ging von 11 Jahren aus. Nach der *Saqqara-Liste* folgte ihm ein Schepseskare, über den so gut wie nichts bekannt ist. Es wird vermutet, dass er mit „Sisires“ identisch war, der nach Africanus 7 Jahre regiert hat. Nach der Abydos-Liste folgte allerdings dem Neferkare unmittelbar ein Neferefre, den Verner als dessen Sohn aus seiner Ehe mit Chepseska'us (II.) betrachtet:

„Er schaffte es kaum, seinen Pyramidenbau in der Nachbarschaft der Gräber seines Vaters und seiner Mutter in Abusir in Angriff zu nehmen“ [Verner, 301].

Er dürfte somit nur sehr kurz regiert haben; Verner nahm 2–3 Jahre an. Danach starb offensichtlich diese Linie aus. Niussere usurpierte den Toten-

tempel des Neferirkare und leitete den Aufweg zu seiner eigenen Pyramide um. Die letzten Jahre der 5. Dynastie liegen im Dunkeln:

„Die etwas verworrenen Daten deuten darauf hin, dass es zwischen den Nachkommen von Userkare und Sahu-Re zu Streitigkeiten um den Thron gekommen ist“ [„semataui“ zu Neferefre].

Gesiegt haben dürfte Unas, der als letzter Herrscher der 5. Dynastie gilt. Die Überreste seiner sehr kleinen Kalkstein-Pyramide wurden in Saqqara-Nord gefunden, in der Grabkammer Fragmente einer Mumie. Als sein Nachfolger gilt Teti, der erste Herrscher der 6. Dynastie:

„Den Eingang in der Mitte der Ostfassade bildete ein rosengranitenes Tor mit Hieroglypheninschriften, die den Namen und die Titulatur von Unas' Nachfolger enthalten – ein untrüglicher Beweis dafür, daß dieser Teil des Tempels erst nach dem Tod des Herrschers fertiggestellt wurde“ [Verner, 372].

### Die Herrscherlisten der sechsten Dynastie

Nach *Africanus* gehörten zu dieser Dynastie sechs Herrscher:

1. Othoes	30 Jahre
2. Phios [sic!]	53 Jahre
3. Methusuphis	7 Jahre
4. Phiops	94 Jahre
5. Menteshuphis	1 Jahr
6. Nitokris	12 Jahre

Summe 203 Jahre (tatsächliche Summe nur 197 Jahre).

*Eusebios* ordnete Othoes und Phiops der 5. und die Königin Nitokris seiner 6. Dynastie zu. Die anderen Herrscher, die *Africanus* angab, wurden von ihm nicht genannt. Aus den Listen der 19. Dynastie ergibt sich folgende Pharaonenabfolge [vgl. Beckerath: *Chronologie*, 27]:

Abydos	Saqqara
34. Teti	26. Teti
35. User-ka-re	-
36. Meri-re	25. Pepi
37. Meren-re	24. Meren-re
38. Nefer-ka-re	23. Nefer-ka-re
39. Meren-re	-

Im *Turiner Papyrus* sollen diese Herrscher in der Kolumne IV enthalten gewesen sein. Diese ist jedoch so zerstört, dass kein Name zu lesen ist. Ein König soll 20 Jahre, ein anderer 90 (+ x) Jahre regiert haben.

Im Halbfeld II B der *Tafel von Karnak* sitzen nur drei Herrscher: Teti (ttj), Pepi (ppj) und Merenre (mrj.m.re). Kein Name ist zerstört.

#### Gegenwärtige Herrscherlisten

	Schneider [315 f.]	Eder/Renger [36]	Truhart [222]
Teti	2318–2300	2347/2297–2337/2287 (10 J.)	2359–2329
Userka-re	um 2300	–2335/2285 (2 J.)	2329–2326
Pepi I.	2295–2250	–2285/2235 (50 J.)	2326–2276
Merenre I.	2250–2245	–2279/2229 (6 J.)	2276–2270
Pepi II.	2245–2180	–2219//2169 (60 J.)	2260 [sic]– 2196
Merenre II.	um 2180	–2218/2168 (1 Jahr)	2196–2195
Nitokris	um 2180	–2216/2166 (2 J.)	2195–2193

Merenre I. und II. wurden von Schneider als „Antiemsaf“, von Eder/Renger als „Nemtiemsaf“ und von Truhart als „Nemeti-emsaf“, jeweils I./II., bezeichnet. Die Schreibung „Djefa-em-saf“ fand ich nur bei Beckerath [1997, 27].

#### Die Bauwerke der 6. Dynastie

Durch inschriftliche Belege können mehrere Pyramiden und Tempel einigen Herrschern dieser Dynastie eindeutig zugeordnet werden. Sie lassen keinen Zweifel daran, dass die 6. unmittelbar der 5. Dynastie gefolgt sein muss. In einer Inschrift am Eingang der Unas-Pyramide heißt es, dass diese von Teti, dem ersten Herrscher der 6. Dynastie vollendet wurde. Teti und seine Nachfolger übernahmen beim Bau ihrer Pyramiden jedoch nicht das offensichtlich missglückte Unas-Modell mit seinem extrem hohen Böschungswinkel, sondern bauten nach dem Vorbild der Pyramiden von Userkaf und Sahure. Wesentliche Unterschiede in Bauweise und Absicherung (Fallsteine) sind nicht zu erkennen. Verner [391] schrieb zur Pyramide des Pepi I.:

„Auch der Grundriß der unterirdischen Räume unterschied sich nicht wesentlich von den vorangegangenen Pyramiden vom Ende der 5. und Anfang der 6. Dynastie. Der Kalksteinkorridor hatte einen absteigenden und einen horizontalen Teil, an deren Übergang sich ein Vestibül befand. Die Verstärkung des Korridors an drei Stellen mit Hilfe von Rosengranit einschließlich der Hauptbarriere mit drei Fallsteinen etwa in der Mitte des horizontalen Korridorteils wurde ebenfalls übernommen. Im wesentlichen entsprach auch der Plan der anderen drei unterirdischen Räume dem der Vorläufer.“

Auch die Bauweise der Totentempel entspricht den Vorbildern der 5. Dynastie. Hornung [36] schrieb auch deshalb:

„Der Dynastiewechsel bringt keinen fühlbaren Einschnitt, der Königsfriedhof bleibt in Sakkâra, und die Kammern der Königspyramiden wer-



den bis ans Ende des Alten Reiches mit den Sprüchen des Begräbnisrituals versehen, wenn auch in jeweils wechselnder Auswahl und Anordnung.“

Insofern ist es verständlich, dass der auch in diesem Fall glaubwürdigere Eusebios die Könige Othoes und Phios der 5. Dynastie zuordnete. Unklar ist, ob es sich überhaupt um einen Dynastiewechsel gehandelt hat. Einige Ägyptologen vermuten in Teti den Schwiegersohn des Unas, der dessen Tochter Iput geheiratet habe; andere bezeichnen ihn als Sohn des Unas:

„Im allgemeinen wird angenommen, daß Tetis Vorgänger Unas auch sein Vater war. Altenmüller vermutet ihn jedoch in Schepesipuptah, einem Mann von vornehmer, aber nicht königlicher Abstammung. Tetis Mutter soll die Königin Sescheschet gewesen sein“ [Verner, 380].

Auf Grund meiner Studien, auf die ich noch eingehen werde, habe ich keine Zweifel, dass Iput tatsächlich die Mutter des Pepi I. und somit die Ehefrau des Teti gewesen sein muss. Das schließt aber nicht aus, dass Teti tatsächlich der Sohn des Unas war; aus chronologischer Sicht betrachte ich dies jedoch als sekundäre Frage, Kein Zweifel kann daran bestehen, dass die Herrscher der 6. unmittelbar denen der 5. Dynastie in Memphis folgten. Entsprechend wurden in der auf Zeitstufen beruhenden *Karnak-Tafel* erstere dem „Halbfeld I A“, letztere dem „Halbfeld II B“ zugeordnet.

### Die frühen Herrscher der 6. Dynastie

**Teti** war offensichtlich mit dem „Othoes“ der Manetho-Exzerptoren identisch; nach Africanus soll er 30 Jahre regiert haben. Diese lange Regierungszeit wird jedoch auf Grund des inschriftlichen Befundes von allen Ägyptologen abgelehnt. Als höchstes gilt „das Jahr nach der 6. (alle zwei Jahre oder schon jedes Jahr durchgeführten?) Zählung“ [Schneider, 288]. Ältere Autoren [Clayton, 12; Vercoutter, 287; Schneider, 315] gingen von einer Regierungszeit von 12, neuere [Eder/Renger, 36; „semataui“] von nur 10 Jahren aus. Nur Truhart [222] blieb bei den 30 Jahren des Africanus. Über das Leben des Teti ist kaum etwas bekannt; nach den übereinstimmenden Angaben von Africanus und Eusebios wurde er von seiner eigenen Leibgarde ermordet. Nach den meisten Listen wurde Pepi (I.) (= Phios = Meri-re) sein Nachfolger. Lediglich in der Liste von Abydos wurde zwischen beiden ein **Userka-re** genannt:

„Das Auftauchen des Herrschers U. zwischen der Regierung des (nach Manetho angeblich ermordeten) Teti und jener von Tetis Sohn Pepi I. ist unklar und wird in der Historiographie des alten Ägypten kontrovers beurteilt. W. Helck sieht in dem mit der 5. Dynastie verbundenen Herrscher den Exponenten einer Opposition, der als Usurpator kurzzeitig die Macht übernommen habe, während N. Grimal ihn als interimistischen König für

den noch unmündigen Pepi I., vielleicht gemeinsam mit dessen Mutter Iput, betrachtet“ [Schneider, 306; vgl. auch Vercoutter, 287f.; Beckerath 1997, 150].

Aus Verlegenheit billigen ihm die meisten Autoren 2 Regierungsjahre zu, was ich als unlogisch betrachte. Ob er nun Regent für den unmündigen Pepi, Usurpator oder Gegenkönig war: **Pepi** datierte seine Regierung auf jeden Fall ab dem Tod seines Vaters. Userka-re hat somit keine chronologische Bedeutung. Zum Namen des Pepi schrieb Verner [389] recht sarkastisch: „Einigen Ägyptologen zufolge sollte man seinen Namen wohl präziser als Papi lesen.“ Ich kann hierzu nur bemerken, dass in allen Inschriften und Listen nur die Schreibung „pjpj“ vorkommt, so dass die richtige Aussprache nur „Pipi“ sein kann; ich belasse es aber auch hier bei der überlieferten Schreibung.

Nach Africanus soll „Phios“ 53 Jahre regiert haben; ältere Autoren hielten diese Angabe für durchaus glaubhaft. So verwies Gardiner [100] auf eine in Hatnub gefundene Inschrift Pepis, die auf das „Jahr der 25. Viehzählung“ datiert wurde.

Clayton [95] hielt es für möglich, „daß der Schreiber, der uns Einzelheiten überliefert hat, [...] die in hieratischer Kursivschrift sehr ähnlichen Zahlen 64 und 94 verwechselte“. Ähnlich argumentierte auch Beckerath [1997, 151]. Die Kritiker erlangten schließlich aus inschriftlichen Gründen die Oberhand:

„Die drei erhaltenen Daten nennen das »Jahr nach der 18. (ursprünglich jedes 2. Jahr stattfindenden) Zählung (= Steuererhebung)«, das Jahr der 21. und 25. Zählung. Das ergäbe unter Zugrundelegung des 2-Jahre-Rhythmus mindestens 50 Regierungsjahre (so J. Vercoutter), doch werden häufig tiefere Werte vertreten; z. T. unter der Annahme jährlicher Zählungen (J. Vercoutter: 44 Jahre; J. von Beckerath, N. Grimal: mindestens 40 Jahre; E. Hornung: 32 Jahre; W. Helck, H. Goedicke: 20 Jahre eigener Regierung“ [Schneider, 191].

(Mich interessiert hier nicht, ob es sich bei den „Zählungen“ um Steuererhebungen oder Viehzählungen, wie Gardiner annahm, handelte.)

Die „Kurzdaterungen“ haben sich aber nicht durchgesetzt: Schneider [315] selbst beharrte auf 55 Jahren, fast alle anderen gegenwärtigen Autoren [z. B. Eder/Renger, Truhart, „semataui“] schreiben ihm eine Regierungszeit von 50 Jahren zu. Deshalb gehen diese auch durchweg davon aus, dass Pepi als kleines Kind oder Minderjähriger König geworden ist. Dieser Pepi war übrigens der erste Herrscher, der eine Pyramide in Saqqara-Süd errichten ließ. Als sein Nachfolger gilt sein Sohn Merenre I., dem dessen Sohn Pepi II. gefolgt sein soll.

### **Pepi I. = Pepi II.**

In der älteren Literatur wurde noch nicht konsequent zwischen beiden Personen unterschieden. Adolf Erman [1884, 66, 125, 205, 244, 624, 659, 688 ff.] ging

ausschließlich von den Inschriften aus; für ihn gab es nur einen einzigen „König Pepy“. Anfang des 20. Jh. setzten sich jedoch jene Ägyptologen durch, die von der Zuverlässigkeit der Manetho-Listen ausgingen. Sie beriefen sich darauf, dass Africanus zwischen Phios und Phiops unterschieden hatte; eine weitere Stütze fanden sie in den Königslisten von Abydos und Saqqara. Breasted [1906 I] ordnete konsequent alle Inschriften mit dem Thronnamen Meri-re dem ersten, alle Inschriften mit dem Thronnamen Neferka-re dem zweiten Pepi zu (Pepi I. [ebd. 295-315]; Pepi II. [377-385]). Ein anderes Unterscheidungskriterium hatte er nicht. Aus dem gleichen Grund wurde eine in Saqqara-Süd gefundene Pyramide Pepi II. zugeschrieben:

„Jedenfalls hatte er reichlich Zeit, sich dem Bau seiner Pyramide 9 in Saqqara-Süd zu widmen, die an Größe jede seiner unmittelbaren Vorgänger übertraf“ [Gardiner, 109 f.].

Sie ist heute stark verfallen. Bei einer Seitenlänge von 79 m war sie etwa 53 m hoch. Diese Maße entsprechen dem angegebenen Durchschnitt der Pyramiden der 5. Dynastie, so dass ich Gardiners Argument für eine sehr lange Regierungszeit des Pepi II. (als Neferir-ka-re!) nicht folgen kann. Übrigens handelt es sich um eine Pyramide aus Kalkstein, deren Bauweise sich nicht grundlegend von denen der 5. und 6. Dynastie unterscheidet [vgl. Stadelmann, 195-201; Vermer, 399-405].

Africanus und Eusebios gaben übereinstimmend an, dass Phiops 94 Jahre regiert habe. Beide bemerkten zu ihm: „Begann im Alter von sechs Jahren zu regieren und wurde hundert Jahre alt.“ Viele Autoren, wie Helck und Hornung, akzeptierten diese Angaben, einige hatten aber auf Grund der Inschriften Zweifel:

„Das höchste sicher gelesene Datum ist das »Jahr nach der 31. Zählung« (= 63. Jahr; Graffito in Hatnub). Ein Graffito aus dem Totentempel P.s, das vielleicht die 32. Zählung (= 64. Jahr) nennt und ein Begräbnis erwähnt, kann möglicherweise (so H. Goedicke) auf die Bestattung des Königs selbst bezogen werden“ [Schneider, 193].

Beckerath und Goedicke neigten deshalb dazu, eine Regierungszeit von 'nur' 64 Jahren anzunehmen [ebd.]. Diese Auffassung hat sich durchgesetzt; alle gegenwärtigen Autoren sind der Ansicht, dass er 64 bis 66 Jahre regiert hat. Mir erschien es schon recht früh sehr seltsam, dass kurz hintereinander zwei Herrscher mit dem gleichen Eigennamen jeweils so lange Zeit regiert haben sollen. Ich hatte anfänglich verschiedene Vermutungen geäußert, zu denen ich nicht mehr stehe, betonte aber:

„Dieser Pepi II. ist m. E. entweder von der späteren Geschichtsschreibung erfunden, mit Pepi I. identisch oder gehört in eine andere Zeit“ [Aeg. II, 65].

Ausgangspunkt meiner weiteren Studien war, dass im Halbfeld II B der *Tafel von Karnak*, nach Teti und vor Merenre, nur ein einziger „Pepi“ genannt wurde und dass in diesem Halbfeld kein Herrschernamen zerstört ist.

Die Konstruktion der „zwei Pepi“ beruht vor allem auf der Annahme, dass diese zwei verschiedene Thronnamen hatten und deshalb nicht identisch sein können: Um diese Behauptung zu bekräftigen, schrieb Beckerath [1997, 151, Anm. 664]: „Vor der III. Zwischenzeit war es unmöglich, daß gleichnamige Könige den gleichen Th[ronnamen] führten.“ Ich nehme an, dass er diesen Satz ohne nachzudenken, im Eifer des Gefechts niedergeschrieben hat. Es steht nämlich fest, dass schon Pepi I. hintereinander zwei verschiedene Thronnamen geführt hat: „Tetis Sohn Phiops (Pepi) I. [...] hat seine Titulatur im Laufe seiner langen Regierung mehrfach geändert“ [Hornung, 37].

Gardiner [101] wunderte sich, aus welchen Gründen Pepi I. seinen ursprünglichen Namen Nefersahor in Merire änderte. Schneider [191] schrieb über Pepi II., dass für diesen zwei Thronnamen belegt sind. Nach Eder/Renger [36] waren dies nacheinander „Nfr-sa-re“ und „Mry-re“. Selbst Beckerath [162] gab zwei Thronnamen des Pepi I. an: „Men-nofre“ und „Merire“. (Auch ein bedeutender Ägyptologe kann, wenn er polemisiert, ein Eigentor schießen!) Insofern ist es nicht auszuschließen, dass Pepi auch noch einen dritten Thronnamen – Neferkare – angenommen hat. Mit dieser Annahme entfällt das gewichtigste Argument gegen die These, Pepi I. und II. zu identifizieren.

Auch ein Vergleich der beiden Lebensläufe erbringt soviel Gemeinsamkeiten, dass diese nicht mehr zufällig sein können. Alle Ägyptologen sind sich einig, dass Pepi I. nach der Ermordung seines Vaters sehr jung König wurde. In einer Sinai-Inschrift wurde Pepi in seinem 4. Regierungsjahr zusammen mit seiner Mutter Iput (jeweils mit Eigennamen) genannt. Nach den Erkenntnissen von z. B. Lauer [1988b, 82] und Verner [387 ff.], die vor allem auf der Erforschung der Inschriften einer Neben-Pyramide beruhen, kann wohl kaum noch ein Zweifel daran bestehen, dass Iput die Mutter Pepis I. war, obwohl sie in populären Texten ohne Begründung oft als Ehefrau des Pepi I. und Mutter des Pepi II. bezeichnet wird.

Die m. E. unbegründete Zweiteilung eines Pharaos ist offenbar während der 19. Dynastie erfolgt, um auch so die ägyptische Geschichte zu verlängern. Da sie von Manetho und danach von führenden Ägyptologen übernommen wurde, ist es schwierig, diese zu überwinden.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass in der Pyramide des Pepi I. keine Leichenreste gefunden wurden, wohl aber in der Pyramide des Pepi II., in der sich auch ein Sarkophag und ein Kanopenkasten befanden.

## Zu Merenre

Auch Merenre wurde zweigeteilt: Merenre I. gilt als Sohn des Pepi I. und Vater des Pepi II., Merenre II. als Sohn des Pepi II. Historisch fassbar ist nur Merenre I. (bei Schneider: Anti-emsaf I.). Die Trümmer seiner Pyramide befinden sich in Saqqara-Süd, umweit der Pyramiden, die Pepi I. und II. zugeordnet werden [Verner, 399]:

„Maspero fand in der Pyramide des Merenre die Mumie eines jungen Mannes, der die Haare zu einer Seitenlocke gekämmt hatte, wie es im alten Ägypten nur bei Kindern vorkam [...] der König regierte offensichtlich kurz und starb sehr jung, wofür auch die Tatsache spricht, daß keinerlei Hinweise auf eine Gemahlin oder Kinder bekannt sind. Der goldene Anhänger, auf dem die Namen Merenres und seines Vaters Pepi I. nebeneinander stehen, gilt als Beleg ihrer Koregentschaft, der erste seiner Art.“

Kein Ägyptologe wunderte sich darüber, dass schon im „Alten Reich“ eine Mumifizierung erfolgt ist; allgemein gilt als erste Mumie die des Seqenenre (späte 17. Dyn.). Ich betrachte diesen Mumienfund als gewichtiges Argument dafür, dass Merenre tatsächlich im -1. Jtsd. gelebt hat.

Die höchste für Merenre I. überlieferte Jahreszahl ist das Jahr 5 nach der „Zählung“; wie üblich wird darüber gestritten, ob er 6 oder 10 Jahre regiert hat. Obwohl Africanus die Regierungszeit des „Methusuphis“ mit 7 Jahren angab, gehen gegenwärtige Autoren durchweg davon aus, dass er 5 bis 6 Jahre regierte. Über Merenre II. ist nichts Sicheres bekannt. Schneider [79] schrieb:

„Einziges Dokument der Regierung ‘A.s [=Anti-emsafs II.] ist *wahrscheinlich* das Schutzdekret für den Kult der Königsmütter ‘Anchenesmerire’ und Neith von der Pyramidenanlage der Königin Neith in Saqqara-Süd“ [Hvhg. K.W.].

Merenre II. verdankt seine Existenz den späten Herrscherlisten. In der Tafel von Abydos (nicht in der von Saqqara) folgt dem Neferkare ein „Meren-re“, in der Liste des Africanus dem Phiops ein „Mentesuphis“. Da der 6. König der Kolumne IV des *Turiner Papyrus*, dessen Name nicht zu lesen ist, 13 Monate regiert haben soll, gilt diese Regierungslänge unter Ägyptologen als gesichert.

Aufschlussreich ist die autobiographische Inschrift des Una, die in einem Grab bei Abydos gefunden wurde [Text: Breasted, I:291-324; Struwe, 46-50]. Er diente danach als Beamter hintereinander Teti, Pepi und „Merenra“; nur durch ihn erfahren wir interessante Einzelheiten über das Leben des Pepi und seines Nachfolgers, der danach einige Jahre gelebt hatte. Seinen Tod erwähnte er nicht mehr; unerwähnt blieb dessen angeblicher Bruder Pepi/Neferkare.

Wie Thutmosis III. gehe ich davon aus, dass es drei Herrscher der 6. Dynastie gab. Ihre wahrscheinliche Regierungsdauer war:

Teti: 10 Jahre  
Pepi: 64 Jahre  
Merenre: 7 Jahre

### Zu Nitokris

Africanus bezeichnete diese als sechsten und letzten Herrscher der 6. Dynastie, der 12 Jahre regiert hat. Eusebios rechnete seiner „6. Dynastie“ nur diese Königin zu. In den Listen von Abydos und Saqqara sucht man vergeblich nach einem Namen, der mit ihr in Verbindung gebracht werden kann. Zeitgenössische Denkmäler wurden nicht gefunden; Versuche, sie mit Neith, der Ehefrau des Pepi (II.) zu identifizieren, hat Schneider [182] als „äußerst spekulativ“ bezeichnet. Deshalb erstaunt es, dass er wie alle anderen gegenwärtigen Autoren von ihrer Historizität ausgehen. Allgemein wird ihr, ohne Begründung, eine Regierungszeit von 2 Jahren zugebilligt. Manetho hatte Nitokris offensichtlich von Herodot [II:100] übernommen. Ich habe sie mit Nefrusobek, der Schwester des Amenemhet IV., der kurze Zeit in Theben regierte, identifiziert.

### Zu den Statuen der 6. und der 12. Dynastie

Illig [H/1, 212 ff.] ist im „Pharaonen-Buch“ näher auf die Probleme der Erzgießerei im alten Ägypten eingegangen, wobei er besonders auf die Kupferstatuen des Pepi (I.) und seines noch kleinen Sohnes Merenre hinweist:

„Es handelt sich um ein Sphyrelaton, das auf einen Holzkern genagelt worden ist. Niettechnik und Anstückelung von gegossenen Teilen – nämlich Kopf, Füße und Hände – sind bekannt, und die Augen bestehen [...] aus Quarz und Obsidian. Wäre Pepi I. ein griechischer Herrscher gewesen, würden alle Gelehrten seine Statue dem Zeitraum zwischen →750 und →500 zuweisen. Ihre eingelegten, lebensvollen Augen widersprächen diesem Ansatz keineswegs.“ [ebd. 212]

Illig verglich die Pepi-Statue mit einer Statue des Amenemhet III. (12. Dyn.):

„Sie ist im Gegensatz zur Pepi-Statue nicht aus Blechen vernietet, auch nicht hohl gegossen, sondern trotz einer Höhe von ca. 60 cm massiv“ [ebd. 214].

„Die Statue von Amenemhet III. wäre als griechische Arbeit – nach der schon begründeten Streichung »Dunkler Jahrhunderte« und der Eliminierung des zu frühen Olympiadendatums – wegen der Einlegearbeiten im →8./7. Jh., wegen des unvollendeten Massivgusses im →7./6. Jh. anzuseiden“ [ebd. 216].

Trotzdem halte ich es nicht für bewiesen, dass Amenemhet III. ein Jahrhundert vor Pepi lebte. Mangels konkreter Informationen halte ich es auch für möglich, dass es sich um eine Statue des Amenemhet I. oder II. gehandelt hat, was vieles erklären könnte. Möglich ist auch, dass damals in Lischt noch eine ältere Gusstechnik gepflegt wurde, auf keinem Fall möchte ich aus Einzelfunden, um die es sich auf jeden Fall handelt, grundlegende chronologische Schlussfolgerungen ziehen.

Mit den Pfeilen kennzeichnete Illig die von ihm vorgeschlagenen neuen Jahreszahlen, Auf Grund einer Studien vertrete ich jedoch die Auffassung, dass sowohl Pepi wie auch Amenemhet III. real ins -9. Jh. zu datieren sind, auf jeden Fall aber ins -1. Jtsd., worauf es letztlich ankommt. Ich gehe somit davon aus, dass 6. und 12. Dynastie fast gleichzeitig nebeneinander bestanden haben. Es gibt jedoch keine inschriftliche Belege dafür, dass die in Lischt residierenden Könige der 12. Dynastie jemals Memphis beherrschten.

### *Die Klagen des Ipuwer*

Im Museum von Leiden/NL befindet sich der *Papyrus Nr. 344*, der in der Nekropole von Saqqara gefunden wurde. Er wird allgemein als *Die Klagen des Ipuwer* bezeichnet [Text: Struwe, 75-81]. Der Anfang und Ende des Textes ging leider verloren; in der Mitte befinden sich große Lücken:

„Der Schrift und Orthographie nach stammt er aus dem Ende des Neuen Reiches (ungefähr 1300 v. u. Z.); seine Sprache weist aber in eine weit frühere Zeit: 2000 – 1700 v. u. Z. Daher ist anzunehmen, daß der Schreiber, der um 1300 v. u. Z. lebte, den Text von einem bedeutend älteren abgeschrieben hat“ [Struwe, 75; er datierte den Text an das Ende der 12. Dynastie].

Auch Gardiner [118] war von der Zuverlässigkeit des Textes überzeugt:

„das von dem Zustand des Landes vermittelte Bild ist unmöglich der Phantasie eines [späteren] Erzählers zuzutrauen; er paßt auch in keinen anderen Abschnitt der ägyptischen Geschichte als in den unmittelbar nach dem Ende des Alten Reiches.“

Im Text ist vom Einfall der „Asiaten“ die Rede; gemeint sein können nur die Hyksos, deren Einfall ich etwa auf das Realjahr -800 datiert habe. Aus ihm ist zu entnehmen, dass kurz vor der Eroberung von Memphis hier eine „soziale Revolution“ stattgefunden haben muss. Leider kann ich hier nur einige Passagen zitieren:

„Die wohlhabenden Leute müssen an den Handmühlen arbeiten. Die, die gekleidet waren in feine Linnen, hat man mit Stöcken geschlagen.[...] Geöffnet sind die Archive, gestohlen sind aus ihnen die Steuererklärungen. Die Sklaven wurden Sklavenhalter. [...] Die Beamten wurden erschlagen. Ihre Dokumente wurden fortgenommen. [...] Die Schreiber,

die die Ernteerträge aufzeichneten, ihre Listen wurden vernichtet. Das Korn Ägyptens wurde Gemeingut aller. [...]

Der König wurde von armen Leuten ergriffen. [...] Entzogen wurden dem Lande die königliche Macht von einfachen Menschen, die die Regierungsgeschäfte nicht kannten. [...] Die Menschen schritten zur Meuterei gegen die Uräus-Schlange des Re. [...] Die Hauptstadt, sie wurde in einer Stunde zerstört. [...] Die prächtige Gewänder besaßen, die gehen in Lumpen. [...] Die einfachen Leute des Landes wurden reich, Die Reichtümer besaßen, wurden mittellos“.

Vercoutter [293] schrieb:

„Als es beim Tode Pepis II. aus uns unbekanntem Gründen zu einer dynastischen Krise kommt, bricht die Zentralverwaltung von Memphis, wie es scheint, unter der Erschütterung einer sozialen Revolution zusammen.“

Löst man sich von den chronologischen Fesseln der herrschenden Lehre und ordnet man den Papyrus von Leiden der Zeit unmittelbar vor der Eroberung von Memphis zu, ist es möglich, deren wirkliche Geschichte etwas besser zu verstehen.

### Zur 7. und 8. Dynastie

Merenre dürfte noch vor der Revolution verstorben sein, schließlich wurde er mumifiziert und in seiner Pyramide beigesetzt. Ich vermute, dass ihm sein Halbbruder **Nebi** gefolgt ist, ein Sohn des Pepi II. und der Anchesespepi, deren Grab mit entsprechender Inschrift in der Iput-Pyramide in Saqqara gefunden wurde. Dieser führte denselben Thronnamen „Neferkare“ wie sein Vater und wurde auch in der *Abydos-Liste* unter Nr. 43 als Nachfolger eines „Neferkare“ genannt [Beckerath 1997, 149]. Sein Pyramidenbezirk kam jedoch über die Planung nicht hinaus [Schneider, 175; zu Neferkare Nebi]. Dies spricht dafür, dass Nebi der König war, der durch die Revolution gestürzt wurde.

Laut Africanus wurde Memphis nach dem Ende der 6. Dynastie 70 Tage von 70 Königen, nach Eusebios 75 Tage von 5 Königen regiert. Das kann nur bedeuten, dass die Stadt von einem Kollektivorgan regiert wurde; die fünf „Könige“ des Eusebios könnten dessen „Präsidium“ gewesen sein. Diese wurden von den beiden Exzerptoren als **7. Dynastie** bezeichnet. Während Gardiner und Vercoutter, die sich beide auch auf den *Leidener Papyrus* bezogen, die Existenz dieser Dynastie für wahrscheinlich hielten, wurde diese von späteren Autoren, die anscheinend eine „soziale Revolution“ im alten Ägypten für höchst suspekt hielten, wegen des angeblichen Fehlens inschriftlicher Belege strikt abgelehnt. So schrieb Schneider [316] schlicht zur 7. Dynastie: „existiert nicht“. Eder/Renger [36] bezeichneten sie etwas vorsichtiger als „vermutlich fiktiv“, Truhart ignorierte sie kommentarlos.



Nach Manetho folgte der 7. die **8. Dynastie**; die Exzerptoren nannten jedoch keine Namen. Laut Africanus regierten 27 Könige 146 Jahre, laut Eusebios nur 5 Könige 100 Jahre. Im *Turiner Papyrus* sind in der Kolumne IV die Namen von Neit-aqerti, Neferka[...], Nefer[...] und Ibi lesbar. Nur der Letztgenannte, der 2 Jahre regiert haben soll, konnte durch seine kleine Pyramide in Saqqara-Süd identifiziert werden. Üblich ist es, die in der Abydos-Liste unter den Nrn. 40 bis 56 genannten 17 Herrscher als Könige der 8. Dynastie zu bezeichnen. Einzelstudien ergaben viele Widersprüche, so dass z.B. die Autoren von „semataui“ schrieben: „Die Reihenfolge ist völlig unsicher.“ Gegenwärtige Autoren verzichten deshalb darauf, sich auf eine Pharaonenabfolge festzulegen. Eder/Renger [36] schrieben zur 8. Dynastie: „Mehrere Herrscher aus Memphis, meist sehr ephemere; hier im einzelnen nicht aufgeführt.“

Beckerath [1997, 188] vermutete eine Gesamtdauer der Dynastie von 46 Jahren, ihm folgten kritiklos Eder/Renger. Schneider [316] dagegen gab ohne Begründung 37 Jahre an. Weitaus kritischer war Vercoutter [294]:

„Dies ist die dunkelste Epoche der gesamten Ersten Zwischenzeit, und die Spezialisten sind noch weit davon entfernt, mit ihren Ansichten über den Ablauf ihrer Ereignisse und über ihre Dauer übereinzustimmen. Nachdem man ihr früher eine Dauer von 40 oder 50 Jahren zugeschrieben hat, schlägt man neuerdings vor, diese auf 21 Jahre zu reduzieren (W. C. Hayes). Sie ist wesentlich eine Periode dynastischer Anarchie.“

William C. Hayes (1903–1963) veröffentlichte seine m. E. gut begründete Auffassung zwar schon 1953, vertrat sie aber auch 1961 als Mitautor von Band I der *Cambridge Ancient History*. Beckerath [1997, 148-152] stützte sich dagegen auf die Liste von Abydos, ohne zu berücksichtigen, dass diese offensichtlich Verdopplungen enthält und viele Herrscher schlicht erfunden worden sind.

Inschriftlich belegt sind nur Menka-re (Nr. 41), Neferka-re (Nr. 42), Neferka-min (Nr. 47), Nika-re (Nr. 48), Neferka-hor (Nr. 50) und Qa-ka-re Ibi (Nr. 53); letzterer durch seine Pyramide [Verner, 415 f.]. Menka-re und Neferka-re wurden zusammen auf einem Rollsiegel abgebildet und waren offenbar Mitregenten [so Kaplony 427 ff.; Tafel 113 f.].

Wie Vercoutter [295 f.] betrachte ich diese Herrscher als jeweils nur kurz (und vielleicht auch nebeneinander) amtierende Könige während der Zeit der im Leidener Papyrus geschilderten Revolution. Offenbar wurden sie nach dem Sturz des alten Königs (Nebi) eingesetzt. Ipuwer beschwor jedenfalls den zu seiner Zeit amtierenden König, Ordnung zu schaffen:

„Die Gerechtigkeit ist mit dir, doch was du unter dem Grollen der Revolte unter dem Land verbreitest, ist Verwirrung. [...] Befiehl doch, daß man dir Rechenschaft ablegt.“

Flavius Iosephus bezeichnete in seiner Schrift *Contra Apionem* [I:14] als letzten Herrscher von Memphis vor der Eroberung durch die Hyksos einen „Timaos“ bzw. „Tutimaios“ (Schreibvarianten verschiedener Handschriften). Wie ich schon darlegte, scheint dieser mit dem mehrfach inschriftlich erwähnten „Dedumose“ identisch zu sein. Beckerath betrachtete ihn als Herrscher der dubiosen 13. Dynastie. Schneider [109] war anderer Meinung:

„Tatsächlich könnte der epigraphisch belegte D.[Dedumose] (nach D. Franke etwa um 1640 v. Chr.) Zeitgenosse des ersten Hyksos Salitis (1630–1615) gewesen sein.“

Er dürfte der letzte Herrscher der 8. Dynastie gewesen sein, der im Realjahr -792 von Salitis besiegt worden ist.

### Zur realen Chronologie der 4. bis 8. Dynastie

Ich habe die Regierungszeit des ersten Großhyksos Salitis auf die Zeit von -792 bis -777 datiert. Hiervon ausgehend, ist es möglich, die realen Regierungszeiten der vorangehenden Herrscher mit einem Unsicherheitsfaktor von einigen Jahren zu datieren:

970–946	24 Jahre	Snofru (wahrsch. Herrscher der 2. Dynastie: s. Teil 6).
946–898	48 Jahre	5. Dynastie (Userkaf-Unas- Linie)
898–888	10 Jahre	Teti
888–824	64 Jahre	Pepi I. = Pepi II.
824–817	7 Jahre	Merenre I. = II.
817		7. Dynastie (Beginn der Revolution)
817–815	2 Jahre	Nebi
815–792	23 Jahre	8. Dynastie

Jede weitere Verkürzung ist nach meiner Überzeugung nicht in Einklang mit den zeitgenössischen Inschriften zu bringen.

### Teil 4: Weitere Dynastien

Manetho erwähnt noch weitere Dynastien, die nach der herrschenden Lehre zeitweilig ganz Ägypten beherrschten, womit dessen Geschichte um weitere Jahrhunderte verlängert wurde. Tatsächlich handelt es sich um mehr weniger große örtliche Fürstentümer, die neben Theben, Lischt und Memphis vor der Einigung Ägyptens (18. Dynastie) Teile des Niltals beherrschten.

### Herakleopolis (9. und 10. Dynastie)

Herakleopolis lag südlich von Memphis im Fayyum; bis zu ihrer Eroberung durch die Herrscher der 12. Dynastie bewahrte sie ihre Selbständigkeit. Ame-

nemhet I. und Sesostris (I.) errichteten hier einen großen Tempel für den Gott Herischef. Da die Griechen diesen später mit Herakles gleichsetzten, wurde die Stadt in der Ptolemäerzeit nach diesem benannt. Heute sind nur noch wenige Ruinen erhalten.

In allen konventionellen Darstellungen heißt es, dass die Gaufürsten von Herakleopolis nach der 8. Dynastie Memphis beherrscht hätten. Inschriftliche Belege hierfür gibt es nicht; die Behauptung wird allein darauf gestützt, dass Manetho die Herrscher der 9. und 10. Dynastie, die er als „Herakleopoliten“ bezeichnete, nach denen der 8. Dynastie nannte. Kein Ägyptologe erwog, ob die Herrscher dieser Dynastie gleichzeitig mit frühen Herrschern des Memphis-Gaues beherrscht haben können. Auf diese Weise wurde jedenfalls die Geschichte Ägyptens um mindestens ein Jahrhundert verlängert:

Clayton [70]:	2160-2040	120 Jahre
Beckerath [1997, 188]:	2170/2120–2025/2020	100–145 Jahre
Schneider [316]:	2331/2161–1990/1970	141–191 Jahre
Eder/Renger [36]:	wie Beckerath	
Truhart [224]:	2135–2935	100 Jahre

Die Manetho-Exzerptoren berichteten übrigens noch höhere Zahlen, bis zu 285 Jahre:

	9. Dynastie	10. Dynastie
Africanus:	19 Könige, 146 Jahre	4 Könige, 100 Jahre
Eusebios:	4 Könige, 100 Jahre	19 Könige, 185 Jahre.

Beide nannten nur einen Namen, Anthoes, mit der übereinstimmenden Glosse: „Grausam, verfällt in Wahnsinn, von Krokodil gefressen.“

Im *Turiner Papyrus* wurde in Kolumne IV tatsächlich ein „Achttoi“ genannt, die weiteren Namen sind zerstört oder verstümmelt. Umstritten ist, ob der in einem Fragment genannte Neferkare überhaupt hierhin gehört [Gardiner, 498]. Manche Ägyptologen haben trotzdem versucht, eine Königsabfolge auf dieser Grundlage mit Hilfe von Inschriften, deren Zuordnung jedoch unklar ist, zu konstruieren; viel ist dabei nicht herausgekommen [vgl. „sema-tai“].

Interessant ist, dass die „Herakleopoliten“ in den Listen von Karnak, Abydos und Saqqara völlig fehlen. Nicht einmal die Geschichtsfälscher der 19. Dynastie kamen somit auf den Gedanken, auf diese Weise die ägyptische Geschichte zu verlängern.

### Zur 13. Dynastie

Die Darlegungen konventioneller Ägyptologen zu dieser angeblichen Dynastie ähneln auffallend denen, die schon zur 9. und 10. Dynastie vorgetragen

wurden. Africanus und Eusebios äußerten sich nach der 12. zur 13. Dynastie („Diaspolitener“) nur recht kurz: Beide nannten keine Namen; übereinstimmend gaben sie an, dass 60 Könige insgesamt 453 Jahre geherrscht hätten. Auch in diesem Fall schwiegen die Listen von Abydos und Saqqara über diese „Pharaonen“.

Trotzdem betrachten alle konventionellen Ägyptologen die Herrscher dieser Dynastie als Könige, die nach der 12. Dynastie länger als ein Jahrhundert Ägypten beherrscht hätten. Selbst Vercoutter [346-350] und Clayton [90-92] hatten keine Zweifel hieran.

Vercoutter [347]:	1786–1633	153 Jahre
Clayton [90]:	1782–1650	132 Jahre
Beckerath [1997, 189]:	1794/3–1648/5	146 Jahre
Schneider [317]:	1759–1630	129 Jahre
Eder/Renger [36]:	wie Beckerath	
Truhart [224 f.]	1785–1635	150 Jahre.

Natürlich wurde versucht, eine Pharaonenabfolge dieser Dynastie zu konstruieren. Grundlage bildeten die Kolumnen VI (5-27) und VII (1-21) des *Turiner Papyrus* [vgl. Beckerath 1997, 137 f.; 210 f.]. Es wurden auch tatsächlich Inschriften einzelner dort angeführter Herrscher in verschiedenen Orten Mittel- und Oberägyptens gefunden. Sieht man sich die Informationen über diese näher an [vgl. die Einzelbeiträge bei Schneider und „Semataui“], kann man unvoreingenommen nur zu dem Ergebnis kommen, dass es sich lediglich um örtliche Gaufürsten gehandelt haben kann. Ich möchte darauf verzichten, auf diese 60 „Pharaonen“ (Beckerath beschränkte ihre Zahl auf ‘nur’ 45) näher einzugehen.

Ich halte es für möglich, dass einige derselben noch zur Hyksos-Zeit als Vasallen amtierten. Hierzu rechne ich „Userkaf Chendjer“, auf dessen Pyramide in Saqqara-Süd Illig [H/I 86, 126] unter diesem Aspekt einging. Diese Pyramide übernahm die Absicherungen der Pyramiden der 12. Dynastie und der Hyksos-Zeit („Djoser“), war aber noch ein Lehmziegelbau mit einem Außenmantel aus Kalkstein [vgl. Verner, 480]. Der für ägyptische Verhältnisse ungewöhnliche Name Chendjer bedeutet Eber, weshalb angenommen wird, dass dieser „Pharao“ ein Asiate war.

### Xoïs (14. Dynastie)

Diese Stadt, ägyptisch angeblich Chaset oder Ka-suut genannt, soll unweit des Dorfes Sakkra auf einer Insel im Nildelta, zwischen dem sebennytischen und dem phatnischen Arm des Nils gelegen haben. Sie interessiert hier nur, weil Africanus und Eusebios übereinstimmend der 13. eine 14. Dynastie (Xoïten) mit 86 Königen in 184 Jahren folgen ließen; Namen nannten sie nicht.

Herrscher dieser Dynastie wurden anscheinend im *Turiner Papyrus* erwähnt (Kolumne VIII), sonst aber nirgends Inschriften gefunden. Noch Clayton [92] sprach ihr 42 Jahre zu, bezeichnete sie aber als „nebulös“. Schließlich erkannten alle Ägyptologen an, dass es sich nur um „Kleinkönige im Deltabereich“ [Eder/Renger, 37; vgl. Beckerath 1997, 187] handelte. Immerhin wurde so anerkannt, dass Dynastien auch „nebeneinander“ bestanden haben.

### Teil 5: Synchronismen

Alle meine Studien haben ergeben, dass es vor Ahmose kein einheitliches Ägypten gegeben hat. Für dieses gab es, wie Michael Mann [183-193] überzeugend begründet hat, überhaupt keine ökonomische Notwendigkeit. Weiter hat sich ergeben, dass die Könige von Memphis nicht ganz Unterägypten, die Könige von Lischt nicht ganz Mittelägypten und die Könige von Theben nicht ganz Unterägypten, auf keinen Fall aber ganz Ägypten beherrschten. Auch viele andere Gaufürsten (Nomarchen) bewahrten bis zur Hyksos-Zeit ihre Unabhängigkeit, auch wenn sie sich formell als „Könige von Ober- und Unterägypten“ bezeichneten. Dass die Pharaonen des „Alten“ und „Mittleren Reiches“ ganz Ägypten beherrschten, wird durchweg damit begründet, dass Keramikstücke mit ihren Inschriften überall in Ägypten gefunden wurden. Kein konventioneller Ägyptologe zog die weitaus wahrscheinlichere Möglichkeit in Betracht, dass diese auf dem Handelsweg zu ihren Fundorten gekommen sind!

Diese Ägyptologen beziehen sich gern auf die Insel Elephantine (Abu), der strategisch gut gelegenen Pforte zum nördlichen Nubien. Dort wurden Inschriften der 6. Dynastie (-24./23. Jh. = „Altes Reich“), 11. Dynastie (-22./21. Jh. = „Erste Zwischenzeit“) und 12. Dynastie (-20./19. Dyn. = „Mittleres Reich“) gefunden, woraus stets geschlossen wurde, dass diese nacheinander, durch viele Jahrhunderte getrennt, die Insel beherrscht hätten. Nach meiner Rekonstruktion waren die Herrscher dieser Dynastien auch nur Gaufürsten, die nebeneinander etwa gleichzeitig, im -9. Jh., in Memphis, Lischt und Theben regierten. Daraus ergeben sich Konsequenzen.

In der frühen europäischen Neuzeit galt das Recht der „Freiheit des Meeres“, im frühen Ägypten entsprechend das Recht der „Freiheit des Nils“. Alle Nomarchen hatten Interesse an Handels- und Beutezügen nach Nubien, um dort Rohstoffe (und Sklaven) zu erlangen. Sie hatten aber auch kein Interesse, sich gegenseitig hierbei zu behindern, zumal sie auf den freien Zugang zu den Häfen längs des Nils angewiesen waren. Unbestritten ist, dass der Aufstieg Thebens gerade auf der Bedeutung seines Hafens als Zwischenstation beruhte. Sie hatten auch kein Interesse, sich auf Elephantine zu bekämpfen, hinterließen aber ihre Denkmäler. Wie sich aus anderen Inschriften ergibt,

wurde die Insel selbst von einheimischen Gaufürsten beherrscht, die durch den Handel zu großem Wohlstand kamen. Entsprechend gehe ich davon aus, dass Abydos bis zur Hyksos-Zeit von einheimischen Herrschern der 1. Dynastie) regiert wurde, auch wenn Nomarchen anderer Gaue in der „heiligen Stadt“ Bauten errichten ließen (Näheres hierzu in Teil 6).

Bevor ich mein neues Zeittableau der realen ägyptischen Geschichte von Snofru bis zu Echnaton zur Diskussion stelle, möchte ich noch einmal betonen, dass dieses auf den Erkenntnissen des 'Pharaonen-Buches' beruhen, denen ich weitgehend folge. Als besonders wichtig betrachte ich die Erkenntnis, dass die Bauten der angeblichen 3. Dynastie tatsächlich in der Hyksos-Zeit und die meisten Bauten der 4. Dynastie tatsächlich in der Amarna-Zeit entstanden.

Obwohl die verbleibenden „Herrscher“ nebeneinander regierten, gab es in den einzelnen Gauen natürlich auch ein „Nacheinander“. Das ergibt sich besonders aus der Entwicklung des Bauwesens und wird durch die zuverlässige *Tafel von Karnak* bestätigt.

#### **Von ca. -1100 bis ca. -1000**

Badari-Naqqada-Kulturem = „Protodynastische“ Zeit (s. Teil 6)

#### **Von ca. 1000 bis ca. 900**

in Abydos frühe 1. Dynastie (s. Teil 6)

in Memphis-Gau (Unterägypten):

vor 970 2. Dynastie (s. Teil 6)

970–946 Snofru

946–898 5. Dynastie (Gründung von Memphis)

in Herakleopolis: 9./10. Dynastie

in Theben frühe Herrscher (u. a. Sechemenre-smentowe = Djehuti)

#### **Von ca. 900 bis ca. 800**

in Memphis

898–888 Teti

888–824 Pepi I. = Pepi II.

824–817 Merenre I. = Merenre II.

817–815 Nebi

815–792 8. Dynastie

in Lischt

892–889 Amenemhet I.

883–853 Amenemhet II.

853–808 Senwosrat (Sesostris) I. = III.

808–800 Amenemhet III.

in Abydos Späte Herrscher der 1. Dynastie (siehe Teil 6)

in Theben 11. Dynastie

In Mittel- und Oberägypten Gaufürsten der 13. Dynastie

## Von ca. 800 bis 750

Große Hyksos:

792–777 Salitis = Scharek = „Nebka“

777–764 Bnon = Chajan = „Djoser“

764–750 Apophis = „Sechemchet“;

daneben (in Delta und Unterägypten) Kleine Hyksos; 14. Dynastie

daneben in Mittel- und Oberägypten:

Späte Herrscher der 13. Dyn. (z. B. Userkaf Chendjer)

daneben in Theben:

800–775 Frühe 17. Dynastie

775–750 Späte 17. Dynastie

## Von 750 bis 547 (Frühe 18. Dynastie)

750–725 Kamose = Ahmose

725–704 Amenophis II.

704–692 Thutmosis I. = Nebchepetre Mentuhotep

692–684 Thutmosis II. = Senachkare Mentuhotep

684–663 Hatschepsut

684–630 Thutmosis III. (Verfasser der *Karnak-Tafel*)

630–604 Amenophis II.

604–595 Thutmosis IV. = „Mykerinos“

595–564 Amenophis III. = „Chephren“

564–547 Echnaton = „Cheops“

Im abschließenden Teil 6 werde ich die Problematik des **frühesten Ägypten** erörtern. Es geht vor allem um die Neqada-Kulturen und die ersten beiden „thinitischen“ Kulturen des Manetho. Die Stadt „Thinis“ soll unweit von Abydos im 8. Gau gelegen haben; ihre Überreste wurden nicht gefunden.

In Saqqara wurden keine Bauten der 1., wohl aber solche aus der 2. Dynastie gefunden; in Abydos dagegen wurde kein Herrscher der 2., wohl aber neun Herrscher (mit Perabsen) der 1. Dynastie bestattet. Die Vermutung liegt somit nahe, dass die Herrscher dieser beiden Dynastien nicht nacheinander, sondern nebeneinander regiert haben, im 8. Gau (1. Dyn.) und im 23. Gau (2. Dyn.). Die ersten fünf Herrscher der 2. Dynastie können die Vorfahren des Snofru, der letzte (Senadj) sogar mit ihm identisch gewesen sein. Viel spricht auch dafür, dass die Herrscher der 1. Dynastie bis zur Hyksos-Zeit den 8. Gau beherrscht hätten, womit eine weitere Lücke meines Zeittableaus geschlossen wäre. Auch „Narmer“ (angeblich „0. Dynastie“) dürfte tatsächlich in der Hyksos-Zeit gewirkt haben [so schon H/I, 230].

### Weitere Literatur

„Akhet – The Horizon“ (2009): *The Provinces of Ancient Egypt. Sepats (Nomes) & their Main Cities*: [www.philae.nu/akhet/nomes.html](http://www.philae.nu/akhet/nomes.html)

- „Gauc“ (2009) = *Gauc im Alten Ägypten*  
[www.mein-altaegypten.de/internet/Alt\\_Aegypten\\_2/geschichte/...](http://www.mein-altaegypten.de/internet/Alt_Aegypten_2/geschichte/)
- Goedicke, Hans (1967): *Königliche Dokumente aus dem Alten Reich* (Ägyptologische Abhandlungen, Bd. 14); Wiesbaden
- Gomaá, Faruk (1980): *Ägypten während der ersten Zwischenzeit* (Tübinger Atlas des Vorderen Orients, Beiheft 27); Wiesbaden
- Hayes, William C. (1953): *The Scepter of Egypt. Part I: From the Early Times to the End of Middle Kingdom*; New York
- Heeren, Arnold Hermann Ludwig (1817): *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Zweyter Theil: Afrikanische Völker. Zweyte Abtheilung: Ägypten*; Wien
- Helck, Wolfgang (1974): *Die altägyptischen Gaue* (Beihefte zum Tübinger Atlas des Vorderen Orients. Reihe B, Nr. 5); Wiesbaden
- Kaplony, Peter (1981): *Die Rollsiegel des Alten Reiches*; Brüssel
- Mann, Michael (1990): *Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike*; Frankfurt/M. · New York
- Steindorff, Georg (1909): *Die ägyptischen Gaue und ihre politische Entwicklung*. (Abhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften. Nr. 25); Leipzig
- Stralau, Anika (2009): Leserbrief; in *Neues Deutschland*, 5. 10. 2009



# Drei verschiedene Stammbäume zur DNA-Analyse des Zahi Hawass an Mumien der Amarnazeit

Norbert Schieß

*Am 17. Februar 2010 wurde in der American Medical Association (JAMA) von Zahi Hawass und Mitarbeitern ein Artikel veröffentlicht, in dem die DNA-Analyse von Mumien aus der Amarnazeit veröffentlicht wurde. Dabei wurde ein Stammbaum veröffentlicht, der schlicht und einfach als das (einzigste) Ergebnis der DNA-Analyse dargestellt wurde.*

*Kate Phizackerley hat auf ihrem Internet-Blog festgestellt, dass dieser Stammbaum verbesserungswürdig ist und eine Alternative vorgestellt. Auf dieser Basis habe auch ich einen weiteren Stammbaum erstellt, um eine andere Möglichkeit der Identifikation der Mumie KV35 CG61074 aufzuzeigen.*

Um diese Stammbäume beurteilen zu können, muss man die Ergebnisse der DNA-Analyse kennen und sie interpretieren können. Deshalb auf S. 291 eine Tabelle mit den Ergebnissen aus der erweiterten STR-Analyse der Kern-DNA. (Allel: Variante eines Gens an einer bestimmten Chromosomenstelle.)

Jeder Gen-Ort zeigt 2 Allel-Werte. Wenn ein Elternpaar seine DNA an ein Kind weitergibt, wird ein Allel vom Vater und das andere Allel von der Mutter weitergegeben bzw. umgekehrt.

Als Beispiel sei als Mutter die Mumie KV46, W, Tuja, als Vater KV46, M, Juja und als Kind KV35EL, W, betrachtet.

Am Gen-Ort D13S317 hat das Kind KV35EL die Allele 11 und 12. 11 kommt vom Vater, 12 von der Mutter.

Am Gen-Ort D7S820 hat das Kind KV35EL die Allele 10 und 15. 10 kommt von der Mutter, 15 vom Vater usw.

Wenn diese Aufteilung der beiden Allele an allen acht Gen-Orten vorliegt, handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um eine Eltern-Kind-Beziehung. Wenn diese Aufteilung auch nur einmal nicht vorliegt, handelt es sich auf keinen Fall um eine Eltern-Kind-Beziehung (Es sei denn, es wäre eine seltene Mutation aufgetreten). Auf diese Art können folgende Eltern-Kind-Beziehungen festgestellt werden:

- KV35EL ist eine Tochter der beiden KV46
- KV35YL ist eine Tochter von KV35 CG61074 und KV35EL
- KV55 ist ein Sohn von KV35 CG61074 und KV35EL

somit sind KV55 und KV35YL Geschwister

- KV62 ist ein Sohn von KV55 und KV35YL
- Die Föten 1+2 können Töchter sein von KV62 und KV21A (Allele nicht vollständig)
- Die Föten 1+2 können Töchter sein von KV62 und KV21B (Allele nicht vollständig)  
somit können KV21A und KV21B Geschwister sein (Allele nicht vollständig)
- Falls KV62 und KV21A die Eltern der beiden Föten sind, kann KV55 nicht der Vater von KV62 sein (Begründung weiter unten)
- Allel D7S820/13 springt von KV46, W, zu Fötus1 (über KV21A) und zwar nicht über die Vererbungslinie KV62
- Allel D21S11/35 springt von KV46, W, zu Fötus2 (über KV21A) und zwar nicht über die Vererbungslinie KV62
- Allel D13S17/16 springt von KV35 CG61074 zu Fötus1 (über KV21A) und zwar nicht über die Vererbungslinie KV62
- Allel D7S820/6 springt von KV35 CG61074 zu Fötus2 (über KV21A) und zwar nicht über die Vererbungslinie KV62
- Außerdem (nicht in der Tabelle angegeben): KV35 CG61074, KV55 und KV62 haben die gleiche Y-DNA, stehen also in einer Vater-Sohn-Beziehung oder in einer Bruder-Beziehung.

Bevor man nun daran geht, einen Stammbaum zu erstellen, sollte man auf jeden Fall beachten, dass sich in diesem ersten Schritt die Ergebnis rein auf die DNA der Körper bezieht (in diesem Fall Mumien). Diese Ergebnisse kommen also aus dem DNA-Labor.

Erst in einem zweiten Schritt weist eine weitere Instanz (Historiker, Ägyptologen oder Laien wie ich) den Körpern versuchsweise Namen und Zeitabläufe zu, wie man sie z.B. aus der Überlieferung kennt.

Bei der Zuweisung der Namen beginnt man mit den sichersten Kandidaten. Als sicher nimmt man an, dass es sich bei der Mumie KV46, M um Juja handelt, bei KV46, W um Tuja und bei KV62 um Tutanchamun. Beide Gräber wurden in fast ungestörtem Zustand gefunden und die Grabhauer wurden auf Beschriftungen an den Grabwänden und auf Beigaben genannt.

Als dritter Schritt müssen dann noch möglichst genau die Lebensalter der Personen geschätzt und die zeitlichen Abläufe überprüft werden, z.B. wann geheiratet wurde, wann Kinder geboren wurden, etc. Hier muss sich natürlich im Stammbaum ein sinnvoller Ablauf ergeben (Ich habe z.B. festgestellt, dass in den meisten Stammbäumen die Meret-Aton zu jung ist, um die Mutter von Tutanchamun sein zu können (an einer Lösung arbeite ich noch).

Mumie	Gen-Ort	D13S317		D7S820		D2S1338		D21S11		D16S539		D18S51		CFS1PO		FGA	
KV46, W, (Tuja)		9	12	10	13	19	26	26	35	11	13	8	19	7	12	24	26
KV46, M, (Juja)		11	13	6	15	22	27	29	34	6	10	12	22	9	12	20	25
KV35EL, W		11	12	10	15	22	26	26	29	6	11	19	22	9	12	20	26
KV35, CG61074, M		10	16	6	15	16	27	25	34	8	13	16	22	6	9	23	31
KV55, M		10	12	15	15	16	26	29	34	11	13	16	19	9	12	20	23
KV35YL, W		10	12	6	10	16	26	25	29	8	11	16	18	6	12	20	23
KV62, M (Tutanhamun)		10	12	10	15	16	26	29	34	8	13	19	19	6	12	23	23
KV21A, W		10	16	-	-	-	26	-	35	8	-	10	-	-	12	23	-
KV21B, W		10	-	-	-	17	26	-	-	11	13	-	-	-	12	-	-
KV62, Fötus1, W		12	16	10	13	16	-	29	-	8	-	-	19	-	12	23	-
KV62, Fötus2, W		10	-	6	15	-	26	29	35	8	13	10	19	-	12	23	-

W = Weiblich, M = Männlich, Allel - = kein Befund, Fett markiert: Allele die von KV46 W und von KV35 auf die Föten springen.

Die sich ergebenden Stammbäume sind übrigens nur nach der Vererbung erstellt und können deshalb durchaus von Regierungs-Stammbäumen und historischen Stammbäumen abweichen, da ja zum Beispiel alle uns nicht bekannten 'Fehlritte' enthalten sind.

Die Personen mit den gleichen Y-chromosomaler DNA (Y-DNA, väterliche Vererbungslinie) haben in den nachstehenden Stammbäumen einen grauen Hintergrund).

### **'Stammbaum Hawass'**

Zahi Hawass nimmt an, dass es sich bei der Mumie KV35 CG61074 um Amenophis III. handelt, bei KV35EL um Teje und bei KV55 um Echnaton. Er kommt dann auf folgenden Stammbaum (s. S. 293):

Die Mumie KV55 wurde von vielen Spezialisten über viele Jahrzehnte hinweg auf ein Alter von ca. 25 Jahren geschätzt. Damit sie dennoch der ältere Echnaton sein kann, wurden von einem Spezialisten „Kalkablagerungen“ im Bereich der Wirbelsäule gefunden. Dies reicht für Hawass scheinbar aus, um das Alter der Mumie auf ca. 50 Jahre zu erhöhen (tatsächlich eine 'Verkalkung' mit weitreichender Wirkung).

Bei diesem Stammbaum kann KV35YL kein Name zugewiesen werden, da aus der Überlieferung keine Schwester des Echnaton bekannt ist, die er geheiratet hat. Natürlich ist dies möglich, da er ja mit Nofretete nur Töchter hatte und keine Söhne und auf diese Weise die Thronfolge sichern wollte.

Kate Phizackerley hat die folgenden zwei Probleme festgestellt: Falls KV62 und KV21A (B) die Eltern der beiden Föten sind, kann KV55 nicht der Vater von KV62 sein. Fötus1 hat auf D7S820 die Allele 10 und 13, der Fötus2 die Allele 6 und 15. Tutanchamun hat 10 und 15, so dass die Mutter KV21 A die verbleibenden Allele 6 und 13 haben muss. Entweder die 6 oder die 13 muss sie von ihrem Vater haben, der ja Echnaton sein sollte. Dieser hat jedoch 15 und 15. Deshalb ist auch KV21A (B) im Stammbaum ohne Bezug zu ihren Eltern dargestellt.

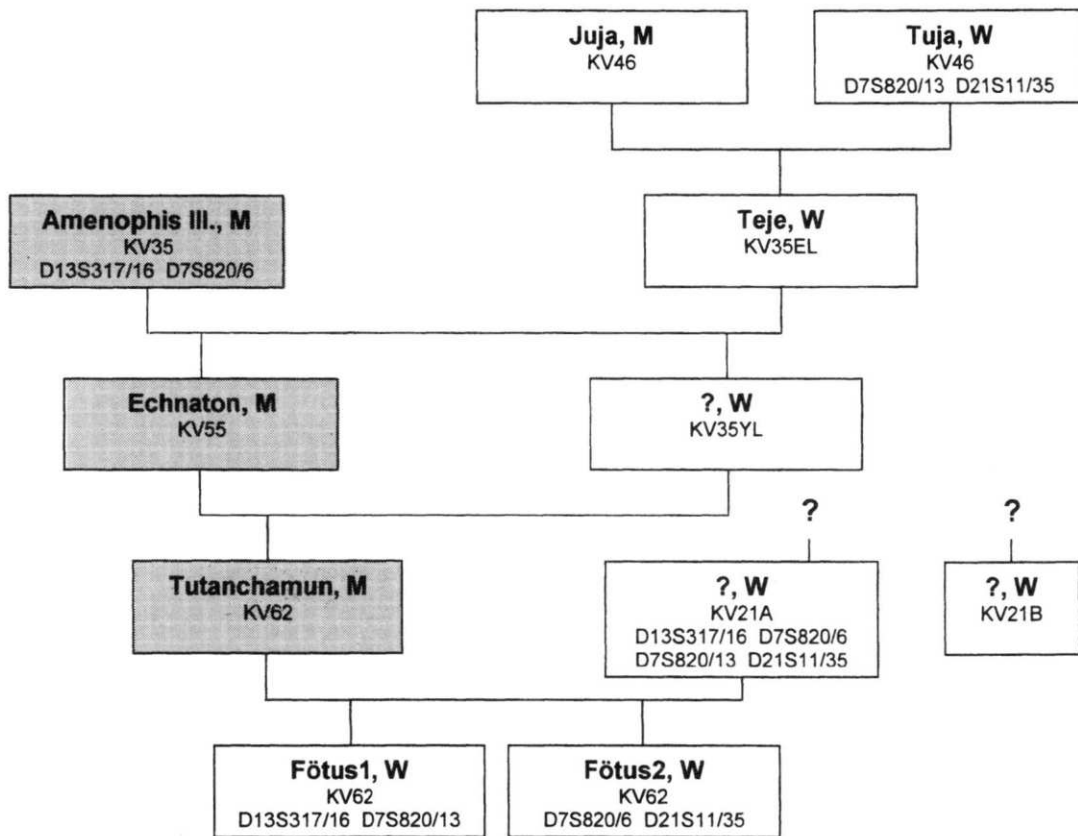
Das Allel D7S820/13 der Tuja erscheint erst bei Fötus1 wieder, und das Allel D21S11/35 der Tuja erscheint erst bei Fötus2 wieder, ohne in der dazwischenliegenden Abstammungslinie vorzukommen.

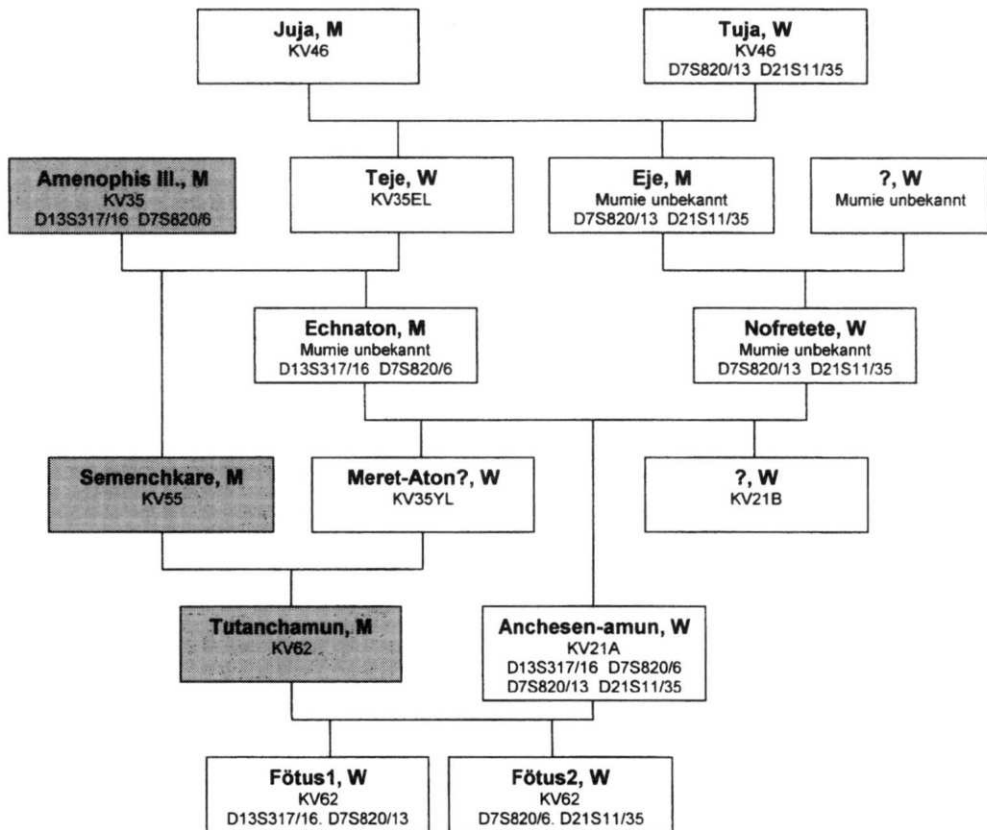
Das Allel D13S317/16 des Amenophis III. erscheint erst bei Fötus1 wieder und das Allel D7S820/6 des Amenophis III. erscheint erst bei Fötus2 wieder, ohne in der dazwischenliegenden Abstammungslinie vorzukommen.

Da es sich um sehr seltene Allele in der Region Ägypten/Naher Osten handelt, muss angenommen werden, dass diese Allele über eine zweite Abstammungslinie vererbt wurden (also nicht über die Abstammungslinien über Amenophis III. und Teje, da sie dort ja nicht vorkommen).

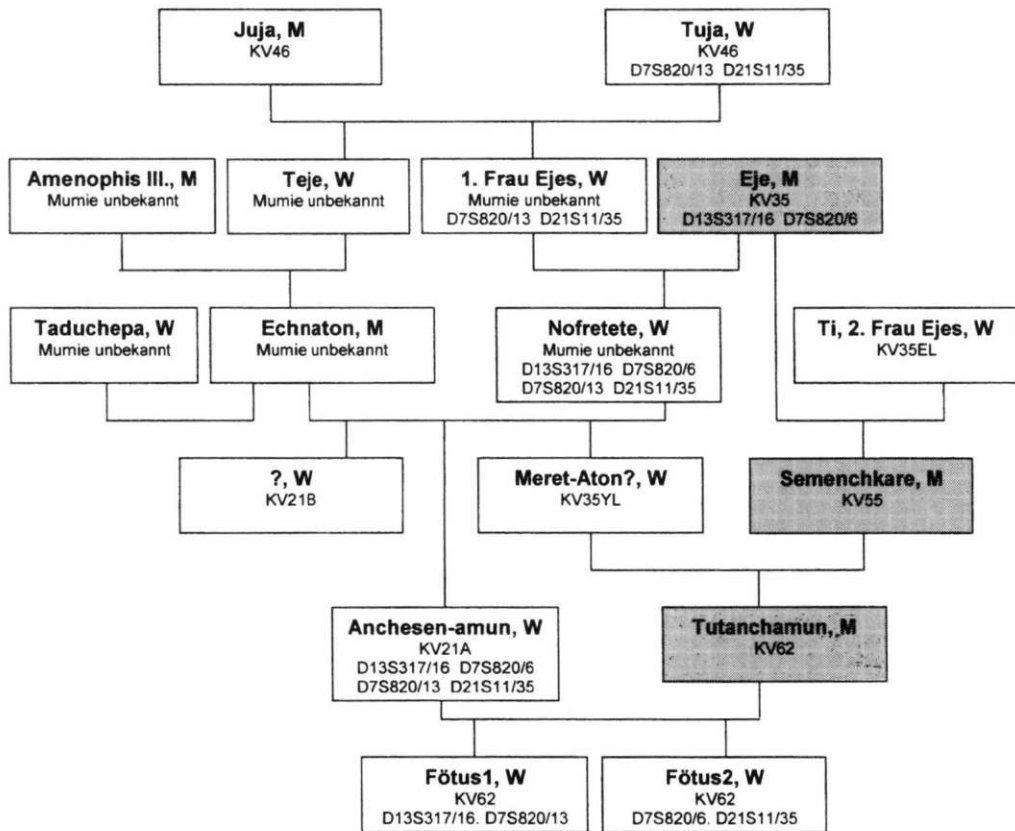
All diese Punkte sind im 'Stammbaum Hawass' nicht erklärbar.

Stammbaum Hawass'





Stammbaum Schiefs'



### **‘Stammbaum Phizackerley’**

Kate Phizackerley nimmt an, dass es sich bei der Mumie KV35 CG61074 um Amenophis III. handelt, bei KV35EL um Teje und bei KV55 um Semenchkare. Um an eine zweite Abstammungslinie zu kommen, setzt sie Eje als Sohn von Juja und Tuja ein und Nofretete als Sohn des Eje (es gibt ja auch entsprechende Theorien). Semenchkare ist dann ein Sohn von Amenophis III. und der Teje. Sie kommt nun auf folgenden Stammbaum (s. S. 294):

Die Allele D7S820/13 und D21S11/35 der Tuja vererben sich nun über Eje, Nofretete und Anchesenamun an die beiden Föten.

Die Allele D13S317/16 und D7S820/6 des Amenophis III. vererben sich nun über Echnaton und Anchesenamun an die beiden Föten.

Meret-Aton und Semenchkare sind allerdings keine Vollgeschwister. Um zu entscheiden, ob das DNA-Ergebnis mit einiger Wahrscheinlichkeit auch durch ein Tante-Nichte-Verhältnis erreicht werden kann, reichen meine Kenntnisse der DNA-Abstammungslehre leider nicht aus.

Ti wäre die Amme ihrer Tochter Nofretete. Das ist sicher möglich, normalerweise wäre dies aber in einem Königshaus nicht üblich, auch wäre eine jüngere Amme anzunehmen.

Juja wäre „Gottesvater“ von Eje und Eje der „Gottesvater“ der Nofretete.

### **‘Stammbaum Schieß’**

Als Alternative nehme ich an, dass es sich bei der Mumie KV35 CG61074 nicht um Amenophis III., sondern um Eje handelt, bei KV35EL um Ti und bei KV55 um Semenchkare. Um eine zweite Abstammungslinie zu bekommen, setze ich die 1. Frau Ejes als weitere Tochter von Juja und Tuja ein, Nofretete als Tochter von Eje und seiner 1. Frau und Semenchkare als Sohn von Eje und seiner 2. Frau Ti. Eje ist also der Schwager von Teje.

Ich komme zu folgendem Stammbaum (s. S. 295):

Die Allele D7S820/13 und D21S11/35 der Tuja vererben sich nun über die 1. Frau Ejes, Nofretete und Anchesenamun an die beiden Föten.

Die Allele D13S317/16 und D7S820/6 des Eje vererben sich nun über Nofretete und Anchesenamun an die beiden Föten.

Meret-Aton? und Semenchkare sind allerdings keine Vollgeschwister. Um zu entscheiden, ob das DNA-Ergebnis mit einiger Wahrscheinlichkeit auch durch ein Tante-Nichte-Verhältnis erreicht werden kann, reichen meine Kenntnisse der DNA-Abstammungslehre leider nicht aus.

Ti ist die etwa gleichaltrige Amme der Nofretete.

Juja wäre „Gottesvater“ von Teje, Eje der „Gottesvater“ Semenchkares.

Die Annahme, dass es sich bei der Mumie KV35 CG61074 nicht um Amenophis III. handelt, sondern um Eje, habe ich von Edward F. Wentz



übernommen, der zum einen darauf hinweist, dass die Mumie vertauscht und falsch beschriftet sein kann, und zum anderen die üble Behandlung der Mumie als Anlass nimmt, um sie dem Eje zuzuschreiben. Außerdem wollte ich näher an den Stammbaum von Klaus Weissgerber kommen, der ja damit so viele Einzelheiten der Amarnazeit elegant erklärt hat. Sehr überzeugend z.B. die Legitimation der Thronfolge des Semenckare und des Tutanchamun durch Heirat mit den Töchtern Echnatons, sowie die sich daraus ergebenden Titel eines Gottesvaters für Eje und seinen Schwiegervater Juja. Es ist zwar aus den Amarnabriefen des Tuschratta klar ersichtlich, dass Taduchepa die Frau des Echnaton wurde, ich nehme aber doch an, dass aus religiösen und politischen Gründen (Thronfolge) seine Hauptfrau Nofretete eine Ägypterin war.

Auffallend ist nun, dass es sich bei diesem Stammbaum bei den vorhandenen Mumien nahezu ausschließlich um die Nachkommen von Juja und Tuja handelt. Diese Mumien wurden alle schlecht behandelt und zum Teil sogar ohne Mumienbandage gefunden. Die Ausnahme ist Tutanchamun, dessen Grab wohl von späteren Priestern und Pharaonen nicht mehr gefunden wurde. Es bietet sich nun die Möglichkeit an, dass sich die spätere damnatio memoriae auf eben diesen Personenkreis erstreckte. Somit wäre nicht nur die alleinige Bevorzugung des Gottes Aton an der späteren Austilgung der Namen schuld, sondern auch die als nicht zulässig erachtete Thronfolge der Mitglieder außerhalb der bisherigen Königsfamilie. Als Beispiel möchte ich Amenophis III. anführen, der ein königliches Begräbnis erhalten hat – seine geliebte, geachtete und außergewöhnlich einflussreiche Ehefrau Teje wurde aber nachträglich mit ausgewickelten Mumienbandagen in eine jämmerliche Nebenkammer eingemauert aufgefunden. Falls dies so wäre, müsste man allerdings annehmen, dass Haremhab, der Nachfolger Ejes, auf irgendeine Art eine 'zulässige' Erbfolge besitzt, da er in den überlieferten Königslisten wieder erscheint. Hier muss noch weiter geforscht werden.

### Fazit

Es sind sicherlich noch viele andere Stammbäume denkbar, die den DNA-Ergebnissen entsprechen. Vor allem, da ja viele hypothetische Personen eingefügt werden können, deren Eigenschaften mangels Mumie nicht nachgewiesen sind. Mit jeder weiteren DNA-Analyse wird die Auswahl jedoch eingegrenzt werden können.

Um zu entscheiden, wie der wirkliche Stammbaum aussehen könnte, sind unbedingt weitere DNA-Untersuchungen notwendig. Es wurden ja noch andere Mumien aus einer Kontrollgruppe untersucht (die Ergebnisse aber leider nicht veröffentlicht) und es können noch weitere wichtige Mumien unter-

sucht werden (z.B. der Young Boy, die Kanada-Mumie etc.). Sehr hilfreich wären auch Ergebnisse der mitochondrialen DNA (mtDNA, mütterliche Vererbungslinie). Ich selber halte es durchaus für möglich, dass Ergebnisse nicht veröffentlicht wurden, weil sie in keiner Weise den Erwartungen entsprachen. Wenn zum Beispiel mein Stammbaum in etwa richtig wäre, würden die Vorfahren von Amenophis III. keinerlei DNA-Übereinstimmung mit der Mumie KV35 CG61074 aufweisen, da es sich ja um die Mumie Ejes handelt – von den Forschern aber Amenophis III. erwartet wird.

Im nächsten Projekt möchte sich Hawass der Ramessiden (19.-20. Dynastie) annehmen. Als Zeitenspringer könnte ich mir vorstellen, dass ihm dort große Überraschungen bevorstehen.

### Literatur

- Hawass, Zahi u. a. (2010): Ancestry and Pathologie in King Tutankhamun's Family in *JAMA (Journal of the American Medical Association)*, 17. February 2010
- Phizackerley, Kate (2010): DNA Shows that KV55 Mummy Probably Not Akhenaten <http://www.kv64.info/2010/03/dna-shows-that-kv55-mummy-probably-not.html>
- Weissgerber, Klaus (2006): Zwischen Echnaton und Kambyes I (Aeg. VII/1); in *Zeitensprünge* 18 (3) 560-589
- (2007): Bemerkungen zur Amarna-Problematik (Aeg. VIII); in *ZS* 19 (2) 300-314
  - (2009a): Suche nach Nofretete (Aeg. XIV); in *ZS* 21 (1) 63-76
  - (2009b): Neues über Nofretete? (Aeg. XIV/2); in *ZS* 21 (3) 575-584
  - (2010): War Tutanchamun ein Inzest-Kind? (Aeg. XIV/3); in *ZS* 22 (1) 52-64
- Wente, Edward F. (1995): Who was who among the royal mummies [http://oi.uchicago.edu/research/pubs/nn/win95\\_wente.html](http://oi.uchicago.edu/research/pubs/nn/win95_wente.html)

Norbert Schieß, 87437 Kempten, Glogauer Weg 9

[norbert.schiess@kabelmail.de](mailto:norbert.schiess@kabelmail.de)

Dieser Artikel wurde erstellt am 19.07.2010

# Die Enttäuschung der Arbela- Ausgräber in Kilik Mishik

Gunnar Heinsohn

Kilik Mishik (wörtlich Mäuseschwanz) bei Arbela (Arbil; östlich von Ninive) erlebt zwischen dem 15. April und dem 15. Mai 2010 Ort Ausgrabungen unter der Leitung von Olivier **Rouault** (*Maison de l'Orient Méditerranéen*, Universität **Lyon**). Er kooperiert mit Archäologen und Studenten der Saladin-Universität in Arbela [*France Diplomatie* 2010].

Die Stratigraphie von Kilik Mishik hält unerwartete Überraschungen bereits. Arbela gilt im -6. bis -4. Jh. immerhin als ein Oberzentrum des perserzeitlichen Assyrien. Im benachbarten Gaugamela verliert der letzte Großkönig Darius „III.“ (Kodomannos) -331 die entscheidende Schlacht gegen Alexander von Makedonien, der sich damit den Weg nach Babylon im Süden und nach Susa im iranischen Kernland freikämpft. Darius soll nach der Überlieferung eine Armee von 250.000 Mann befehligt haben, die man heute aber eher bei 50.000 bis 100.000 sieht – darunter mindestens 18.000 griechische Peltasten und Hopliten sowie 1.500 mardische Bogenschützen [Warry 1998]. Die Schlacht ist auch als Schlacht von Arbela überliefert, um ihr mit Verweis auf diese Metropole mehr Gewicht zu verleihen [Strabo, *Geographika*, 16. 3]. In Arbela selbst erbeuten die Makedonen die persische Kriegskasse in Höhe von 4.000 Talenten Silber (à circa 27 Kilogramm), mit denen Alexander seine Eroberungszüge gegen Zentral- und Südasien finanziert.

## Stratigraphie von Kilik Mishik [latitudefrance 2010]

Frühislamisch

Partherzeit (*griechische Daten*) ab -250

**Rätselhafte Lücke der Perserzeit**, obwohl reichste  
Funde mit Darius' Schatzhaus erwartet (*griech. Daten*) **600– 250**

Neo-Assyrisch mit reichsten Funden (*biblische Daten*) 850– 600

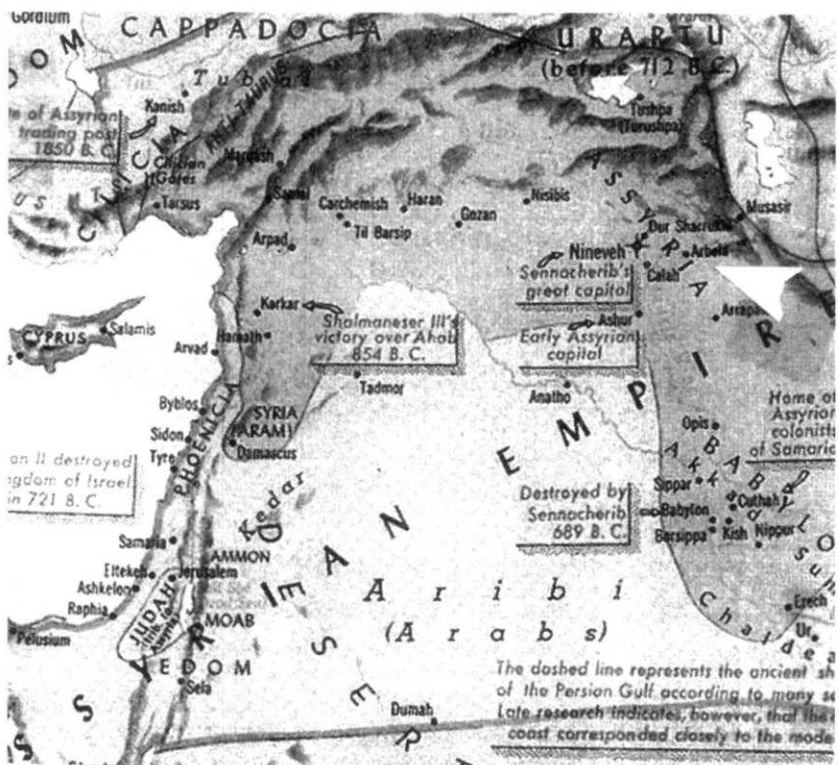
**Rätselhafte Lücke** **1050– 850**

«Bronze récent» (Spätmittelassyrisch; *Sothisdaten*) 1200–1050

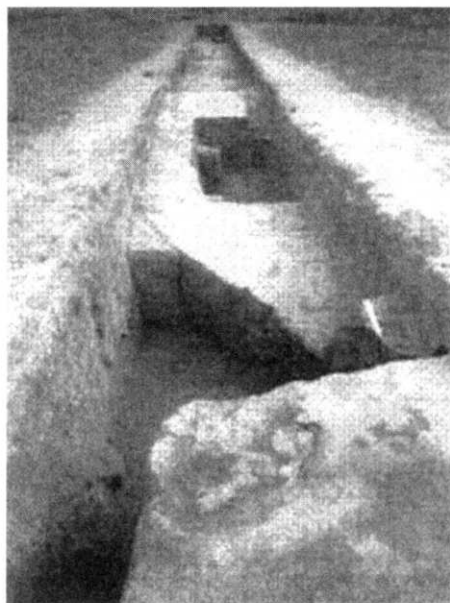
«**Bronze moyen**» (**bis Mittelassyrisch**; *Sothisdaten*) 1500–1200

Die Ausgrabungen im Frühjahr 2010 gehen zügig voran. Bald hat man die parthische Schicht erreicht. Direkt darunter rechnet man auf die reiche perserzeitliche Metropole und wird maßlos enttäuscht. Man findet in der Tat die reichste antike Schicht von Arbela, aber sie kann nicht in die Perserzeit datiert werden, weil sie eindeutig neoassyrisches Gepräge trägt und deshalb gegen -600 zu Ende gegangen sein muss. Dieses Datum wird über die Bibel gewonnen, die etliche neoassyrische Könige nennt und ihnen so Daten anweist, die der heiligen Chronologie angepaßt werden. So nennt *Jesaja* [20:1] Sargon, der dann über die Könige Israels sein Datum 722–705 erhält. Sanherib [2 *Könige* 18 : 33 ff.] wird entsprechend auf 704–681 und Esarhaddon [2 *Könige* 19 : 37] auf 680–669 gesetzt.

Statt endlich – und dann natürlich sensationell – etwas für die Perserzeit zu finden, gelingt lediglich der unspektakuläre Beleg einer weiteren neoassyrischen Siedlungsschicht. Es wiederholt sich der Schock der deutschen Ausgräber von Assur aus der Kampagne 2000 (Grabungsschnitt 2).



Arbela, östlich von Ninive



Altstadt (Zitadelle) des heutigen Arbil (Arbela) [arbil]  
Graben A der Ausgrabung von Kilik Mishik [latitudefrance]

## Stratigraphie von Assur (Grabungsschnitt 2, 2000 [miglus 2000])

Parthisch (I)	ab -250
<b>Rätselhafte Lücke der Perserzeit</b>	<b>600–250</b>
Neo-Assyrisch (IV – II)	9. Jh.–600
Mittel- „oder“ Neo-Assyrisch (V-Va)	1200 <b>oder</b> -9. Jh.
<b>Rätselhafte Lücke, wenn V-Va mittellassyrisch</b>	spätes -2. Jtsd. bis -9. Jh.
Mittellassyrisch (IX-VI)	bis -1200

Assur zeigt dieselben Lücken, belegt aber zugleich, dass diejenige zwischen dem späten -2. Jtsd. und dem -9. Jh. fiktiv sein muss, weil die Archäologen die beiden Epochen nicht klar trennen können und deshalb die Schichten V und Va als „frühneuassyrisch oder spätmittellassyrisch“ bezeichnen müssen [miglus 2000]. Für Kilik Mishik gilt dasselbe. Die Archäologen verstehen lediglich nicht, dass sie einmal pseudoastronomisch, also sothisch datieren (spätes -2. Jtsd.) und dann bibelfromm (ab -9. Jh.). Überdies wissen sie nicht, dass die spätere Lücke dadurch entsteht, dass die untere Schicht wiederum bibelfromm zu ihren Daten kommt, während die obere – nach der zweiten rätselhaften Lücke – über die antike griechische Chronologie datiert wird. Beide Lücken erweisen sich mithin als chronologische Phantome. Zieht man sie heraus, dann bekommt plötzlich eine andere biblische Überlieferung Recht, in der die achämenidischen Großkönige als „König von Assur“ [Esra 6: 22] bezeichnet werden. Es bestätigt sich damit einmal mehr die Formel *Assyrer-könige gleich Perserherrscher* [Heinsohn 2000].

### Literatur

arbil = wikipedia.org/wiki/Arbil#Antike

France Diplomatie (2010), „Résultats de la première campagne de fouilles au Kurdistan irakien (1er.06.10)“,

[http://www.diplomatie.gouv.fr/fr/actions-france\\_830/archeologie\\_1058/colonne-droite\\_1642/evenements\\_19221/irak-reprise-fouilles-archeologiques-francaises-1er.06.10\\_82688.html](http://www.diplomatie.gouv.fr/fr/actions-france_830/archeologie_1058/colonne-droite_1642/evenements_19221/irak-reprise-fouilles-archeologiques-francaises-1er.06.10_82688.html)

Heinsohn, G. (2000), *Assyrer-könige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich* (21996), Gräfelting

latitudefrance (2010), «Résultats de la première campagne de fouilles au Kurdistan irakien», <http://www.latitudefrance.org/Resultats-de-la-premiere-campagne.html>

Miglus (2000) = [http://miglus.de/Themen/Assur/Assur\\_2000/Grabungsabschnitt\\_1/Grabungsabschnitt\\_2/grabungsabschnitt\\_2.html](http://miglus.de/Themen/Assur/Assur_2000/Grabungsabschnitt_1/Grabungsabschnitt_2/grabungsabschnitt_2.html)

Warry, J. (1998). *Warfare in the Classical World*, Norman/Oklahoma

Prof. i. R. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

# Die Erfindung des jüdischen Volkes

Eine Rezension von Heribert Illig

Sand, Shlomo (2010): *Die Erfindung des jüdischen Volkes. Israels Gründungsmythos auf dem Prüfstand*; Propyläen Verlag, Berlin, 506 S. (= S.)

„Bei aller Provokation stellt Sands Buch eine fundierte Auseinandersetzung mit der 3000-jährigen Geschichte des Judentums dar. Doch weil der Autor als engagierter Vorkämpfer für eine offenere Politik Israels gegenüber seinen arabischen Nachbarn auftritt, ist es vor allem als Streitschrift wahrgenommen worden. Gerade in Deutschland wird das Buch für Aufsehen und breite Diskussionen sorgen.“

Diese Vorausschau steht im Klappentext. Soweit der Rezensent das beurteilen kann, macht das Buch hierzulande keine Sensation. Wie auch? Werden schon dem in Tel Aviv lehrenden Autor antisemitische Tendenzen zugeschrieben, so müssen gerade deutsche Rezensent diesen Vorwurf fürchten [wiki → Shlomo Sand]. Insofern tobt der Streit eher ‚intern‘, in Israel.

Das ändert aber nichts daran, dass dieses Buch nicht nur von existentieller Bedeutung ist für das gegenwärtige Israel, sondern auch von fundamentaler Bedeutung für den Forscher, der sich mit der Geschichte dieses Volkes in Antike und frühem Mittelalter beschäftigt. Denn Sand beschäftigt sich nicht nur mit dem Gründungsmythos des modernen Israel, sondern mit weiteren Mythen. Dabei sollte man eine Besonderheit der israelischen Alma Mater kennen, die 1936 eingeführt worden ist:

„Obwohl das europäische Hochschulmodell der Hebräischen Universität Pate stand, fiel der Entschluss, dort nicht eine einzige historische Fakultät zu eröffnen, sondern zwei vollständig voneinander getrennte Fachbereiche: Der eine war der »Fachbereich Geschichte des Volkes Israel und Soziologie der Juden«, den anderen nannte man »Fachbereich Geschichte«. Seitdem gilt in den historischen Fachbereichen der israelischen Universitäten das eherner Gesetz, dass die Vergangenheit der Juden getrennt von der Geschichte der »Gojim« [Nichtjuden; HI] zu betreiben ist, da die Grundsätze, Methoden, Begriffe und Periodisierungen in diesen Bereichen sich kaum überschneiden“ [S. 162].

Sand lehrt Geschichte an der Universität von Tel Aviv und spricht nicht wie Johannes Fried von einem Implantat im Gedächtnis (s. S. 469), sondern für ihn „ist das Bewusstsein des Historikers – ebenso wie das jedes anderen – das Produkt sowohl seiner persönlichen Erfahrungen als auch des »implantierten Gedächtnisses«“ [S. 40], das durch die Erziehung übertragen wird.

Neben der kritischen Bibelforschung liefern die Archäologen das wesentliche Material. Das muss eigentlich überraschen, haben sie doch im neugegründeten Staat Israel anfänglich „ausschließlich Beweise für die Glaubwürdigkeit der biblischen Texte zutage“ gefördert [S. 178], das gilt gleichermaßen für Yochanan Aharoni, William F. Albright, Mosche Dajan, Benjamin Mazar oder Yigael Yadin [S. 176 ff.]. Aus diesem Grund kommt Sand [398 f.] zu dem Schluss, dass die Archäologie, wie die Genetik, keine freie Wissenschaft, sondern einem nationalhistorischen Konzept unterworfen war. Doch als David Ben Gurion 1969 sein Credo formulierte:

„Rein wissenschaftlich gesehen, ist es mir möglich, das Zeugnis der Bibel anzuerkennen, auch wenn eine andere Quelle [archäologische Funde oder Inschriften; HI] ihr widerspricht, solange dieses Zeugnis keine inneren Widersprüche aufweist und nicht offensichtlich fehlerhaft ist“ [S. 173] – da traten bereits Widersprüche auf, weil nach dem Krieg von 1967 die Archäologen auch auf der Westbank graben konnten [S. 179]. Eine jüngere Generation stellte sie zur Diskussion, zumal „die biblische Archäologie in erster Linie ereignisorientiert und politisch war“ [S. 181]. So stürzten die Mythen.

Der erste, wohlvertraute Mythos: die „*Epoche der Erzväter*“ im -21./20. Jh., die ins Wanken gekommen ist [S. 181]. Benjamin Mazar las in den erzväterlichen Geschichten von Philistern und Aramäern, doch sind die Philister für den Archäologen nicht vor dem -12. Jh., die Aramäer nicht vor dem -11. Jh. greifbar. Die in der Bibel häufig genannten Kamele werden erst seit dem -8. Jh. als Lasttiere genutzt [S. 182]. Auch Ur als Wohnort Abrahams wurde erst ab dem -9. Jh. von den Babyloniern bewohnt; erst im -6. Jh. stieg es zu einem angesehenen religiösen Zentrum auf [S. 183]. So hat Thomas Thompson 1974 vorgeschlagen, „die Vätergeschichten als eine spätere, von begabten Theologen redigierte Textsammlung zu betrachten“ [S. 182]. Für Heinsohn ist die Abraham-Datierung ins frühe -2. Jtsd. mitsamt dem Sothis-Manetho-Verhängnis die Wurzel aller falschen Chronologie.

Als zweiter Mythos geriet die Geschichte vom *Exodus aus Ägypten* ins Wanken. Bei ihm störte vor allem, dass im -13. Jh. Kanaan zum Reich der Pharaonen gehörte. Hätte also Moses die befreiten Sklaven von Ägypten nach Ägypten geführt? [S. 183] Die Einschätzung als identitätsstiftende Erzählung wurde dadurch gefördert, dass die 40-jährige Wüstenwanderung von 600.000 Soldaten, die sich mit Angehörigen auf etwa drei Millionen Menschen hochrechnen lässt, weder machbar gewesen wäre noch hätte spurlos erfolgen können. Auch schweigen die Texte Altägyptens darüber: Kein Hinweis auf die Kinder Israels, die sich auflehnen und das Land verlassen. Die in der Bibel erwähnte Stadt Pithom entwickelte sich erst am Ende des -7. Jh. zu einer bedeutenden Ansiedlung. „Auch der genaue Ort des bekannten »Berges Sinai« blieb bisher »unentdeckt.«“ [S. 184]



Zum Dritten: Die *Landnahme in Kanaan*, bei der das »Volk Israel« unter Josua die meisten seiner Einwohner vernichtete, hat niemals stattgefunden. Wiederum spricht das ägyptische Schweigen über einen Genozid auf eigenem Gebiet gegen das Geschehen. Und erneut winken die Archäologen ab:

„Neue Ausgrabungen in den angeblich mächtigen, befestigten Städten Jericho, Ai und Heschbon, über die es heißt, die »Söhne Israels« hätten sie mit lautem Kriegsgeschrei erobert, belegten erneut längst bekannte Befunde: Jericho war am Ende des 13. Jahrhundert ein kleines armseliges Städtchen, das dementsprechend auch nicht ummauert war, und Ai und Heschbon waren zu dieser Zeit noch nicht einmal bewohnt. Ähnlich steht es um die meisten anderen Städte, die im Buch Josua genannt werden. In den Städten Hazor, Lachisch und Megiddo wurden Anzeichen für Zerstörung und Brand gefunden, doch der Untergang der alten kanaanäischen Städte zog sich über hundert Jahre hin und fand in mehreren Etappen statt“ [S. 185].

So scheint bei den Archäologen die einhellige Meinung zu herrschen, dass die Landnahme nicht nachzuweisen ist. Dieser Mythensturz ist für uns doppelt brisant, weil Heinsohn in zahlreichen Aufsätzen und in seinem 'Sumerer-Buch' immer wieder darauf hingewiesen hat, dass alle diese Grabungsstätten einer falschen Chronologie folgend 'aufgeblättert' worden sind. Weil wegen der unheilvollen Verknüpfung von Abraham-Datierung und ägyptischer Chronologie alle Epochen und Völker verdoppelt und verdreifacht worden sind, werden Real-Epochen falsche Schichten zugeordnet. So wäre unter diesen neuen Vorzeichen erneut klarzustellen, ob die Landnahme nun Fakt oder Fiktion war. Das Problem der Flucht 'von Ägypten nach Ägypten' hängt davon ab, unter welchem Pharaon sie tatsächlich stattgefunden hätte.

Beim vierten Mythos-Sturz kommen wir zu einem ähnlichen Ergebnis: Hat es das geeinte *Königreich von David und Salomon* gegeben oder werden seine Spuren in den falschen Schichten gesucht? Die Archäologen konnten nicht am Tempelberg unter der Al-Aqsa-Moschee graben,

„doch an keiner der untersuchten Stellen in der Umgebung fanden sich Überreste eines bedeutenden Königreichs aus dem 10. Jahrhundert v. u. Z., in das man die Epoche Davids und Salomos datiert hatte. Man entdeckte keine Spur von monumentalen Bauten, es gab keine Mauern oder prächtigen [sic] Paläste, selbst die Tongefäße, die man entdeckte, waren sehr einfach gearbeitet, und es waren zudem überraschend wenige. Zuerst behauptete man, dass die kontinuierliche städtische Besiedlung und die massiven Bautätigkeiten in der Epoche des Herodes die Spuren verwischt hätten, doch dann wurden unglücklicherweise beeindruckende Funde aus früheren Epochen der Geschichte Jerusalems gemacht“ [S. 187].

Dafür entdeckte der Archäologe Yadin in Hazor und Megiddo großartige Paläste. Doch der Baustil ihrer Tore verwies auf das -9. Jh. und

„bestätigte die unangenehme Vermutung, dass das kolossale Bauwerk im Norden nicht von Salomo gebaut wurde, sondern zur Zeit des Königreiches Israel. Tatsächlich fehlt bis heute jede Spur von der Bautätigkeit des legendären Königs, dessen Reichtum die Bibel auf eine Weise beschreibt, die den Schilderungen der babylonischen und persischen Imperien stark ähnelt.“ [S. 187]

Dass die „neuentwickelte Radiokarbonmethode“ daran beteiligt war [S. 187], macht die Angelegenheit für die anderen gewichtiger, für uns leichter, denn wir können wertfrei prüfen, wie Texte und Bodenfunde zueinander passen, und wir können nicht nur diese prüfen, sondern auch die Chronologie, die für alle anderen nicht mehr hinterfragbar ist. Und so können wir den letzten Satz des nachstehenden Zitats noch mehr verinnerlichen als die anderen:

„Unbequeme und »verantwortungslose« Bibelwissenschaftler und Archäologen aus Israel und anderen Teilen der Welt begannen diese Mythen zu untergraben, und gegen Ende des 20. Jahrhunderts entstand der Eindruck, dass sich die Bibel zu einer Art fiktiver Literatur wandeln würde, die durch eine unüberbrückbare Kluft von der realen Vergangenheit getrennt ist. Obwohl die ideologische Mobilisierung der israelischen Gesellschaft ebenso abgenommen hat wie ihr Bedürfnis nach einer historischen Legitimation, die einst von wesentlicher Bedeutung für ihre Begründung und ihren Fortbestand gewesen war, fällt es ihr immer noch schwer, die neuen Erkenntnisse zu akzeptieren. Der Widerstand gegen jede wissenschaftliche Neuausrichtung ist und bleibt stark“ [S. 190].

Auch die nächste Mythenzertrümmerung berührt unsere Arbeit: das *Entstehen des Monotheismus*. Wann ist er tatsächlich entstanden? Es war nicht der Gott Abrahams, aber auch nicht der Gott eines Davids oder Salomos, der den Eingottglauben einforderte. Israel Finkelstein und Neil Asher Silberman suchten bei Josia (Joschija), der von 639 bis 609 das Südreich Juda regierte. Er hätte die Flüchtlinge aus dem kurz zuvor zerstörten Nordreich Israel „durch die Erfindung der Tora in sein Reich zu integrieren“ versucht [S. 192].

„Doch haben weder diese beiden fähigen Archäologen noch einer ihrer Nachfolger auch nur einen einzigen außerbiblischen Beweis dafür, dass im 7. Jahrhundert v. u. Z. tatsächlich eine Kultreform in Joschijas kleinem Königreich stattfand, die auf die Etablierung des Monotheismus zielte“.

Shlomo Sand stellt dieser Ansicht seine eigene Hypothese entgegen:

„Der exklusive Monotheismus, wie er uns auf beinahe auf jeder Seite der Bibel begegnet, entsprang nicht der »Politik« eines kleinen Regionalherrschafters, der versuchte, die Grenzen seines Reiches zu erweitern, sondern

der »Kultur«: dem wunderbaren Zusammentreffen der jüdischen Gelehrten, entweder im [babylonischen] Exil oder nach der Rückkehr aus diesem, mit den abstrakten persischen Religionen. Allem Anschein nach lag die Quelle des Monotheismus bereits in einem hochentwickelten intellektuellen System verborgen, wurde aber von diesem abgestoßen und durch den politischen Druck konservativer Kräfte vom Zentrum der Macht an die Peripherie abgedrängt, wie es in der Geschichte auch bei anderen revolutionären Ideologien der Fall war. Es ist kein Zufall, dass das hebräische Wort für »Religion« (*Dat*) persischen Ursprungs ist. Dieser frühe Monotheismus erhielt seine endgültige Ausprägung erst, als er später auf die hellenistische Vielgötterei stieß“ [S. 194].

Und der Autor macht noch einen weiteren Schritt, um die Bibel als wohlkulierte, aber fiktive Literatur zu präsentieren:

„Möglicherweise waren manche der Anführer, Richter, Helden, Könige, Priester und Propheten, die in der Bibel eine Rolle spielen, historische Gestalten, vor allem die späteren unter ihnen, doch die Zeit ihres Wirkens, ihre Beziehungen zueinander, ihre Handlungsmotive, ihre tatsächliche Macht, die Grenzen ihres Herrschaftsgebiets, ihr Einfluss und ihr Glauben, also alles, was in der Geschichte wirklich wichtig ist, sind das Produkt der Imagination späterer Epochen. Auch das intellektuell-religiöse Publikum, das diese biblischen Geschichten jüdischen Glaubens regelmäßig konsumierte, bildete sich erst sehr viel später“ [S. 195 f.]

Erst nach diesen fünf zerbröckelnden Mythen, denen eine sehr lange, gründliche Einleitung über die Begriffe Volk, Rasse und Nation vorausgeht, wendet sich Sand dem Mythos zu, den er eigentlich entzaubern will: dem **Exil nach der römischen Eroberung**. Es steht zentral in der Unabhängigkeitserklärung des Staates Israel von 1948: „Nachdem das Volk aus seinem Land gewaltsam ins Exil vertrieben worden war, blieb es sich treu in allen Ländern der Zerstreuung“ [S. 199]. Auf dem 50-Schekel-Schein sind die Worte von Samuel Agnon zu lesen, die er bei der Nobelpreisverleihung sprach: „Ich selbst wurde infolge der historischen Katastrophe, in der der Römer Titus Jerusalem zerstörte und Israel ins Exil trieb, in einer Stadt der Diaspora geboren.“ [S. 199]

Der Mythos ist eigentlich zweigeteilt: Nach Krieg und Tempelzerstörung (66–70; der Kampf um Masada dauerte bis 73) wurde die Bevölkerung nicht exiliert, „viele Städte standen schon zum Ende des ersten Jahrhunderts u. Z. wieder in voller Blüte“. Und nach dem Bar-Kochba-Aufstand (132–135) sind zwar viele Aufständische getötet, zahlreiche Ansiedlungen und Festungen zerstört, aber Cassius Dio spricht von keiner Vertreibung; „kein einziger Einwohner Judäas wurde im Jahr 135 u. Z. in die Verbannung geschickt“ [S. 204].

Gleichzeitig wissen die Historiker, dass es lange vor dem Jahr +70 große jüdische Gemeinden außerhalb Judäas gegeben hat: im Zweistromland, bei den Parthern, im Ägypten hellenistischer Zeit – zur Zeitenwende gab es ebenso viele jüdische Gläubige am Nil wie am Jordan –, in Rom, wo sich Cicero über ihre große Zahl beklagte, ebenso in Nordafrika, etc. [S. 222].

Sie alle sind nicht ins Exil getrieben worden, sondern folgten anderen Antrieben. Was aber geschah nach +70 / 135 mit den Einwohnern Palästinas?

Hier bekommt die Geschichte eine unerwartete Wendung. Der in Berlin publizierende Historiker Izchak Baer wusste 1936, dass es keine Vertreibung gegeben hatte, brauchte aber die „nationale Notwendigkeit eines erzwungenen Exils“ und löste das Problem, indem er – zusammen mit Ben-Zion Dinur – das Exil um ein halbes Jahrtausend verkürzte:

„Das Exil ohne Verbannung begann demnach nicht, wie in der jüdischen Tradition allgemein angenommen, im 1. Jahrhundert u. Z., dem Jahrhundert der Tempelzerstörung, sondern erst mit der Eroberung durch die Araber“ [S. 213].

Nun konnte die frühmittelalterliche Phantomzeit dazu dienen, die jüdische Geschichte im Dunkel verlaufen zu lassen. Denn in der byzantinischen Zeit geht es hier nicht mehr weiter [S. 271; Hvhg. HI]:

„Es wurden weiterhin Synagogen gebaut, und auch der letzte Aufstand in Galiläa unter der Führung des Benjamin von Tiberias im Jahr **614 u. Z.** legt ein beredtes Zeugnis von der Beständigkeit des Judentums ab“.

Vier Seiten später [S. 275] findet sich die Phantomzeit in ihrer 'ganzen Pracht': Da werden in der byzantinischen Epoche noch Synagogen gebaut, unter den andrängenden Arabern wird die Bautätigkeit schwächer und neun Zeilen später befinden wir uns im 10. Jh. So tragen *The dark ages* – ein Buchtitel von Cecil Roth [1966] – dazu bei, den Gründungsmythos aufrecht zu erhalten.

Da nach 614 keine weiteren Spuren der Bevölkerung zu entdecken sind, bleibt nur noch Spekulation:

„Wohin emigrierten die Hunderttausenden Bauern nach ihrer Vertreibung? [...] Oder ließ das ungebildete »Landvolk« im 7. Jahrhundert seinen Broterwerb hinter sich und wurde auf wundersame Weise zu einem mobilen Volk von Händlern und Geldwechslern, das schließlich das Meer überquerte und ins »Exil« ging? Im nationalen historiographischen Diskurs finden sich keinerlei zufriedenstellende Antworten zu diesen Fragen.“ [S. 270 f.]

Klar ist, dass die Bevölkerung keineswegs durch die Moslems vertrieben worden ist und dass kein Austausch des Volkes stattgefunden hat [S. 272]. Und:

„Die historische Vernunft lehre, dass die Einwohner, die seit dem 7. Jahrhundert in dem Land gelebt hatten und noch leben, aus den jüdischen

Bauern hervorgegangen seien, die die muslimischen Eroberer bei ihrer Ankunft vorgefunden hatten“,

so fasst Sand eine Passage von David Ben Gurion zusammen, die dieser 1918 publiziert hat [S. 280] – sie steht durchaus im Widerspruch zur zitierten Unabhängigkeitserklärung, die Ben Gurion als israelischer Premierminister am 14. 5. 1948 verlesen hat.

{Sand kennt übrigens noch „eine Art »dunkles Mittelalter«“ in der Geschichte Judäas, nämlich zwischen Esra (der unter Artaxerxes I., 465–424, nach Jerusalem kam) und dem Makkabäer-Aufstand (ab -165), weil außer den biblischen Erzählungen kaum Anhaltspunkte vorhanden sind. Er geht in der Zeit von einer so kleinen jüdischen Gemeinde aus, dass sie Herodot gegen -440 gar nicht entdeckte [S. 229], erwähnt dieser doch nirgends die Juden. Sands Beobachtung deckt sich mit unserer, nicht auf die Judäer begrenzten Sicht auf ca. 220 Jahre Leere.}

Das vierte Kapitel ist benannt: Regionen des Schweigens: „Auf der Suche nach der verlorenen (jüdischen) Zeit“ [S. 287]. In ihm geht es um Konversionen zum Judentum, um Proselytentum, um einstige jüdische Reiche wie das Königreich Himjar in Südarabien (ca. 390–530, das *Wikipedia* ganz anders einschätzt), jüdische Gemeinden in Nordafrika mitsamt einer Berberführerin, die überraschend große jüdische Gemeinde in Spanien – und das Chasarenreich. Dieser rätselhafte Staat besteht bei Sand vom 4. bis zum 13. Jh. [S.320], als jüdisches Reich „geschätzte 200 bis 400 Jahre“ [S. 334]. Es geht erneut um die Frage, ob die Masse des osteuropäischen Judentums aus dem chasarischen Imperium stammte, wie das Abraham Poliak 1944 sah [S. 346] und wie es Arthur Koestler vertreten hat [S. 352]. Aber diese Frage wird sich wohl erst klären lassen, wenn gesehen wird, dass die Phantomzeit vom weitausgreifenden Chasarenreich nur wenig überlässt: Es entsteht im 7. Jh. und wird bereits 969 von den Rus überwältigt; Nachfolgeformen bleiben schemenhaft. So handelt es sich um ein ephemeres Gebilde von keinen 60 Jahren.

Kapitel V (ab S. 367) ist sicher das brisanteste, in dem es um Identitätspolitik im heutigen Israel geht, um Zionismus, Vererbung, Rassismus und die Rolle der Wissenschaft, um die Staatsgründung von 1948, um seine Einschätzung als liberale Ethnokratie und um seine Politik gegenüber den Palästinensern. Ganz auf Antike und Mittelalter fixiert, übergeht es der Rezensent und empfiehlt es aufmerksamer Lektüre.

Zum Abschluss ein Blick auf den Buchtitel. Sand hält die Juden nicht für ein Volk, wie er sich auch mit einem christlichen Volk schwer täte [S. 18]. Und es war Heinrich Graetz (1817–1891), der es als erster unternahm, „das jüdische Volk zu erfinden“ [S. 120].

# Ausstellungspotpourri

Andreas Otte

## Das Große Spiel

Vom 12. Februar 2010 bis zum 13. Juni 2010 fand im Ruhr Museum Essen die Ausstellung *Das Große Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus* statt. Auch ohne diese Ausstellung ist der Ausstellungsort *Zeche Zollverein A 14 (Schacht XII, Kohlenwäsche)* einen Besuch wert, denn diese restaurierte Industrielandschaft (ein Weltkulturerbe) bietet einen interessanten und deutlich fassbaren Einblick in die Geschichte des Ruhrgebiets.

Der Bereich für Sonderausstellungen im Ruhr Museum befindet sich in einem alten Kohlebunker, die Umgebung ist also etwas skurril. Das tut der Atmosphäre aber keinen Abbruch, und so betritt man eine wirklich gelungene Ausstellung.

Diese Exposition rührt am Mythos Archäologie und nimmt einen gleich gefangen. Wer kennt nicht die alten Reiseberichte und Expeditionsfilme mit ihren abenteuerlichen Erzählungen? Wer waren die Personen, die Monumente dokumentierten, archäologische Stätten kartierten und die ersten großen Ausgrabungen ausführten? Was waren ihre Motive? Wer finanzierte ihre Expeditionen?

Diesen Fragen geht die Ausstellung nach, deren Inhalt Texte, Dokumente, Modelle, Nachbauten, Fundstücke, Bilder, Filme über die Funde und die archäologischen Forscher des 19. und frühen 20. Jahrhunderts sind. Es wird deutlich, dass diese Forscher nur selten wirklich Archäologen waren, meistens handelte es sich um Architekten, Ingenieure, Geologen, Juristen, Priester, usw. Die Zeit dieser Expeditionen ist die Zeit des Kolonialismus, der Ausweitung von Interessensphären und der Versuch der Anknüpfung an die Größe und den Ruhm alter Reiche.

Es ist auch eine Zeit von Kriegen, und dieser Situation konnten sich die Forscher nicht entziehen. Ihre Arbeit erfolgte mitten in diesem Spannungsfeld, ihre Kartierungen, Luftbilder und Ortskenntnisse waren militärisch von hohem Wert und einige dieser Forscher sahen sich Anklagen und Verfolgung wegen Spionage ausgesetzt. Manchmal geschah dieses zu Recht, denn sie waren tatsächlich für den Geheimdienst tätig.

Die Frage, wer welche Stelle ausgraben durfte, wurde in erster Linie politisch geklärt und hing von Beziehungen, Verhandlungsgeschick und Geheimverträgen ab. Das war das Große Spiel. Und alle spielten mit.

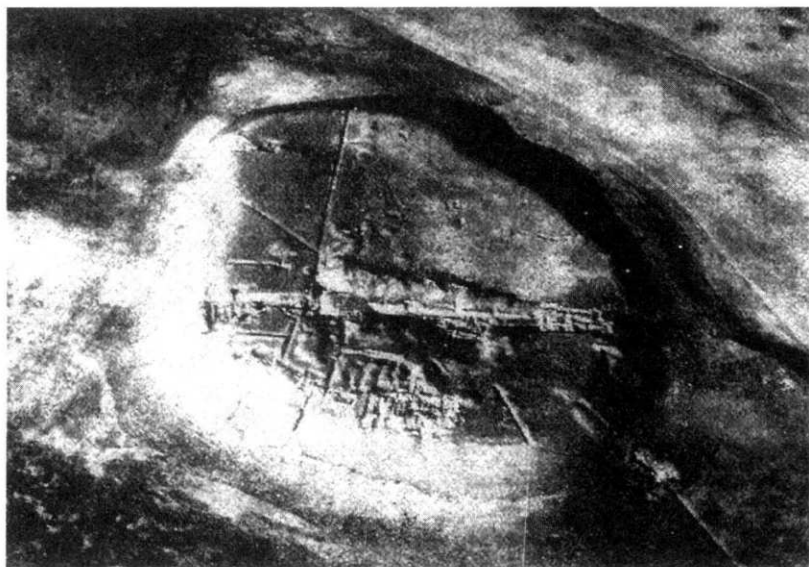


Abb. 1: Megiddo 1917/18  
Abb. 2 Rekonstruktion von Megiddo [war]

Da begegnet man unversehens Thomas E. Lawrence („Lawrence von Arabien“) und László Almásy („Der englische Patient“) als Archäologen. Man liest über Gertrude Bell und ihre Rolle bei der Entstehung des Irak und des Irakischen Nationalmuseums. Was für eine emanzipierte Frau in der damaligen Zeit! Umso bedauerlicher ist es, wenn man zeitgleich noch die Bilder aus dem Zweiten Irakkrieg über die Plünderungen gerade dieses Nationalmuseums im Kopf hat. Ein leichtes Prickeln befällt einen, wenn man, neben dem Nachbau von Ludwig Borchardts Feldlager stehend, den Tagebucheintrag vom 6. 12. 1912 liest, der von der Auffindung einer lebensgroßen, bemalten Büste einer Königin spricht und mit einer kleinen Zeichnung illustriert ist:

„Farben wie eben aufgelegt. Arbeit ganz hervorragend. Beschreiben nützt nichts.“ [Trümpler, 234]

Es handelt sich natürlich um die weltbekannte Büste der Nofretete. Auch die zahlreichen Rückgabeforderungen bis zur unmittelbaren Gegenwart sind in der Ausstellung dokumentiert.

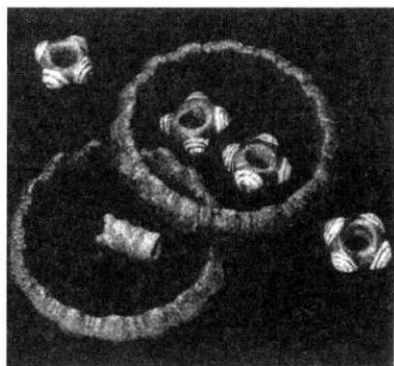
Pergamon-Altar, Ishtar-Tor usw. – alles hat seinen Platz in dieser Ausstellung und wird mit den Namen der Ausgräber und ihrer Geschichte verknüpft.

Es begegnen einem Namen wie Ernest Renan (phönizische Archäologie), Antoine Poidebard (Luftbildarchäologie), Ernst Sellin, Gottlieb Schumacher (Palästina), Sven Hedin (China), Max Oppenheim (Orient), Leonard Woolley (Syrien), Jacques de Morgan (Persien), Friedrich Sarre (Islamische Archäologie), Sir William Matthew Flinders Petrie (Ägypten), Theodor Wiegand (Türkei), begleitet von zeitgenössische Bildern. Als Beispiel möge eine Luftbildaufnahme von Megiddo von 1917/18 dienen (Abb. 1), welche die Grabungsschnitte vom Gottlieb Schumacher zeigt (Abb. 2: Rekonstruktion).

Auch die Rolle der Herrscher findet ihren Niederschlag. Interessant sind etwa die Bemerkungen zur Orientreise des deutschen Kaisers 1898, die von dem auch heute nicht ganz unbekanntem englischen Reisebüro Thomas Cook arrangiert wurde. Die Unterstützung des in die Archäologie vernarrten Kaisers Wilhelm II. für die Auswahl wichtiger Ausgrabungsorte ist nicht zu unterschätzen. Dieses Engagement war nicht ganz uneigennützig, denn es ging darum, an die Größe alter Reiche anzuknüpfen und diese für die eigene Expansions- und Okkupationspolitik zu nutzen.

Das Begleitbuch zur Ausstellung mit satten 669 Seiten gibt diese Fülle von Material in beeindruckender Weise wieder. Beiträge zu den unterschiedlichsten Themen vertiefen die Ausstellungsthemen, so z.B. zu den moabitischen Fälschungen oder zum Babel-Bibel-Streit der frühen Assyriologie. Die Gliederung der Beiträge erfolgt nicht geographisch, sondern nach den Motiven: Rivalität, Militär, Religion, Wirtschaft, Herrscher, Krieg, Spionage, Verwaltung, Tourismus usw.





- Abb. 3: Eine Gürtelschnalle als Namensgeber der Ausstellung [archiv]  
Abb. 4: Eine kleine Glasperle als Mensch maskiert, 4. Jhd. v. Chr. [pferd]  
Abb. 5: Armreifen und Spiralperlen [Möllers/Zehm, 220]  
Abb. 6: Hohlwulstring [ebd. 216]

Trotz der Fülle an Material können Ausstellung und Begleitbuch nur einen kleinen Einblick in ein höchst komplexes Thema gewähren.

### Das silberne Pferd

Vom 27.3.2010 bis 24.10.2010 findet in Bevern (Holzminden) die Ausstellung *Das silberne Pferd. Archäologische Schätze zwischen Schwarzem Meer und Kaukasus* statt. Weitere Ausstellungsorte werden sein: Berlin, Warschau, Krakau, Lublin.

Die Ausstellung präsentiert „Sammlungen“ verschiedener Personen (Ingenieure, Geologen, Ärzte, etc.), die dem Zaren Ende des 19. Jh. als Fachkräfte zum Landesausbau in Südrussland, auf der Krim und im Kaukasus dienten. Die polnischen Wissenschaftler Andrzej Kokowski und Jacek Andrzejowski fanden bei Forschungen im Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin viele weitgehend unbeachtet in den Archiven vor sich hin schlummernde und noch nie gezeigte Stücke. Persönliche Beziehungen zur Leitung des Schloss Bevern und einige bereits durchgeführte deutsch-polnische Projekte führten dann offenbar dazu, dass Bevern die illustre Liste der Ausstellungsorte anführt.

Zu den hier vertretenen Sammlern gehört der bekannte Arzt Rudolf Virchow. Weitere Namen sind Waldemar Belck, Alfred Görze, Max Ebert, Johannes von Diergardt, Gotfryd Ossowski und Stanislaw Choinowski. Die Stücke stammen aus deutschen und polnischen Museen. Im ersten Teil der Ausstellung wird das Leben und Wirken der Sammler dargestellt. Hier bewegen wir uns genau in dem Bereich, den auch die Ausstellung *Das Große Spiel* abdeckte. Der zweite Teil zeigt Fundstücke aus der späten Bronzezeit und frühen Eisenzeit aus dem Kaukasus (Koban Kultur), hauptsächlich Grabbeigaben. Teil 3 betrachtet die Skythen nördlich des Schwarzen Meeres, die von den Sarmaten abgelöst wurden (Teil 4). Der fünfte Teil dokumentiert die Zeit der Goten und Hunnen, die im 3./4. Jh. den Schwarzmeerraum bedrängten. Der sechste Teil schließlich dokumentiert die aktuellen deutsch-polnischen Ausgrabungen im Kaukasusgebiet. 1:1-Rekonstruktionen einer Holzgrabkammer (das Prinzessinnen-Grab aus Ryzanovka) sowie der begleitenden Holzkonstruktion eines Grabes bieten einen guten Einblick in die verwendeten Techniken.

Der Sammlungscharakter macht eine exakte Einordnung der Funde schwierig, denn oft ist weder der genaue Fundort noch sind die Fundumstände bekannt. Die Fundstücke der Ausstellung (z.B. Abb. 3 und 4) spannen einen Bogen vom -20. Jh. bis ins +9. Jh. Die in der zweiten Münchner Skythen-Ausstellung 'verschwundene' Koban-Kultur [Illig 2008, 57] wird hier wieder mit ihren bekanntesten Datierungen (ca. -14. bis -6. Jh.) gezeigt.

Die gesamte Schwarzmeer-Region müsste im Gesamtzusammenhang chronologisch untersucht werden, denn der in der Ausstellung aufgespannte Zeitrahmen ist aus chronologiekritischer Sicht wenig glaubhaft. Interessant dürften vor allem die Beziehungen zu Griechenland und Ägypten hinsichtlich der Problematik bereits erkannter Phantomzeiten sein. Leider ist der Katalog zur Ausstellung nach der Hälfte der Ausstellungszeit in Bevern immer noch nicht verfügbar, so dass genauere Vergleiche erst einmal unterbleiben müssen. Aber auch Kataloge früherer Ausstellungen, z.B. *Gold der Steppe. Archäologie der Ukraine* [1991] sollen bereits genügend Material bieten.

### Rätsel Schnippenburg

Am 5.5.2010 wurde in Ostercappeln-Schwagstorf das neue Museum Schnippenburg eröffnet. Nachdem die Funde von der Schnippenburg aus den Jahren 2000–2005, erstmals ausgestellt 2007 in Osnabrück, als Sonderausstellung mehrere Jahre auf Reisen waren, haben sie nun nahe des Fundortes ihren festen Platz bekommen. Die ersten Medienberichte zur Osnabrücker Ausstellung der Funde sprachen noch davon, dass

„1889 im Wald bei Osnabrück die ersten eisernen Zeugen der keltischen Kultur entdeckt [wurden]. Hundert Jahre später rückten Archäologen dem Siedlungsplatz mit moderner Technik zu Leibe.“ [geo 2007]

Das wäre in der Tat eine echte Sensation. Ein mutmaßlicher keltischer Siedlungsplatz so weit im Norden! Der Blick in die aktuelle wissenschaftliche Literatur [Möllers/Zehm] bringt aber sogleich Ernüchterung: Die „Burg“ ist nur aus der **Keltenzeit**, nicht keltisch und sie ist nach bisherigem Stand **kein** Siedlungsplatz. Offensichtlich ist man in Osnabrück aus Schaden klug geworden und hat sich nicht mehr wie beim Fiasko Kalkriese-Varusschlacht gleich zu Beginn der Untersuchungen mit feststehendem wissenschaftlichem Ergebnis an die Medien verkauft.

Trotzdem ist die Schnippenburg und ihr Museum eine Reise wert, denn die Burg ist nach derzeitigem Forschungsstand ein einziges **Rätsel**.

Die Anlage liegt auf privatem, forstwirtschaftlich genutztem Grund 110 m ü. NN (Driehauser Berg). Eine Übersicht gewährende Geländesituation ist dort nicht gegeben. Beiderseits der Burgfläche sind höhere Gebirgsrücken vorhanden, militärisch ist der Ort ohne besonderen Wert.

Im Gelände sind die Wälle der Burg kaum mehr erkennbar und nur an wenigen Wochenenden im Frühjahr und Herbst werden offizielle Führungen angeboten. Die Chance, die Schnippenburg ohne ortskundigen Führer zu finden, ist gering. Ein neuzeitlicher Waldweg schneidet die Anlage an der Südseite.

Die Forschungsgeschichte der Burg stellt sich kurz gefasst wie folgt dar:

- 1786/87 Ältester Kartennachweis (DuPlat) „Auf der Schnippen-Burg“
- 1803 Flurbezeichnung „Schnippenburg“ auf LeCoq-Karte
- 1889 Detail-Kartierung durch Heimatforscher Hermann Hartmann
- 1983 Erste archäologische Untersuchung durch Bodo Zehm (Wallschnitte,  $^{14}\text{C}$  Datierung durch Holzkohle auf  $-130 \pm 60$ ) und Einordnung als typische Fluchtburg des nordwestdeutschen Mittelgebirgsraumes
- 1989 Eintägige Sondenprospektion durch Klaus Fehrs. Mehrere Metallfunde, aber keine Einmessung, da als neuzeitlich eingestuft
- 1999 Durchsicht der 89er Funde durch Wolfgang Schlüter und darauf folgende neue Prospektion durch Martin Mendelsohn bis 2000. Unter den neuen Metallfunden befindet sich auch für die Gegend bisher äußerst seltener mittellatènezeitlicher Bronzeschmuck.
- 2000 Weitere Prospektierungen zeigen Notwendigkeit weiterer unauf-schiebbarer Untersuchungen, da der Platz inzwischen auch von Raubgräbern entdeckt wurde.
- 2001 Start eines auf 5 Jahre angelegten Ausgrabungsprojektes unter der Leitung von Sebastian Möllers
- 2002 Neuvermessung der Anlage
- 2005 Geophysikalische Untersuchung und Abschluss der Feld-Untersuchungen
- 2006 Internationaler Kongress in Osnabrück zur Schnippenburg.

Die heute nur noch niedrigen Wälle zeugen von einer vergleichsweise kleinen Mauer. Die Außenwand der Umwallung bildete eine Pfostenschlitzmauer von etwa 50-60 cm Dicke. Die Höhe betrug etwa 1,4 bis 1,6 m. Der Bereich oberhalb der Steinmauer war mit Holzbohlen und an zwei Seiten mit einem Wehrgang versehen [Möllers/Zehm, 160]. Die Höhe der Wallanlage betrug nicht mehr als 3 m. Die Befestigung wurde dendrochronologisch auf  $-268 \pm 10$  Jahre datiert. Nach innen stützte die Mauer eine Pfostenbohlenwand. Insgesamt macht die Anlage nicht den Eindruck einer Wehranlage, das 'Mäuerchen' hätte ernsten Angriffen wohl nicht lange standgehalten. Als die Anlage aufgegeben wurde, brannte man die Befestigung der Schnippenburg systematisch nieder, ohne den Halt der Bohlen verstürzte die Mauer wenig später.

Nur etwa 500 m westlich der Schnippenburg kreuzt der alte Bremer Heerweg von Nord nach Süd das Wiehengebirge. Auf der Nordseite des „Gebirges“ verläuft der Hellweg vor den Sandforde in Ost-West Richtung über Minden nach Magdeburg. Die Burg liegt also in der Nähe eines alten Wegekreuzes.

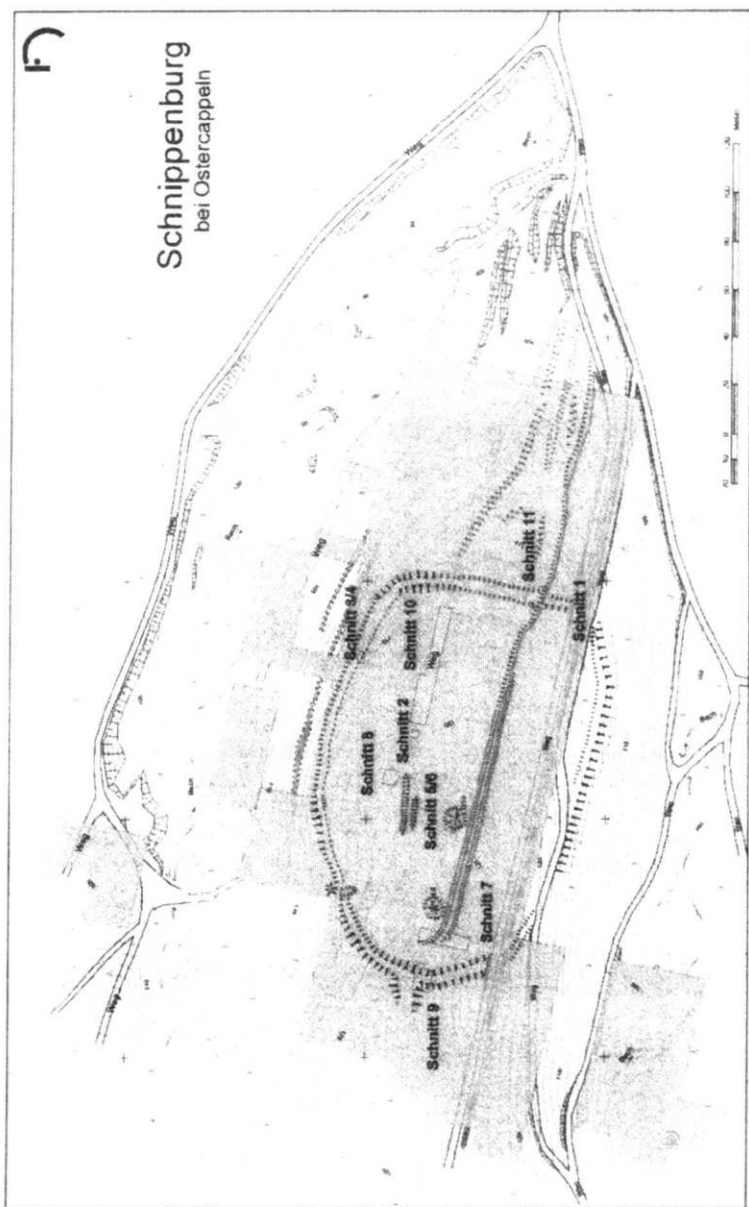


Abb. 7: Schnippenburg; Schnitte und Prospektierung [Möllers/Zehm, 174]

Die Schnippenburg hat nur einen Zugang von Osten, also der dem Heerweg gegenüberliegenden Seite. Die Toranlage war sehr einfach gestaltet und verstärkt den Eindruck, dass es sich nicht um eine Wehranlage gehandelt haben kann.

Ca. 90 % der Burginnenfläche (1,46 ha) wurden prospektiert, sowie größere Flächen außerhalb der Umwallung. Nur 5 % der Innenfläche wurden durch Grabungsschnitte erschlossen (Abb. 7). Prospektion und Grabungen ergaben eine flächige Verteilung der insgesamt 1.700 Metallfunde, größtenteils aus Eisen bestehend und teilweise bis zu 3 m tief im Boden lagernd. Des Weiteren wurden 50 Keramik- und einige weitere Steinobjekte als Beifunde geborgen. Der Anteil neuzeitlicher Funde liegt bei nur etwa 5–10 %. Etwa 250 Objekte konnten bisher bestimmt werden, der größte Teil besteht derzeit aus unbestimmbaren Kleinstfragmenten.

Obwohl einige wenige typische Siedlungsfunde gemacht wurden (Fragment eines Mahlsteines, Schleif- und Reibsteine, Tüllenbeile, Lanzenspitzen, Lanzenschuhe), zeigt die Phosphatkartierung deutlich, dass an diesem Platz nicht gesiedelt bzw. gelebt wurde.

Von besonderer Bedeutung sind gewisse „Fundhäufungen“, die den Eindruck von Opfergaben machen. In künstlichen Vertiefungen, in separaten Gruben fanden sich zwischen 50 cm und 2 m tief offenbar gemeinsam abgelegte Stücke. Und diese Stücke haben es in sich. So fanden sich in den Depositionen Tüllenbeile, Tüllenbeitel, Meißel, Tutulusfibern, Gürtel- und Riemenhaken, Zierscheiben, Armreifen, Perlenketten, Kettengehänge, Ohringe, Bernstein- und Glasperlen, Bronzefibern, usw. Aufmerksamkeit erregt dabei bis auf wenige Ausnahmen weniger das, was gefunden wurde, sondern die Art der Zusammenstellung und die Anzahl der Funde.

Da sind zum einem typisch keltische (latènezeitliche) Funde, wie z.B. der Bronzering einer Gürtelkette oder auch eine „gezopfte, gedellte“ Schwertkette; zum anderen gibt es Unikate, wie z.B. ein besonderes Trensenstück.

Die Mehrzahl der Stücke aber scheint aus lokalen Werkstätten zu stammen, jedoch hat man sich offenbar bemüht, Trachten, Waffen und Ausrüstungsgegenstände der Latène-Kultur nachzubilden.

Beste Beispiele dafür sind die gefundenen Armreifen, im Süden im Hohl-guss hergestellt, hier jedoch massiv. Oder schwierig herzustellende Spiralperlen, die auch aus lokaler Produktion stammen sollen (Abb. 5).

Besonders auffällig ist allerdings, dass Armreifen und Spiralperlen, die auf der Schnippenburg dem -3. Jh. zugeordnet werden, nach meiner Erinnerung in ganz ähnlicher Form im Schwarzmeerraum in der Ausstellung *Das silberne Pferd* ins +4. Jh. datiert wurden. Woher kommt diese chronologische Verwerfung? Einer detaillierteren Darstellung und Verifikation steht derzeit der noch fehlende Katalog der Bevern-Ausstellung entgegen.

Ein weiteres interessantes Fundstück der Schnippenburg ist ein verzierter Hohlwulstring (Abb. 6), der als Abschluss auf einer Grube lag. Es ist ein vergleichsweise antikes Stück, ca. 200 Jahre älter als die anderen Funde in der näheren Umgebung. Reparaturspuren sprechen zumindest für eine längere Nutzungszeit.

Das Schnippenburg-Museum ist ein kleines Museum, mit viel Liebe zum Detail gestaltet. Man hat sich bemüht, die Fundhäufungen auch im Museum im Zusammenhang darzustellen, so dass der Charakter der Opfergruben erhalten bleibt. Vor allem aber zeigt die Ausstellung die Ratlosigkeit, mit der die Wissenschaftler bisher vor der Fundlage stehen. An den Wänden finden sich die vielen immer noch offenen Fragen. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass die Funde der Schnippenburg den Archäologen „ein Schnippchen geschlagen haben“. Es ist erneut Bewegung in die Diskussion um die Rolle der Burgen am Rand der Mittelgebirge gekommen.

Bis vor 10 bis 15 Jahren ging man noch davon aus, dass sich die Latène-Kultur weitgehend auf den bekannten Kernbereich im Süden beschränkte. Die Funde der Schnippenburg zeigen jedoch eine rege Teilnahme der „Proto-Germanen“ am „Lifestyle Latène“ [Möllers/Zehm, 192]. Das bezieht sich anscheinend besonders auf Trachten, wie auch auf gewisse religiöse Vorstellungen. Gerade Trachten wurden aber bisher als wesentliches Identifikationsmerkmal von Volksgruppen angesehen. Vor dem Hintergrund der Funde der Schnippenburg ist diese Annahme nunmehr fragwürdig geworden.

Was stellt die Schnippenburg dar? Derzeit wird ein Kultzentrum als die wahrscheinlichste Alternative betrachtet. Die Tatsache, dass sich die Gruben nicht überschneiden und dass einmal abgelegte Gegenstände nicht wieder angefasst oder entfernt wurden, spricht für eine gesteuerte Nutzung der Anlage. Aber warum wurde sie nur kurz benutzt? Stand sie im Zusammenhang mit dem Überlandweg? War es ein Ort, an dem man für ein gutes Gelingen der Reise opferte? Aber warum ist dann der Eingang zur Anlage auf der dem Weg abgewandten Seite? Diese Fragen konnte bisher keiner klären.

Die ältere Eisenzeit zeigt nach Sicherl [2008, 51] für die Region einen weitgehend amorphen, geomorphologisch nur grob gegliederten Kulturraum. Die mittlere Eisenzeit in Nordwestdeutschland, eingeschränkt auf die Region zwischen Wiehen- und Wesergebirge und dem Teutoburger Wald sowie der Weser, zeigt dann plötzlich drei wesentliche Neuerungen:

1. die flächige Ausbreitung keltisch inspirierter Kulturgüter,
2. das Aufkommen neuer Bestattungsriten (Brandgruben, Brandschüttungsgräber und Scheiterhaufenhügel),
3. der im Bergland massiv einsetzende Burgenbau.

Der keltische Einfluss führt für das -3. Jh. in der Region zu einer deutlich sichtbaren Diversifizierung der lokalen Gruppen. Jede von ihnen scheint sich irgendwie anders aus dem Topf der keltischen Einflüsse zu bedienen.

Die frühere Eisenzeit zeichnet sich dagegen durch starke Einflüsse der östlich gelegenen Jastorfkultur aus [Sicherl 2008, 57]. Auch wurde der Burgenbau im -1. Jh. weitestgehend aufgegeben.

Ganz punktuell erhellen dann im +1. Jh. möglicherweise die allerdings fälschungsgefährdeten Berichte der antiken Autoren Tacitus, Paterculus, Florus, Cassius Dio, usw. die Situation in der Region, sofern denn richtig lokalisiert wurde. Danach schweigen die Quellen wieder. Einige wenige Gräber-, Siedlungs- und Münzfunde geben Einblick in die Folgezeit. Schlachtfeldfunde wie die von Kalefeld [harzhorn] aus dem +3. Jh. belegen jedoch groß angelegte militärische Operationen im Inneren Germaniens 200 Jahre nach der Varusniederlage. Wie sah die Region zwischen Wiehen- und Wesergebirge und dem Teutoburger Wald sowie der Weser zwischen dem -5. Jh. und dem +5. Jh. wirklich aus? Die Beantwortung dieser Frage dürfte auch für die Phantomzeitthese von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein.

### Literatur

- archiv = <http://www.aerzteblatt.de/v4/archiv/artikel.asp?src=heft&id=70043>  
geo (2007): *Rätsel Schnippenburg*;  
<http://www.geo.de/GEO/kultur/veranstaltungen/53545.html>  
harzhorn (2010): *Roms vergessener Feldzug*;  
<http://www.archaologieportal.niedersachsen.de/harzhorn/>  
Illig, Heribert (2008): Zweite Skythen-Ausstellung in München; in *ZS* 20 (1) 56-65  
Leiber, Christian (2010): Webseite der Ausstellung *Das silberne Pferd*;  
<http://www.dassilbernepferd.info/>  
Möllers, Sebastian / Zehm, Bodo (Hrsg., 2007): *Rätsel Schnippenburg. Sagenhafte Funde aus der Keltenezeit*, Bonn  
- (2010): *Die Schnippenburg*; <http://www.schnippenburg.de/>  
pferd = [http://www.dassilbernepferd.info/SP\\_Gal\\_bild0.php](http://www.dassilbernepferd.info/SP_Gal_bild0.php)  
Rolle, Renate / Müller-Wille, Michael / Schietzel, Kurt (Hg., 1991): *Gold der Steppe. Archäologie der Ukraine*, Schleswig  
Sicherl, Bernd (2008): Ansätze zur einer regionalen Gruppierung im Ravensberger Land und an der Mittelweser (3. Jahrhundert v. Chr. - 1. Jahrhundert n. Chr.); in *Terra Incognita? Die nördlichen Mittelgebirge im Spannungsfeld römischer und germanischer Politik um Christi Geburt* (Hrsg. Michael Zelle), Mainz  
Trümpler, Charlotte (Hrsg., 2010): *Das Große Spiel. Archäologie und Politik zur Zeit des Kolonialismus*. Begleitbuch zur Ausstellung, Köln  
war = [wandgame.files.wordpress.com/2008/05/megiddo.jpg](http://wandgame.files.wordpress.com/2008/05/megiddo.jpg)

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,  
[andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de](mailto:andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de)



# Vorschlag für ein erweitertes Konzept

Robert Zuberbühler

Der historischen Forschung möchte ich das *emotionale Denken* als das eigentlich Grundlegende vorstellen, als ersten und dann weiterhin wirkenden affektiven Antrieb, dem Rationalen vorangehend und es stets prägend. Mein Vorschlag stützt sich auf *Luc Ciompi* [1997] *Die emotionalen Grundlagen des Denkens / Entwurf einer fraktalen Affektlogik*, aber auch auf frühere Diskussionen mit dem Sozialrevolutionär und Logiker *Hans Itchner* (1882–1962 Zürich) über das Fühlen und Denken, und auf meine Kunsthandwerk-Berufswahl, wo das emotionale Denken die Basis ist.

Weil es ja längst zur Kultur- und Sozialgeschichte gehört, möchte ich *Ciompi*s psychologische Untersuchungen mit den sozialhistorischen von *Gunnar Heinsohn*, *Heribert Illig* und *anderen Autoren* kombinieren, hier am Beispiel des Entstehens, sich Entfaltens, Zerbrechens und Neuentstehens von menschlichen Sozialformen und dem ständigen Weiterwirken der ersten emotionalen Entschlüsse bis zu einem späteren, neuen Umbruch. Den all dies verbindenden Anstoß gab mir der Physiker *Robert B. Laughlin* [2005] in *Abschied von der Weltformel* mit seinem Hinweis, dass vor lauter wissenschaftlicher Fokussierung auf aller kleinste Elemente, zuletzt die Qualitäten verschwinden. Aber leider werde auffallend wenig die lebenswichtige, komplementäre „*Emergenz*“ des elastisch-festen Zusammenhaltens studiert, obwohl wir alle fortwährend darauf bauen [Vorwort, Kap. 1 und 2]. Hier klickte es bei mir: Das passt ja genau zur Denkweise der privaten Eigentümer! Dazu zeigt uns *Ciompi* [Schlussteil 7. Kap.], wie im emotionalen und rationalen Denken *Emergenz* weit übergreifend wirkt und zugleich vieles ausschließt. Das heißt auch: Wer sich – wie wir – mit ‘undenkbaren’ historischen Revisionen befasst, erlebt, dass sich immer wieder etwas fast unerschütterlich halten kann und dann doch einmal bricht; sowohl bei Theorien wie gesellschaftlich und historisch: So erweisen sich das *Emotionale mit dem Rationalen*, wie das *Emergente mit dem Einzelnen* als *sich gegenseitig bedingende (komplementäre) Grundformen des Denkens und der Welt*.

Zuerst werden kurz *Ciompi*s Forschungen vorgestellt, dann ausführlich typische Anfänge, Brüche und Folgen in den Sozialformen der Sippen, Stämme, Feudalherrschaften, Eigentumsgesellschaften, und was sie jeweils vom Vorherigen mitnahmen, umformten und neu erfanden – bis heute.

*Ciompi*s *Lebenswerk* entstand innerhalb einer Reaktion auf den *einseitig nur rationalen* Positivismus und Behaviorismus mit ihrem rigorosen Aus-

schließen des Gefühlsurteils. Nun wird immer mehr das Spüren, die Emotion bemerkt, auch ihre Nützlichkeit (!) entdeckt, akzeptiert und rational untersucht. Denn seit jeher verbinden sich beim „Denken“ (= Unterscheiden & Vergleichen) zwei einander helfende Formen des Erkennens: Wir *reagieren reflexartig* auf das unterscheidende (emotionale) **Spüren und Fühlen** der Sinnesorgane mit einer ebenso unmittelbaren (unbewussten) **Vergleichung** als quasi „Berechnung“ des limbischen Nervensystems aus uralter Erfahrung, **als emotionales Denken** („die Fußsohle sagt dem Kopf, dass der Boden eben und fest ist“). Das wird sofort begriffen, schneller als jede rationale Überlegung des Frontalhirns. Aber beide sind absolut lebenswichtig. Das **Rationale** dann auf seine Weise: *Welches, statt nur zu reagieren*, mit einem **Innehalten und sich Besinnen** einsetzt, **nun bewusster untersucht, misst und abwägt**.

Psychologen wie z.B. Freud, aber auch Neurologen befassten sich mit dem viel weniger erforschten unbewussten, dem *Handeln unmittelbaren Antrieb gebenden* (= affektiven) **emotionalen Denken**. Ciompi zuerst pädagogisch und neurologisch mit *Piaget* (dieser von *Pestalozzis* „Herz & Hand“ her). Nach jahrelangen Untersuchungen zur *Schizophrenie* kam er vom Anormalen zum Normalen, *Allgemeinen*. Um nun ganze, *vielschichtig in sich zusammenhängende* (emergente) *Vorgänge* besser zu verstehen, bezog *Ciompi* die physikalische **Chaos-Theorie** mit ein [Vorwort, 13]:

„Von zentraler Bedeutung für diese Grenzüberschreitung waren namentlich neue Erkenntnisse zur nichtlinearen Dynamik und sog. fraktalen – also auf Ebenen verschiedenster Größenordnung selbstähnlichen – Struktur in komplexen Systemen und Prozessen, genau von der Art, wie sie im psychosozialen Klein- wie Großraum durchwegs anzutreffen sind. Sie ergaben eine tragfähige wissenschaftliche Basis für die in diesem Buch entwickelte Hypothese, dass grundsätzlich gleichartige affektiv-kognitive Dynamismen in psychosozialen Phänomenen jeglicher Dimension wirksam sind.“

So zeigt sich chaostheoretisch affektlogisch (wie auch historisch), dass in sozialen Verbänden aus *inneren* emotionalen Umstimmungen und *äußeren* allmählichen oder plötzlichen Veränderungen, unvorhersagbar („nichtlinear dynamisch“) gesellschaftliche *Brüche*, **Bifurkationen** genannt, entstehen. Wobei dem alten, nun zerbrochenen Zusammenhalt sehr schnell („affektiv emotional“) eine elastisch-feste *Neuordnung als neue Emergenz* folgt, welche gewisse alte und neue Formen fest miteinander verbindet. Die diesen *Anfang prägende Emotion* produziert dann selbstähnlich gleichartige (fraktale) emotionale und soziale Folgeformen [Ciompi, 262-268]. Im kollektiven Verhalten sind sie besonders gut wirk- und sichtbar, weil das Kollektiv das Typische verstärkt und die individuellen Varianten abschwächt oder gar ausschließt (= emergent wirkt). *Ciompi* beschreibt, wie affektiv-kognitive

„Schienen“ und „Eigenwelten“ entstehen [5. Kap.], d.h. *wie Emotionen auch das rationale Denken und Verhalten weitgehend mitbestimmen.*

Mit den nachfolgenden Beispielen will ich zeigen, wie die *jeweils erste, prägende Emotion im Sozialkörper inkorporiert wird, wodurch sie ständig weiter wirkt*: Zuerst als *Brauchtum*, später als *Herrschaft & Unterwerfung*, zuletzt als *gesetzliche Ordnung*. (Was hier für alte und neue soziale Ordnungen gesagt ist, gilt vermutlich auch für das Entstehen und die Entfaltung von *Arten*. Dem kann ich leider nicht nachgehen, aber überlasse es gern anderen Interessierten.)

Die *Gemeinschaften der wandernden Sippen* der gesamten *Altsteinzeit* waren, seit unsern tierischen Vorfahren, Gruppen von nahe Verwandten mit Aufnahmen aus anderen Gruppen. Urform des Lebens sind ja schon bei Zellen und Mutationen immer emergente Gebilde samt ihrer Umgebung (dem Biotop). Niemals ein Element allein (warum muss man diese Banalität betonen?). Bei den Sippen bestanden sie aus einem Kern von Großmüttern und Müttern und allen Töchtern, Söhnen und Enkelkindern sowie den angeschlossenen, von der Sippe akzeptierten Burschen als Väter und Großväter mit dem Status von Onkeln, als schützende Schale, und einem Nahrung enthaltenden Lebensraum (Biotop) als weitere Hülle. Nur die mütterliche Herkunft war ersichtlich, aber absolut wichtig, dank der unmittelbar fühlenden und nährenden *mütterlichen Zuwendung*: Auf ihr, mit dem Schutz der Männer, beruht noch heute das *Urvertrauen in die umgebende Welt* (Grundboden aller Moral). In dieser Frühzeit mit einer Praxis, wo immer alle wussten, was alle tun. Stets auf Zustimmung bedacht und begründet, also nicht regellos und keineswegs ohne Schamgefühl. Aber auf anderes bezogen als in späteren sozialen Ordnungen. Das hatte auch seine sehr scharfe Grenze, den Ausschluss aus der Sippe. Eine soziale Naturform, vorgefunden, nicht gemacht. Weder Mutter-„Recht“ des Juristen *J. J. Bachofen*, noch „Hetärismus“.

Ihr Fühlen, Denken und Reden verglich alles mit dem eigenen intensiven körperlichen Erleben, in einer hinweisenden, *gleichnishaften Bildersprache*; darum war ihnen der Schoß der Frauen die Quelle des Lebenden. Alles, das Sammeln von Beeren, Früchten und Wurzeln, das Jagen und Fallenstellen von Wild oder Fischen wurde immer gemeinsam *als kleine oder größere Gruppe betrieben*, von Alten und Jungen, je nach Fähigkeiten, Erfahrung und Kräften. Sodass man fortwährend alles Wesentliche *miteinander* (ohne Schule) lernte, wie das Reden, Singen und Pfeifen, Flechten, Feuer Zünden, Werkzeug Gebrauchen, Kenntnis der Nutzbarkeit von Pflanzen zum Essen und Heilen oder Berauschen, und dies mit Sinnen noch so scharf wie die der Tiere. Deren auch bei uns nur schlafende *Existenz* immer noch festgestellt werden kann [Marais 1973! Kap. 6, 7, 8]. Ihr *Gedächtnis* war ihnen, noch ohne Schrift, bildhaft

gegenwärtig als *Erlebnis*, („eidetisch“) – auch dieses Erinnern gibt es noch; Hugo v. Hofmannsthal [1959, 152 f.] berichtet es in seinen *Aufzeichnungen* von seinen Eltern. Unsere fernen Ahnen waren nicht blöd! Dass sie angeblich für minimale Verbesserungen viele Jahrhunderte und gar Jahrtausende benötigten, zeugt einzig von unserem schulmäßig nachplappernden Stumpf-Sinn (Schulung kann u.U. auch verdummern). Man war unaufgeregt aufmerksam auf alles, was einem begegnete, erlebte es als *direkte Ansprache*, deren Sinn man verstehen wollte und musste, als **Beurteilen** (d.h. Denken) *mit allen wachen Sinnen*, das in einer gewohnten Umgebung etwas subtil *Verändertes* sofort bemerkt: **Aus einem Spüren von Ordnung in allem und jedem, dem ursprünglichen Weltverständnis** [Lévy-Strauss 1979, 22].

*Die ihnen alles spendende Welt war die sie umfassende Gegenwart samt der dazugehörigen Weise, alles miteinander zu teilen.* Welche man (mit improvisierten Unterkünften) sehr interessiert *durchwanderte*, dabei Nahrung sammelnd, ihrem jahreszeitlichen Angebot folgend. So in Generationen einst über ganze Kontinente – man kommt auch mit gemütlichem Gehen und Rasten sehr weit. *Gemeinsam* war alles Finden und Essen und bei Überfluss das Schmausen und Festen, wie ebenso der Hunger miteinander ausgestanden wurde. Anderen wandernden Sippen gelegentlich oder freundschaftlich vereinbart *begegnend*. Wobei man *erzählend* und *singend* Essen, Trinken und Mitgebrachtes als Geschenke teilte, Mädchen und Burschen sich kennen lernten und fanden, Männer ihre Muttersippe wieder trafen, wo die Burschen bei bleibendem Miteinanderleben in die Sippe der Freundin umzogen, welche mit ihrer gern gegebenen Zustimmung zugleich die Miternährung garantierte, womit sie bei der Wahl eine zwar vitale, aber nicht herrschende Position hatte. *Wer wählt da wen?* Wohl wie meist bei Tieren, das Weibchen das für sie anziehendste, schönste, mit Haube oder Geweih geschmückte, intensiv um sie buhlende, gegen andere Männchen geschickt konkurrierende Prachtexemplar. Wenn es nicht hielt, trennte man sich. Kam schon ein Kind, blieb es mit der Mutter in der Muttersippe.

Doch ein Bewusstseins-schritt kündigte sich an: Man erlebte *den Tod* verstörend, über das uns bei Tieren bekannte hinaus: *Gräber* und *Grabbeilagen* zeigen es schon bei den Neandertalern, als Rückkehr in den Leib der Erdmutter. Beim Jetztmensch als *Weiterleben der Ahnen in den Kindern*, wörtlich *Eninchildin*, Ähnnin-kleines, Enkelchen; ein *immer gleichnishaftes*, nun über die Gegenwart hinaus reichendes Fühlen, Denken und Sagen. Das Zusammenleben notwendig das Wichtigste; Streit hat es dennoch gegeben, sehr tätlichen vor allem unter Männern, auch Totschlag im Affekt. Um so nötiger war die *Versöhnung*. Bei allseitigem Einverständnis wurde der Totschläger durch Umlegen eines Mantels („Geburtshaut“), als *Sohn* in die Muttersippe des Toten aufgenommen [Lüling 1999].

Die Sippen erlebten und überstanden nicht nur Krankheiten und Unfälle, sondern etliche schwere Erschütterungen ihrer Umwelt, auch die geologisch-klimatischen Veränderungen der sog. *Eiszeit*. Deren Anfang, Dauer und ganzer Verlauf sind immer noch unklar. Diskutiert werden Pol-Verlagerung (nach Grönland und zuletzt zurück), langsame oder rasche Klimawechsel, superlange Gletscher oder Überflutungen; am Schluss allmähliche oder rasche dramatische Eisschmelze, mit Untergang der Mammuts und Wollnashörner, das Hochsteigen von Gebirgen und Freilegen von Land und anderswo Überflutung durch höheres Meerniveau, Unterbruch von Land- und Völkerverbindungen. Wärmeres Klima wieder allgemein, außer in den zwei Polarregionen.

Dieser große geologische Umbruch, zusammen mit dem nur als „sich selber Umstellen“ zu begreifendem Reagieren der Sippen, haben zur Bezeichnung **Neolithische Revolution** geführt (Ende der Alt-Steinzeit, Übergang zur Jung-Steinzeit). Das sog. Mesolithikum nur winziges „Azilien“ [Heinsohn 2003, 94 ff.]. Die Reaktion der Sippen auf die veränderte Welt waren, anscheinend in friedlicher Übereinkunft, emotional ähnlich dem Früheren gestimmt, *aber überlegter, rationaler*: **Man lebte jetzt nahe beisammen in Dörfern, zeitweise sesshaft, jeweils als zwei oder mehrere Muttersippen = Heiratsgruppen, als Stämme mit gemeinsamen Beratungen und Tätigkeiten.**

Damit musste man sich – neben dem nun etwas begrenzten Sammeln und Jagen – die Nahrung auch durch selber Anpflanzen und mit dem Hüten und Züchten von zutraulich zugelaufenen ‘adoptierten’ Jungtieren verschaffen. Mit allen unerwartet (nichtlinearen selbstähnlich fraktalen) Folgen, wie dem *Gefangenhalt von Tieren* zwischen Zäunen und dem *Schlachten* statt Jagen, mit neuem Leben in *Sippenhäusern*, mit den *Speichern* und anschließenden *Gärten* und einem hohen *Dorfzaun*, um alles zu schützen gegen jetzt ‘wilde’ Tiere. Dies zu begründen, erzählten weise Frauen und Männer, dass die „*Demas*“, die Urahnen des Maniok, Jams usw., der Hirsche, Menschen, sich selber zerstückelten, sich *als Gabe* spendeten und dann in die Urzeit verschwanden [Jensen 1992, 2. Teil, Kap. IV]. Was man vielleicht deuten kann als Büßung des „*Macher-Sakrilegs*“. Bald entstanden weitere zwar ähnliche, aber nicht vorhersagbare Folgeformen: Größere Dörfer mit Festplatz, ornamental geschmückte Häuser, und erste Separierung der Tätigkeiten (das Pflanzen die Domäne der Frauen und aller Kinder, das Jagen die Sache der Burschen und Männer); dann noch später, als ausgeprägte Pflanze- und Hirtenstämme. Damit entstand mit schon ein wenig gegensätzlichen Lebensformen und *dauernd* besetzten, also begrenzten Gebieten, mit kollektivem ‘Besitz’, aus Streitereien und Übergriffen, der **Krieg als Kampf kollektiver Gruppen**; ein *folgenschwerer Bruch* des bisherigen Einvernehmens.

Man spürt den gewaltigen *emotionalen Schock* dieser Änderung am zerebralen und technischen Aufwand; man geht ja nicht allmählich mit Jagd-

pfeilen und Jagdmessern auf Gleichartige los. Sondern stimmt sich auch vorher ein mit Kriegstänzen und bemalt sich als ein 'Anderer', der hinter der Maskierung 'schon drüben ist'. Seit jener Zeit empfand man sehr viel stärker eine Scheu vor dem Fremden und sprach von *Heimischer Welt und Anderwelt*. Sichtbar der Dorfzaun dazwischen. Mit den anhänglichen Tieren, mit dem Schlachten und dann mit dem Krieg wurde auch *das Töten noch bewusster* und musste eingeprägt, sogar gelernt werden. Dieser Bruch kann noch heute erlebt werden. Unvergesslich ist mir, wie unser ältester Bruder Hans und künftiger Erbe des väterlichen Metzgergeschäfts, weinend zu unserer Mutter lief, als er als Lehrling erstmals ein Kälbchen töten sollte – aber sie ihm nicht helfen konnte und ihn ins Schlachthaus zurückweisen musste.

Dieses tätige und seelische Einbrennen, einst als *Kopffagd/Skalp-Raub*, um als Mann zu gelten, ist uns vielleicht so verständlicher, aber war und bleibt uns ein Schock. Man braucht im Krieg auch *Anführer*. Das ist nun der *'Hirte, der uns im Kampf voran geht'*, mit dem Hirtenstab/der Lanze als Symbol. Er muss schlichten, wenn Streit entsteht. Solche Anführer und Schiedsrichter lebten nun als 'Häuptlinge' in einem besonderen Haus am Dorfplatz. War die Versöhnung schon bei den Sippen eine große Zeremonie, wurde jetzt ebenso ein Friedensschluss als *Verbrüderung* gefeiert – die Worte sind uns noch erhalten, aber es fällt auf, dass es männliche sind. So gibt es auch Berichte, dass die *Frauen* einen tätlichen Streit stoppten, indem sie ihre Brüste zeigten – an die *Mutterliebe* als allen gemeinsamer Ursprung erinnernd. Was man deshalb bei den Sippen und Stämmen *überhaupt nicht konnte*, war das Antreiben, Strafen und Schlagen der Kinder – auf denen ihr Weiterleben als Stamm beruhte („Seid fruchtbar und mehret euch“). Wo es etwas zum 'Erben' gab, wurde es deshalb den *Jüngsten* gegeben (uns, noch Jüngeren, in den Märchen vererbt).

Mit den reicher und komplexer gegliederten Stämmen *wuchs auch der Gemeinschaftsdruck*. Das Heiraten, schon bisher ausgeschlossen unter direkt Blutsverwandten, wurde auf gewisse, jedoch größere Sippen eingeschränkt, aber die entscheidende Wahl blieb bei den Mädchen und Frauen, was auch jegliche Gewalt verbot. Um so mehr erblühte und verfestigte sich bei den Burschen und Männern das Bedürfnis, der „*Erste, Geschickteste, Schönste und Stärkste*“ zu sein; mit entsprechend reichem „Besitz“ der Sippe. Immer als Teil ihrer *Ehre*, wie etwa dem Sieg bei Ballspielen als Wettkampf, wo der „Siegpreis“ das Geben eines Namens für einen Enkel des Anführers sein konnte. So zeigten sich innere Spannungen, lebten sich aus und bauten sich ab oder wieder auf.

Die Kriegsszenen zeichnete man demonstrativ öffentlich auf Felsen; anders als die Malereien der Sippen von Tiergemeinschaften, mit Fackellicht im dunklen Mutterbauch der Höhlen, deren Motive wir nicht kennen. Jene

ersten 'Künstler' spürten wachsam alles, was die Gemeinschaft dachte und gaben ihm allgemein gebilligten Ausdruck.

Der jährliche Höhepunkt dieser ruhmsüchtigen Gemeinsamkeit war der **Potlatsch** als festliche Zusammenkunft ganzer Stämme oder mindestens vieler Sendboten beider Geschlechter. Oft verbunden mit ausgedehnten Reisen, z.B. im Pazifik mit geschnitzten und bemalten hochseetüchtigen Segelbooten, oder als Wanderung, etwa vom Tal zum Hochland; wo man *sicher erwartete Geschenke brachte und ebenso bekam*, entsprechend den lokalen und saisonalen Spezialitäten. Mit einem obligaten, die Spannung lustvoll steigernden Zeremoniell, wo die Hergereisten ihre reichlichen Gaben als äußerst minderwertig bezeichneten, wie ebenso die Beschenkten ihre Gegengaben und Bewirtungen als überaus schäbig entschuldigten. Beide Seiten suchten sich dabei mit gewaltigem Eifer und größtem Vergnügen zu übertreffen – aber mit dem verdeckten Hinweis auf die Menge und Qualität der Geschenke verband sich eine gegenseitige rationale Kontrolle, welche den *Fortbestand des Brauches garantierte*. Ethnologen, welche durch unsere Brillen hinschauten, beschrieben es uns als „Handelsreisen“...*Handel?! Alles immer genau gleichgewichtet, stets ritualisiert und geheiligt*, dies sogar mit Witz und Spaß. Was wir lange nicht verstanden, blind befangen in *unserer* Fühl- und Denkweise (als Emergenzwirkung).

Ebenso begriffen wir lange nicht den sog. **Totemismus** der Stämme, ihr *emotionales Denken von naturhafter Gemeinsamkeit*, wo unsere wissenschaftlich *separierenden Abstraktionen* von 'Pflanzen', 'Tieren' und 'Menschen' noch nicht vorkommen. Wo man hingegen „sich erinnerte, dass man einst mit jenen *verheiratet* war und sie noch immer versteht“. Eigentlich war *Darwins Affe* auch ein totemistischer Gedanke (und entsprechender Schock). Man kann es bei Claude *Lévy-Strauss* [1997, Kap. II: Die Logik der totemistischen Klassifikationen] nachlesen: Selbst er hat begreifliche Mühe, jene Motive und Gedanken mit Hilfe unserer Denksysteme zu klassifizieren (das heißt bei uns „zu verstehen“). Gerade solche Schwierigkeiten zeigen die **Emergenz von sozialen Ordnungen: den organischen Zusammenhang all ihrer Gefühle, Gebräuche und Denksysteme; jener fremden und der unsrigen**. Sodass wir, wenn wir ihre Beobachter von Außen sind, *sie nur innerhalb ihres Ganzen* wirklich verstehen können [Jensen 1992, 1. Teil, Kap. I]. *Jensen* war ein begabter Cellospieler, der im Musikstück die emergente Bezogenheit aller Teile **hörte**. (Auch ohne „Emergenz“ zu kennen, wurde sie in der Kunst immer sehr intensiv gespürt).

Eine so komplex verbundene und naturnahe Lebens- und Denkweise konnte nur bei sehr krassen Einwirkungen auseinander brechen: *In den globalen Katastrophen (extraterristischer Ursache)* der sog. **Bronzezeit**. Zu denen

es Berichte gibt, wie die Sintflut-Sage der Bibel, dazu fast achtzig weitere Flutsagen aus aller Welt, von den Eskimos bis zu den Völkern Feuerlands. Und außerdem *Mythen*, wie die indischen vier Avatars (Weltrettungen) Vischnus, der fünf neuen Sonnen (Zeitalter) der Azteken; Bemerkungen Platos, dass wir seither in der fünften Sonne leben – daraus lässt sich vielleicht ableiten, dass die Zeit der Stämme zuerst von der „Sündflut“ zerstört oder schwer gestört wurde und dass ihr, nach einiger Zeit, „drei Riesenbrände“ folgten. Ich schließe das u. a. aus dem Bericht von Gunnar *Heinsohn* [2010] mit seinen weiteren Hinweisen. Dass es aber auch Stämme bis in unsere Gegenwart gab und noch gibt (etwa im Amazonasbecken), bedeutet, dass ihre Lebensform sie schwerste Vernichtungen überleben ließ – wir wissen nur nicht wie. Vermutlich wegen ihrem erprobten Zusammenhalten; da findet man – miteinander gefühlsmäßig sehr stark verbunden – eher eine Nische zum Überleben, statt in Panik auseinander zu rennen.

Alle Flutsagen berichten von ständig steigenden Wassern, was weltweit nur möglich ist, wenn es „von Außen“ kam – woher, wird noch immer diskutiert. Gut bekannt sind in Mesopotamien dicke Schlammschichten über neolithischen Dörfern, und auf ihnen Reste erster Tempel der *Ishtar*, Göttin vieler Namen aller Kontinente; bei den Azteken (männlich) als *Quetzalcoatl*, Gefiederte Schlange, in Hellas (weiblich) *Athena*, welche, wie es später erzählt wurde, „mit einem Schrei kriegerisch gewappnet dem Haupt von Zeus-Jupiter entsprang“. Weil es von ihr keine früheren Sagen gibt, ist sie anscheinend damals „gekommen“, wie ihr lateinischer Name *Venus* besagen könnte [Velikovskiy 1951]. Die nahe und fern wiederkehrende „schrecklich strahlende“, noch heute höllenheiß mit Lava übergossen „luziferische“, von einer Schwefelwolke umhüllte und mit damals nachschleppendem Schweiß wie ein Riesenkomet daher kommende Venus verwüstete etliche Teile der Erde.

Vielleicht gehören die dreimaligen vernichtenden Brände dazu, Erdbeben etc. inbegriffen. Die Bibel berichtet, dass Menschen und Tiere vor der steigenden Flut auf Hügel und Berge flüchteten, bis die Wasser endlich sanken und die Geretteten „Altäre errichteten“. Wir Heutigen versuchen, aus den damals entstandenen, nun *religiösen* Formen, aus Funden der Archäologen und noch erhaltenen Bauten etc. uns ein Bild davon zu machen – also meist indirekt –, wie unsere Ahnen das Ganze erlebten und wie sie darauf reagierten (schließlich sind *wir* nie unterbrochen die Nachkommen jener Überlebenden und können versuchen, es nachempfinden).

Vor Allem: ***Das grauenhaft Unerklärliche zerstörte das emotionale Weltvertrauen der Sippen und Stämme. Seitdem vergeht einem beim krass Anderweltlichen wie beim Heiligen, Numinosen das Lachen.***

Die große Flut überschwemmte Dörfer, verwüstete Gärten und Wälder, zerstreute, was von Herden geblieben war, zerstreute auch die Menschen,



löste alle täglichen Ordnungen auf, in einem wilden „Rette sich wer kann“. Nächste Angehörige starben weg, Kindern die Mütter und Onkel-Väter, jenen die Kinder und Sippengegnossen. Nahrung war rar, die Gewässer verschmutzt, die Lüfte verpestet, nirgends Rettung, und bei Allem die Frage „Wieso?“ Aber keine Antwort bekannt – man musste sie selber finden und erfinden. *Damals entstanden die „Zürnenden Götter“* und der Glaube an Sünde und ewige Schuld, dazu die Altäre und die geschlachteten, verbrannten Opfer, damit ihr Rauch zum Himmel steige und die Wütenden dort oben besänftige. [Heinsohn 1997]. Weise Frauen und Männer erkannten alles, trösteten und unterwiesen die Verstorbenen. Alte oder neue Anführer sammelten die Verstreuten, vertrieben Räuber, raubten selber Nahrung zusammen – so mag es gewesen sein. **Jedenfalls entschied von nun an die jeweils stärkere Gewalt.** Jedes hochintensive gemeinsame Erleben brennt sich ein im Gedächtnis des sog. limbischen Nervensystems. Und alarmiert es erneut bei jeder Gewalttat und Katastrophe. *Velikovskys* „kollektives Gedächtnis“ [1985] gibt es schon bei den Tieren und darum auch bei den Menschen als „instinktives“ *emotionales Reagieren* im Nervensystem.

Mit realem Terror und purer Hilflosigkeit trieb das aktuelle Fühlen und Mythologisieren neue Formen der Lebensorganisation hervor: **Priesterkönige und Untertanen, Kommandanten und Soldaten, Priesterschaften und Verwalter, mit Knechten und Mägden.** Uralte Formen halfen mit, z.B. lassen sich Burschen und Männer bis heute leicht als Mannschaften führen, weil das enge Zusammensein die sonst übliche Konkurrenz 'instinktiv' verbietet – das wurde geschickt verbunden mit der *Herrschaft über starke Männer und ihre Stufung in Ränge*. Sie erlaubten das Befehlen nach unten und erzwangen das Gehorchen nach oben, als 'Ausgleich'. Auch die Tiere wurden zur Arbeit eingesetzt. Denn die Hirtenstämme der Steppen kannten, seit sie das Reiten erfunden hatten, *die Dressur*. Welche sie nun auf Menschen übertrugen. Aus ägyptischen Wandbildern scheint ersichtlich, dass sie die Sesshaften der fruchtbaren Flussebenen Afrikas und vermutlich auch Asiens überfielen (jedoch nicht in den beiden Amerikas und Australien, wo die entsprechenden Tiere fehlten).

Bald ließen sich die zu **Herren** Gewordenen hohe 'Zitadellen' aus Lehmziegeln bauen, mit Palästen, Tempeln und Gärten, umgürtet von einer Mauer mit Toren, bewacht von einer Garde. Sie wollten nun wieder (aber mit neuen Mitteln) die Ersten, Schönsten, Stärksten und Prächtigsten sein und so Allen imponieren. Neben den Zitadellen entstanden *Städte* von Hütten mit Strassen, die zu Toren einer Stadtmauer führten, oft bei einem Fluss, des Wassers wegen und dann zum Schutz der Übergänge. Eins erzwang das Andere, von selbst, oft unerwartet – „nichtlineare dynamisch“. Und wurde laufend gestört durch die Kriege und Machtkämpfe der Könige, die ihr Potential ausloteten.

Wie anscheinend auch die „Götter“, die als Irrläufer („Planetos“) und „Erdererschütterer“, mit Kometen und Meteoren, mit den schon genannten totalen Brandkatastrophen und einer „deukalionischen“ Flut, dem Tsunami der Santorin-Explosion, das Lebendige verstörten. Der Macht- und Pracht-Wettbewerb der Herrschaften führte zu *Erfindungen*, wie getriebene Gefäße aus *Kupfer* und gegossene Waffen aus **Bronze**, überlebensgroßen Skulpturen, Tempelbauten mit farbigen Reliefs, weiten Hallen mit Pfeilern, enormen Grabbauten, großen Schiffen und ganz zuletzt zu riesigen Pyramiden aus Quadersteinen, in Granit-Steinbrüchen mit gehärteten Eisenkeilen abgesprengt [Illig/Löhner 1993].

Man bezeichnet es akademisch als „Hochkultur“. Aber ich erinnere mich, wie im Berliner Museum nur schon der Anblick der Rekonstruktion einer assyrischen Palastmauer mit ihren Tierreliefs mich schier rückwärts drückte. Die aggressive Wucht war voll beabsichtigt; das Emotionale sagt es unmittelbar statt wortreicher Erklärungen, sagte es besonders deutlich jenen Zeitgenossen, die ihm nicht enttrinnen konnten.

Damals wurde das „**arbeiten**“ erfunden. Das *eine*, armselige Wort für **alle erzwungenen Tätigkeiten der Unfreien** (was heute ganz vergessen ist) – die Sippen und Stämme kannten es noch nicht. Vermutlich entstanden damit, statt der Gärten der Frauen, die *größeren Äcker* und die *Pflüge*, mit *kastrierten Bullen*, *den Ochsen als Zugtiere*. Samt **Aufsehern mit Stock**, *Abliefern des Ertrags* in königliche Scheunen; ein knapper Rest den Arbeitenden überlassen. Der Hirtenstab wurde regierendes *Blitz-Szepter*, juwelenverziert. Alles emotional und ‚fraktal‘ folgerichtige **Zeichen der Herrschaft und Unterwerfung**. Gleich, ob grob durchgesetzt oder gern mitgemacht, als Beschneidung, Haarschnitt, Kleidung, Grußform, Akzeptieren des Befehls durch genaues Nachsprechen, gestattetes Ansprechen (oder nicht). Je nach Rang sich Verneigen, tief Bücken, demütiges Erbitten, Niederknien, sich klein machen wie ein Kind. Noch immer ist sich ausgestreckt Niederwerfen und so Liegenbleiben keineswegs zufällig antik-feudale Tradition der katholischen Priesterweihe.

**Harte Strafen** wurden angedroht und zur Abschreckung öffentlich durchgeführt, die schwersten solche der Götter: Verbrennen, Steinigen, Ersäufen, den Raubtieren Vorwerfen. Wer zur Unterschicht gehörte, wurde auch geprügelt. Deshalb schlugen die Vornehmen ihre Kinder nie und ihre Frauen waren unantastbar: Trotz scheinbarer Nähe zu Stammesformen – der *Abstand*, scharf betont, war *Herrschaftsform* geworden. Mit dem „Arbeiten“ entstand eine *seelische Verarmung*, die *Entfremdung* vom eigenen Produkt; Gleichgültigkeit bis zum Überdruß. Die Künste jetzt vorgeschrieben mit priesterherrschaftlichem *Befehl*. Die Lieder des Volkes, einst zu jeder Tätigkeit gesungen, nun auf Moll gestimmt (oder verstummt).

Um so glanzvoller lebte man am Hof. Das Reich 'lieferte' fast alles, die besiegten Völker Tribute ihrer Spezialitäten, auch vornehme Haremsfrauen in der Scheinform politischer Einheirat ihres Volkes. Frühere Elemente umgeschmolzen, emergent geworden durch die nun herrschende gewaltsame Lebensart. Haremswächter als Eunuchen, jung kastriert; Frauen eingesperrt wie Legehennen, nur ganz äußerlich an Sippenhochzeit und Verbrüderung nach einem Krieg erinnernd – eher schon eine Frühform des Patriarchats. Auch wenn die Königin als Höchste Priesterin, dank Eros und psychologischen Feinsinn, ihren Einfluss im Rat hatte. Doch absolut regiert niemand. Will man 'Erfolg' haben, muss man sich entsprechend verhalten, einen passenden Charakter entwickeln, Befehle genau formulieren und dann kontrollieren, ist vielfach abhängig von Dienern, wie sie auf Gedeih und Verderb.

Der **Luxus** wurde die Droge der Herrschaften. Er erhob sie sichtbar, auch für sie selber, über die Masse der Unzähligen, ganz besonders, wenn man mit allem versorgt ist. Aber was im Lande rar war und selbst bei Tributen fehlte, seien es Juwelen, Silber und Gold, Lapislazuli, Schneckenpurpur, Kobalt, Rosen- und Sandelholz, Balken von Zedernstämmen, Zinn und Kupfer, Elfenbein, Glaskelche, Seidenstoffe, Gewürze aus fernen Reichen im Osten und Süden – es musste von irgendwoher kommen. Doch die rituellen, gegenseitig-festlichen Geschenkreisen der Stämme existierten nicht mehr. Außer durch Krieg, Raub und Erpressung bekam man es jetzt nur über **Zwischenträger und Vermittler**. Sie waren gesucht und fanden sich bald, formiert als neuartige 'Sippen' aus Resten vorheriger Stämme, alle ohne Haus und Gartenland, daher jetzt von den Männern geführt, die Frauen strikt auf die buntscheckige Sippe beschränkt. Mit den vereinigten Kenntnissen ihrer diversen Herkunft waren sie sprachen- und weltkundige Berater, geschickte Handwerker für fremde Materialien, willkommen als Lückenfüller und Könner. Die Herrscher gewährten ihnen billig uralt/neues Gastrecht, gaben ihnen Verpflegung und Unterkunft, sorgten für bewaffneten Schutz entlang allen Strassen ihres Reiches. Man nannte sie je nach Land *Ibrim, Apiru, Khabiru*, bei den Juden *Hebräer*. Über die Bibel sind sie auch uns bekannt geworden. Ich beziehe mich auf Günter Lüling [2000], aber sehe, mit allem Respekt, die sozialen und chronologischen Schichten teilweise etwas anders.

Jene Vermittler wurden durch ihre Verbindungen ein neuer, nun beruflicher, sehr weit verteilter „Stamm“ mit eigener *praktischer 'Macher'-Sprachmischung*, deren weit verstreute Reste man als *irgendwie phönizisch-semi-tisch* bezeichnet. Immer abhängig von mehreren Herren, zwar 'frei', doch ohne eigene Souveränität und nie bewaffnet – sehr andersartig inmitten der hochfeudalen Sozialordnungen und selbst der restlichen Stämme. Seit jener Zeit als Fremdlinge beargwöhnt und nicht überall geliebt. *Aber es waren keine Händler*, es existierte noch kein Geld, und die Herren gaben und beka-

men untereinander großzügig, was für sie fürstliche 'Gastgeschenke' waren – ihre Erinnerung an noch nahe Stammeszeiten. So bildete sich ein jetzt feudaler Ehrenkodex mit Verachtung und Hochachtung. Hier war das Taktgefühl und Verhandlungsgeschick der Ibrim etc. gefordert, das machte sie unentbehrlich und schützte sie zugleich persönlich.

Von den prächtigen und andern Seiten der feudalen Lebensform sichtbar angesteckt wurden noch weiterhin bestehende *Stämme*. Ihre Anführer, jetzt notwendig immer Krieger, *befahlen* wie kleine Könige, hatten ihre *ihnen persönlich treue* (und belohnte) *Gefolgschaft*, mit *Treueschwur*, Mutproben und 'Recht' zu plündern und schänden. Dazu passten die unfreien Knechte und Mägde der freien Bauern.

Es war noch immer eine Welt, ganz auf das *Anschauliche* ausgerichtet, die Schrift aus Bildern entwickelt, die Zahlen von den Fingern und Zehen her (20 = ein Mensch), die Handbreite, der Fuß, die Elle, der Schritt überall gültig, aber mit Proportionsgefühl angewandt. *Nur in der Verwaltung* war die Eins, sonst Symbol für das Unteilbare, Ganze, ein neutrales, addierbares Einzelelement geworden, Strich neben Strichen. Aber noch lange wurde, in Zeichen und Symbole übersetzt, eingewoben in Stoffe und Teppiche, das Ungreifbare, Schreckliche der Katastrophen [Mikolasch 1994].

Die *Gottesfurcht* war durchaus konkret, realistisch vom Himmel her dreinschlagend oder unterirdisch erderschütternd und alles überflutend. Wie ebenso die *irdische Herrschaft* auf die direkt erlebbare brachiale Gewalt begründet war; aber mit andern Unwägbarkeiten als Götterlaunen, weil voll innerer Spannungen durch die ständigen, buchstäblich verheerenden Machtkämpfe. Ihre Kriege brachten sie oft selber in Gefahr. So wird uns aus der griechischen Antike der Ägäis und des angrenzenden Festlands direkt *erzählt*, wie Kleinkönige in wechselnden Allianzen ständig miteinander kämpften und Länder und Städte verwüsteten [Heidrich 2004]. Uns erlauben jene feudalen Generationen-Verzahnungen eine präzisere Schätzung der sog. Bronzezeit: „ab Sintflut“ ca. 250 – 300 schreckliche Jahre, aber nachwirkend bis heute. *So werden endlich durch geduldig Forschende leere Jahrhunderte und bloß legendäre Jahrtausende entsorgt*, dokumentiert von Heribert Illig [2009].

*Den relativen Schlusspunkt der sog. Bronzezeit und zugleich abrupten Startschuss zu unserem „Eisernen Zeitalter“* setzten neue Naturkatastrophen. Wo sie kleinere Herrschaften vernichteten, wurde die gesellschaftliche Ordnung radikal umgekrempelt. Damalige Großkönige hingegen passten sich geschickt mit einer Mischung von feudalen und bürgerlichen Formen dem Neuen an (solches gibt es bis heute in Diktaturen, sie verwirren nicht nur sozialistische Forscher).

Griechische Heldengeschichten bezeugen 'nebenbei' etliche himmlische Katastrophen, wie die Sagen von Phaeton, oder von Perseus, der eine der drei

grässlichen Gorgonen tötete; sie erzählen von rasenden Feuerdrachen wie Typhon, Sekhmet und Anat, oder, fast unglaublich, dass Zeus aus Zorn über die verbrecherischen Atriden *der Erde einen Stoß gab*, der sie überdrehte, sodass die Sonne im Westen aufging und im Osten wegsank. Irgendwie glaubhaft ist trotzdem das Ereignis selber, denn in Japan wurde berichtet (Zeitpunkt unbekannt) „einst versteckte sich die Sonne viel länger als eine Nacht und konnte nur durch den obszönen Tanz ihrer Magd aus ihrer Kammer hervorgehört werden“. Und es gibt als keilschriftliches Faktum aus der Bibliothek *Assurbanipals* (669–623) einen astronomischen Text MUL.APIN [Illig 1990], welcher von einem sensationell anderen als dem kurz nachher aktuellen „Frühlingspunkt“ der Sternbilder berichtete. Was noch in Kopien bei Gelehrten in Griechenland um ca. -400 so bekannt war, dass ein mächtiger, bisher unerwählter Gott vermutet wurde, welcher den Umlauf des Erdballs über das restliche Sternbild des Widders und das ganze des Stieres getrieben habe. Eingeweihte einer neuen Religion erfuhren es unter den Namen *Mithras* oder *Mitra*, welcher den weißen Himmelsstier getötet habe.

Etlliche Generationen nachher entdeckten Gelehrte durch lange und überlieferte Beobachtung eine *Präzession* gleichmäßigen Verlaufs (Hipparchos, -128), bereits ohne wissenschaftliche Erinnerung an den Stoß. In dieser ganzen Umbruchszeit sind am nördlichen Alpenvorland viele Seen, davon mehrere größer als der Bodensee, schräg abgesenkt miteinander nordwärts ausgehoben [Illig 1997]. Vom Zürcher Oberland (meiner Heimat, deshalb bemerkte ich es) bis hinab zum oberen Zürichsee sind Reihen einstiger Nagelfluh-Terrassenstufen von Süden her schief angehoben, von keinem Gletscher je durchstoßen – klar nacheiszeitlich. Auch das vorher recht warme Klima kühlte sich plötzlich für längere Zeit ab.

Offenbar passierte überall viel ‘Ver-rücktes’, das, weil uns zeitlich näher, detailreicher und schriftlich überliefert ist. Aus der früher bedrohlich leuchtenden, relativ nahen Venus war die immer noch Schatten erzeugende „kleine“ Ferne geworden [Marold 1994]. Der „jugendliche Held“ *Mars/Nergal* hatte mit seinem Schwert (Plasmaschlauch?) den Schweif ihrer giftigen Atmosphäre gekappt, daran erinnern europaweit verbreitete Reliefs von rumpflosen Köpfen, aus deren Mund ein frischer Zweig sprießt (in England „green man“ genannt). Nach dem endlich „beruhigten Himmel“ wurde etliches als Gorgo, Typhon, kämpfende Giganten etc. in Friesen an den neuen Tempeln verewigt. Auch die geborstenen mykenischen Burgmauern und abgebrannten Paläste – scheu gemieden, nie wieder aufgebaut – erinnerten noch daran.

Anscheinend beendigten die Götter selber die Gwalt Herrschaft der Adligen. Es war keine Revolution von unten, wie erst nachher in Rom gegen die Etrusker. Die bisherige Herrschaft zerbrach, aber sie war längst überange-

spannt und das innere Band riss beim Stoß von Außen – eine klassische **Bifurkation**. Damit waren in der Ägäis samt Umland die Herren zum Teil tot, jedenfalls machtlos, ihre Paläste mit den Vorratscheunen Schutt und Asche, ihre Verwalter, Knechte und Mägde mit allen Übrigen *gleich* schlecht dran. Vermutlich chaotische Zustände, mit Hunger und Raub. Somit *alle* auf Selbsterhaltung und Rat angewiesen. Wir vernehmen aus Sagen und sehen es an den Ergebnissen, dass man sich versammelte, dass bekannte Männer wie der alte *Theseus* auftraten und etwas vorschlugen: *Die Polis als neue, jetzt Gesetze gebende Gesellschaft, die Verteilung des fruchtbaren Bodens durch göttliches Los zu genau gleichen Teilen an die Männer des Ortes; neue strenge, patriarchalische Ehe- und Erbschafts-Gesetze.*

Heute überlegen wir: Wieso gerade dies? *Zainab A. Müller* telefonierte deswegen mit mir und sagte, diese „Gleichheit“ der Felder ist so künstlich abstrakt, sogar sehr fragwürdig für *wirkliche* Bauern als Beurteiler des Bodens und seiner vieles entscheidenden Lage, dass **der Rat** vermutlich von einer Gruppe kam, für die es *in erster Linie wichtig war, endlich Boden als garantiert nur ihnen gehörendes Eigentum zu bekommen, wegen seiner Sicherheit der künftigen Ernährung.* Und die große Chance einer alt/neuen „demokratischen“ Souveränität mit rechtlicher Gleichheit aller Männer erkannte. Sie nannte als mögliche Agenten die *Ibrim, Hebräer, Vermittler und Berater.* Das leuchtete mir so ein, dass sie mich warnte, etwas genauer zu sondieren. Aber niemand weiß, wer es war – wir waren nicht dabei, die alte Schranke der Historiker. Ich finde ihre Vermutung immer noch sehr überzeugend, weil auch das direkt folgende Gesetzliche, Ökonomische, ja sogar das Familienrechtliche sehr gut zu dieser einstigen Schicht passt, welche sich selber schon vorher durch die Männer quasi demokratisch organisieren musste, jetzt ihre Auftraggeber/Ernährer verloren hatte und, stets auf Menschen- und Weltkenntnis angewiesen, gewohnt war selber gangbare Wege zu finden – bis zum nachherigen *wirklichen* Fernhandel. Es erklärt zudem ihr „rätselhaftes“ *Verschwinden:* Als gut geglücktes Aufgehen in den sich neu formierenden privatwirtschaftlichen Vaterländern, auch bei den Juden (ohne ca. fünf bis sechs Jahrhunderte „Dunkles Zeitalter“ zwischen den bronzezeitlichen Feudalreichen und dem Umsturz, also uns weit näher, als *Günter Lüling* annehmen muss).

Die Notlage war so allgemein wie der gefundene Konsens, er „schlug durch“: **Ein massiver kollektiver Vorgang emotionaler Ansteckung, man merkt es am Ergebnis bis heute!** Der neue Tenor: *Allgemeiner Egoismus. Jeder nur für sich – aber von allen Männern garantiert und gemeinsam beschworen. Zugleich das neue Recht auf persönliche Integrität, verbunden mit der neuen Verantwortung für sich selber: Das moderne Selbst-Bewusstsein* (hier könnten die Philosophen endlich seinen Ursprung finden, auch eine

erste Götterdämmerung). Das Stück Land oder Haus etc. ist nun nicht nur, wie seit alten Zeiten friedlich oder gewaltsam besetzt und deshalb „Besitz“. **Zusätzlich** gehört es **als gesetzlich garantiertes Eigentum allein nur mir und ist mein** „Eigenes“. Sie entschieden sich damit *gegen* das Zuteilen durch die Kleinkönige, *gegen* den gemeinschaftlichen Herdenbesitz und das gemeinsame Gartenbestellen der Stämme, *gegen* deren unbedingtes miteinander Teilen der Erträge. Jetzt jeder geschützt wie ein Herr und Meister auf seinem „Hof“ oder städtischen Geviert. Auch der *Notvorrat* nicht mehr gemeinsam, weder sicherer Brauch wie bei den Stämmen noch gnädig zugeteilt von den Herren. *Man beachte den stolzen Tenor dieser unabhängigen Selbstversorger, er ist die Grundlage aller weiteren Entscheidungen mit genau passenden, selbstähnlichen Varianten aller noch folgenden Handlungen und Gesetze. Nicht nur, wenn es ums Mein und Dein des Geschäfts geht, sondern in jeder denkbaren Art, in der Liebe, der Ehe, in den Wissenschaften und sogar in den Künsten.*

Aber die Gleichheit des zugeteilten Eigentums war (als Notkompromiss mehrerer Interessen), wie ebenso der unabhängige Selbstversorger, *eine schöne Illusion. Wirklich gleich war beim Neubeginn nur die Armut* [Heinsohn 1984, 109]. Die Anpassungen an die Realität waren „fraktal“ folgerichtig, wie es schon *Heinsohn* zeigte, zwar 1984 noch nicht von der Chaostheorie unterstützt. Hinweise in Fülle sind dort ablesbar zu finden, ich kann mich auf wenige beschränken: Es begann ja nicht mit Geld und Kauf/Verkauf, sondern mit *den ungleichen Notlagen aller*. Was einem fehlte – Werkzeug, Vieh, Saatgut, Hilfe – musste man *erbitten*, bekam es nur mit *befristeten Gegenleistungen*, stets misstrauisch abgesichert (Jeder ist nun sich selbst der Nächste), immer mit **Sicherheiten**, d.h. *Versprechen mit Pfändern*. Etwa die Mithilfe als *selber kontrollierbare Schuldknechtschaft*, oder mit *mehreren Zeugen beim Sach-Eigentum*. Laufend entstanden Folgeformen, statt der Willkür und Zuweisung der Feudalherren genaue **Gesetze**, *von allen freien Männern beschworen*. Mit *beamteten Richtern* und *sichtbaren Pfandsäulen*, wenn Landeigentum, das Kostbarste der isolierten Existenz, Pfand wurde. Immer als „Gläubiger“ und „Schuldner“. Schiedsrichter wurden nun **Richter**, Befehle jetzt *Richtlinien* und *Paragraphen*, Bräuche bloße lockere *Gewohnheit*. *Das Ganze jetzt eine „Gesellschaft“* [Niemitz], keine Gemeinschaft wie einst die der Sippen und Stämme. Und *die Frauen und Kinder?* Die mussten froh sein, Schutz und Versorgung zu bekommen, wurden quasi hochgeschätztes Eigentum, mit Erbsohn und erblühender Knabenliebe.

Was war damals in Attika Natur und/oder Ratschlag der *Ibri, Hebräer, Khabiru etc.*? Welche bereits *folgsame* Frauen ohne Gärten etc. hatten und mit Sicherheit *vollbewusst* Eigentümer und freie Männer wurden? Die Vermutung von *Z. A. Müller* erwarht sich. Auch am neuen intensiven Selbstbe-

wusstsein: **Wir sind Freie!** Solche Gefühle verbreiten sich kollektiv rasend schnell, werden für die ganze Gesellschaft typisch, d.h. **emergent**. Selbst das *Arbeiten* war, *aber jetzt für sich selber*, nicht mehr eine Schande – *Hesiod* musste es seinem Bruder ausdrücklich sagen.

Das Lesenkönnen von Zahlen und Schriftzeichen verbreitete sich und wurde mit den zusätzlichen Vokal-Zeichen eindeutig. Damals entstanden Zins und Geld. Der **Zins** zuerst und natural in der Form von Schuldknecht-*Leistung*, *jetzt wieder als Arbeit* (der Kinder oder des Schuldners), oft verbunden mit Verpfändung des Schuldner-Eigentums, das, wenn es verfiel, auch seinen Status als Eigentümer aufhob und die Schuld in **Sklaventum für ihn samt Angehörige** umwandelte – was sozial sehr brisant wurde. Doch die Verhältnisse *versachlichten* sich laufend, *das gilt ganz auffallend für die neue „Ökonomie“*. Geiz wurde normal, notwendig wie Gier und Profit, Hilfeleistung käuflich statt gegenseitig, Gewalt rechtliche Sache, abgetrennt von Wut. Es ist sinnlos, den „Wirtschaftenden“ Gier, Geiz und Profitstreben vorzuwerfen, weil diese Emotionen in der Ökonomie *juristisch inkorporiert* sind und, gewollt oder ungewollt, wie ein obligatorisches Ritual ablaufen.

*Sichtbar ist nun für uns, seit wann das mitfühlend Emotionale (und dem Emergenten so nahe!) abgewertet wurde, und weshalb: Nun überwog das nur noch rational berechnende Einzel-Interesse, auch in den Wissenschaften.* Dem Physiker *Robert B. Laughlin* allzu einseitig.

In der Antike wirkte das egozentrische Eigentum ungebremst weiter, es gab bald reiche und arme Selbstversorger. Die Reichen offerierten für ihre übergroßen Vorräte *Gutscheine*, erste „Wechsel“ auf zählbare, genormte Naturalien, Scheffel von Gerste, Kupferbarren *als Wertmaß*. GleichermäÙen machten es mit ihren Einkünften die Priester, mit kleinen symbolischen eiserne Kultgeräten, zuletzt mit kupfernen und silbernen „Rundlingen“: **Münzen** mit geprägtem Tempelsymbol. Als Ausweis für im Schatzhaus gehortete Kostbarkeiten als *Pfänder* und damit *Sicherheiten des Werts*, welches seither für jene blockierten Pfänder **gilt** – das **Geld**. Erst Geld ermöglichte einen **Markt**, wobei zugleich die gefährliche Schuldknechtschaft rückzahlbar wurde, *jetzt ganz versachlicht*. Seither wird auf dem Markt *mit Geld als Eigentum* die **Kaufschuld** gelöscht, das Eigentum Geld aber als **Guthaben** weiter gegeben. So ist es nicht verschwunden, *wirkt aber nur*, wenn es wieder für einen Kauf ausgegeben wird. Was unabsehbar zweischneidige Folgen hatte und haben wird. Zum Beispiel, *dass man es immer aufs Spiel setzen muss*. Ausgerechnet das Kostbarste, das Eigentum! Die ewige Gefahr als „Schwert des Damokles“. Die man anfänglich vermeiden wollte durch Selbstversorgung. Wobei auch hier *die Gefühle, das Emotionale* uns sagen, was noch wichtiger ist: *Über das Geld hinaus unser gutes Weiterleben: Geld ist 'eigentlich' nur ein Mittel zum Zweck.*



Aber nur das **bloß-rationale Denken** wurde **emergent**. Am Beispiel der kaufbaren Liebe erkennt man, wie selbstverständlich und wirklich armselig, umgekehrt seither *menschliche Gefühle und Bedürfnisse in Geldzahlen gerechnet werden*. Haben wir mit dem angeblich rationalen Zweckdenken auch den eigentlichen Hauptzweck verfehlt? Ist unsere Logik – die Formale Logik der antiken Griechen – eine halbe Sache, weil sie nur rational ist und deshalb übersieht, was die ganze Logik ist? *Ciampi* und Unzählige vor ihm seit der Antike spürten und bedachten es.

Als noch unerledigte Aufgabe? Wie dem auch sei, in unserer sozialen Ordnung steckt etwas *Schizophrenes*, das auch *Ciampi* spürte, als er zu forschen begann, ein **Zwiespalt**, als widersprüchliche Restformen alter Gemeinschaft und feudaler Gewaltherrschaft, vermengt mit neuer ziviler Gesellschaft, alles emergent miteinander verbunden als sachliche, *globale ökonomische Organisation*. So leben wir halb mit quasi antiken Zuständen und merken doch, dass wir unterdessen eine ganze, emergente Welt wurden.

Und die Eigentumsökonomie **ein globales Hamsterrad**. Viel Stoff zum Überlegen. So enthält unsere Sozialordnung mit allem Anderen gute, starke, alte und moderne Tendenzen. weshalb einige Hoffnung besteht, dass sich daraus etwas kompletter Tragfähiges entwickeln kann – wir wollen ja nicht bloß existieren! Man versteht so besser, dass wir mit guten Gründen an alten Bräuchen hängen, wie Weihnachtsgeschenke für die Kinder, gemeinsames Essen bei Hochzeiten und Beerdigungen, usw. Als Knabe bin ich mit andern Kindern einer von Pferden zweispännig gezogenen offenen Hochzeitskutsche nachgerannt, drin saßen festlich gekleidet, wie ein Götterpaar, Braut und Bräutigam und warfen freigebig in farbiges Papier gewickelte Bonbons auf uns „Füürscheit!“ rufende Kinderschar. Heute kommen mir zu Feuersteinen noch andere Erinnerungen, etwa Meteoriten oder feurige Sterne: *Es ist noch alles nah und fast da*. Aber welche Mühe haben trotzdem Ethnologen mit dem, was vor ihren Augen passiert, wenn sie – bei „Eingeborenen“– die Geschenke der Bräutigams-Sippe für die Braut (viele, viele Halsketten von hübschen kleinen Kaurimuscheln) gründlich missverstehen als „Brautkauf“, wo sie doch bloß die Müschelchen betrachten müssten, um die Ähnlichkeit mit kleinen Vaginas (mundartlich auch bei uns „Muschis“) zu bemerken und nun selber nachträglich dem Paar viel Vergnügen und Kinder wünschen könnten – so wie es gemeint war, **so reichlich, als man schenkt**.

## Literatur

- Ciampi, Luc (1997): *Die emotionalen Grundlagen des Denkens – Entwurf einer fraktalen Affektlogik*; Göttingen  
Heidrich, Specht K. (2004): *Mykenische Geschichten*; Gräfelting  
Heinsohn, Gunnar (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft*; Frankfurt/M.

- (1997): *Die Erschaffung der Götter*; Hamburg
  - (2003): *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* Gräfelting
  - (2010) Dreimal verbrannt: Schar-e Suche im Sistan-Becken; in *Zeitensprünge* 22 (1) 7-17
  - Hofmannsthal, Hugo v. (1995): *Aufzeichnungen*; Frankfurt/M.
  - Illig, Heribert (1990): Papkes Fund; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 2 (3) 70-76
  - (1996): Zwischen Würm und Würmeiszeit; in *Zeitensprünge* 8 (2) 194-222
  - (?2005): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting
  - (?2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen – Über Velikovsky hinaus*; Gräfelting
  - Illig, Heribert / Löhner, Franz (1993): *Der Bau der Cheops-Pyramide*; Gräfelting
  - Jensen, Adolf Ellegard (1951/1992): *Mythos und Kult bei Naturvölkern*; München
  - Laughlin, Robert B. (2005): *Abschied von der Weltformel*; München
  - Lévy-Strauss, Claude (1997): *Das wilde Denken*; Frankfurt/M.
  - Lüling, Günter (1999): Das Blutrecht; in *Zeitensprünge* 11 (2) 217-227
  - (2000): Das Problem „Hebräer“; in *Zeitensprünge* 12 (2) 180-193
  - Marais, Eugène (1973): *Die Seele des Affen*; Esslingen
  - Marold, Winni (1994): Der Venus schwindender Schein; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (1) 89-96
  - Mikolasch, Hans-Peter (1994): Textile Muster als Katastrophenerinnerung; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (4) 99-115
  - Velikovsky, Immanuel (1951): *Welten im Zusammenstoß*; Stuttgart
  - (1985): *Das kollektive Vergessen*; Frankfurt am Main
- Robert Zuberbühler, CH-8185 Winkel, Huserstraße 1

# Glaube und Kredit

## Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel – Teil 1

Marianne Koch

### Vorbemerkung

Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Frage nach der Gewichtung der Rollen von Kloster und Stift für die wirtschaftlichen und politischen mittelalterlichen Machtverhältnisse unter Berücksichtigung ihrer unterschiedlichen Besitz- und Eigentumsstruktur im Licht der Kritischen Wirtschaftstheorie nach Heinsohn/Steiger.

Die Antwort wird im 2. Teil der Arbeit anhand der Untersuchung mittelalterlicher Eigentumsphänomene versucht. Vorab werden im 1. Teil Kriterien beschrieben, nach denen die Organisationen beurteilt werden: Unterschiede zwischen Eigentum und Besitz, zwischen sakralen und profanen Vereinen/Gesellschaften sowie natürlicher und Juristischer Person als Rechtsträger und Haftung. Punktuell muss der jeweilige gesellschaftliche Hintergrund einfließen.

Hinsichtlich der ausgiebigen Abstecher ins Römische Recht wird der Leser um Geduld gebeten. Übereinstimmungen mit modernen Rechtsordnungen sind nicht zufällig, sondern durch das System der Eigentumswirtschaft erzwungen. Eine Erläuterung zur Erfindung von Eigentum, Recht und Staat nach Heinsohn/Steiger soll dies zusätzlich verdeutlichen.

### Quizfrage: Was ist *Eigentum der toten Hand*?

- a) Automatisches nukleares Rückschlagprogramm in der Hand der russischen Armee,
- b) als Erbe verschleierte Parteispende,
- c) juristischer Fachbegriff,
- d) schwarzhumorige Kritik eines Pfarrers am Kirchenschatz.

Die Kreativbuchhaltung der hessischen CDU hat Vorschlag **b)** unter Roland Koch zwar angedacht, aber nicht realisieren können [Dehne u.a. 2000]. Alle anderen Antworten kann der Leser getrost ankreuzen, jede stimmt (zu **a.** [Broad 1993]).

In der Krimifolge „Kein Sterbenswörtchen“ bewahrt Otfried Fischer als Pfarrer Braun mit bayrisch bewährtem Kabarettkommentar ein ostdeutsches

Kirchlein vor seinem Schicksal, als Spritzenhaus geschändet zu werden. Aus der Toten Hand des protestantischen Erzfeindes ersteigert er das Kleinod für die eigene Tote Hand seines katholischen Dienstherrn [ARD 2006]. Damit dürfte er zu den auserwählten Leuten gehören, denen der juristische Fachbegriff für Kirchenbesitz als „Tote Hand“ geläufig ist und zudem der einzige Zeitgenosse sein, dem es vergönnt ist, per Versteigerung eine Kirche zu erwerben. Im wahren Leben finden sich betroffene Gemeinden und Öffentlichkeit nur mühsam mit Verkauf oder Verpachtung von unrentablen Sakralimmobilien ab, wenn die neue Nutzung dem „besonderen Charakter und kulturellen Auftrag“ des Gebäudes nicht widerspricht [Hermanns 2007, 11]. Hypotheken auf Kirchengebäude, gar Gerichtsvollzieher oder Versteigerungen sind trotz aller finanziellen Nöte der Gemeinden tabu. Das hat seinen Grund nicht etwa in sentimentalem Glaubenseifer oder Denkmalschutz, sondern ihr Rechtsstatus als „beschränktes Eigentum der Toten Hand“ [wikipedia 2010b] verhindert gängige Eigentumsoperationen.

*Meyers Enzyklopädisches Lexikon* fasst in seiner Ausgabe von 1978 die moderne Auffassung des Begriffs verkürzt zusammen:

„Tote Hand (manus mortua), 1. Bezeichnung für den nach altem Recht ganz oder teilweise an den Herrn fallenden Nachlass eines Unfreien; 2. Bezeichnung für einen Vermögensträger, der sein Vermögen nicht veräußern oder vererben („von Hand zu Hand geben“) konnte und damit für das Wirtschaftsleben praktisch tot war“ [Meyers 1978].

Der Ausdruck „Hand“ als Synonym für Vermögen/Besitz bleibt im modernen Recht nur noch im Begriff der „Gesamthand“ erhalten. „Tote Hand“ trägt dem speziellen Sachverhalt Rechnung, dass nicht veräußert noch vererbt werden kann, *dennach inhaltlich kein Eigentum, sondern Besitz vorliegt*.

**Besitz** ist die tatsächliche *physische* Einwirkungsmöglichkeit auf eine Sache, § 854 I BGB [Palandt 2004].

**Eigentum** befähigt zur *rechtlichen* Einwirkung auf eine Sache, § 903 BGB [aaO], d. h. zur Teilnahme am Wirtschaftsleben. Neben Kauf und Miete zeichnet sich Eigentum entscheidend durch seine Belastbarkeit zu Haftungszwecken bei Pfand- und Darlehensgeschäften aus [Heinsohn/Steiger 2006, 26-28]. Das bedeutet, dass es verlierbar sein muss, wenn Kredite nicht bedient werden und es zur Vollstreckung kommt. Eine Immobilie, in die nicht vollstreckt werden kann wie bei Kirchen, dem besagten „Eigentum der Toten Hand“, ist nicht beleihbar. Sakralobjekte mögen dem Gläubigen teuer und wert sein, der Gläubiger findet heutzutage keine Kreditsicherheit darin. Sie entbehren damit nicht nur ihrer Pfandsicherungsqualität, sondern verlieren ihre Eigentumsqualität überhaupt und regredieren zu schlichtem Besitz. Es ist daher falsch, die christlichen Kirchen und ihre Institutionen als Eigentümer von Kirchengebäu-

den und Klöstern zu bezeichnen; sie sind deren Besitzer. Solche Immobilien kommen nur in Film und Fernsehen zur Versteigerung. Aktuell hat dieser Etikettenschwindel keine großartigen Folgen. Solange keine Gemeinde und kein Bischof die Eigentumsprobe auf Belastbarkeit macht, bleibt es bei einem unerkannten Vokabelirrtum und Satiresujet. Für die Beurteilung von Urkunden unter Fälschungsverdacht spielt die Begriffspräzision des Wortes dagegen eine große Rolle. Nicht zu vergessen ist die Verführung zu Eigentumsmaßnahmen, wenn der Vokabelgebrauch beliebig austauschbar geworden ist.

### **Organisationssysteme menschlicher Gemeinschaft nach Heinsohn/Steiger**

Auf der Grundlage einer strikten Unterscheidung zwischen Besitz und Eigentum haben Gunnar Heinsohn und Otto Steiger im Anschluss an Polanyi drei idealtypische menschliche Organisationssysteme erarbeitet [zuletzt 2006, 13 u. 27 ff. s.a. 12 Anm. 2], die das Überleben von Einzelem und Gattung, seine Reproduktion – d. h. Produktion, Verteilung, Konsum und bisweilen Akkumulation von Gütern – völlig unterschiedlich regeln:

1. Der **Stamm** ist als Reziprozitätssystem – auf Gegenseitigkeit – organisiert. Nach **Sitte** versorgt die Solidargemeinschaft ihre **unfreien** Mitglieder aus **Besitz** und garantiert damit die soziale Sicherheit des Einzelnen. Eigentum existiert nicht. Es kann Besitzregeln für Produktion, Verteilung und Konsum, in geringem Umfang Akkumulation von Gütern geben, die aber nicht einklagbar sind. Unabhängiges Gericht und Markt gibt es nicht. in **Feudalismus/Sozialismus** wird **Herrschaft** über **Befehl** ausgeübt. Es kann Regelsysteme als Willkür-Kodifikation geben, aber kein einklagbares Recht, keine unabhängigen Gerichte. Abgaben werden von **Unfreien** aus der physischen Nutzung des **Besitzes** erzwungen. Herrschaftliche Vorratshaltung zur Verteilung in Notzeiten schafft ein soziales Netz auf niedrigerem Niveau. Eigentum existiert nicht. Geringer Gütertausch spiegelt kein Marktgeschehen.
2. In der **Eigentumsgesellschaft** wird **gewirtschaftet**. Das macht ihren prinzipiellen **qualitativen Systemunterschied** zu Stamm und Feudalismus aus. Nur die Eigentumsgesellschaft kennt **Eigentum**, womit die rechtliche Nutzung von Gütern in besonderen Transaktionen ermöglicht wird, so dass **Zins** und **Geld** erschaffen werden.

Eigentumsimmanentes Wirtschaften bedeutet [Heinsohn/Steiger 2006, 26]:

- a. Belastung zur kreditären Schaffung von Geld gegen Zins
- b. Verpfändung für das Leihen von Geld als Kapital
- c. Übertragung einschließlich Verkauf/Verpachtung/Vermietung
- d. Vollstreckung.

Besitz bleibt auch in der Eigentumsgesellschaft erhalten; er umfasst die physische Nutzung von Gütern und Ressourcen. Jedes Gut hat eine Eigentums- und eine Besitzseite.

Eigentum bedingt eine Gesellschaft von **Freien** als Eigentümern. Zur Freiheit des Eigentümers gehört der Verzicht auf soziale Absicherung durch die Gesellschaft; es wird zur Aufgabe des einzelnen Individuums, für sein physisches Überleben selbst zu sorgen [Heinsohn 1984, §79]. Eigentum erschafft den **Rechtsstaat** und das **Vertragsrecht** als Regelsystem unter Gleichen und Freien mit Klagerecht vor Gericht. Kreditiertes Eigentum erzwingt **Markt** zum Erwerb von Schuldendeckungsmitteln/**Geld**. [Steiger 2006, §§ 54, 55]:

„Die Eigentumsgesellschaft steuert Produktion, Verteilung, Konsumtion und Akkumulation durch das, was in den beiden anderen Systemen nicht vorhanden ist: *belast- und verpfändbares Eigentum, Zins und Geld*“ [Heinsohn/Steiger 2006, 13; Hvhg. der Autoren].

### **Rom: Heiligtum und Eigentum in bester Gesellschaft**

Diese besonderen Kriterien unserer gegenwärtigen Gesellschaft – belastbares Eigentum, persönliche Freiheit, Vertrag, Staat, Recht und Markt – finden sich bereits in verschiedenen Stadtgesellschaften der griechischen und römischen Antike. Rom entwickelt sich als Eigentumswirtschaft unter solchen Kennzeichen zum Weltreich und Hegemon. Die entsprechenden Wirtschafts- und Rechtsinstitute haben sich funktionaladäquat bis heute bewährt. Daraus erklärt sich, warum unsere modernen Privatrechtsordnungen, von wenigen wichtigen Ausnahmen abgesehen, grundsätzlich mit dem Römischen Recht übereinstimmen. Dem gemäß gehen auch christliche Gemeinde, Stift und Kloster in den Bahnen des vorgegebenen Römischen Rechts auf je eigene Art aus der zweckorientierten unterschiedlichen Mischung von Strukturen antiker Vereine und Gesellschaften hervor. Je nach Interessenschwerpunkt entstammen ihre Organisationsregeln und Herrschaftsinstrumente sowohl dem sakralen wie dem profanen Bereich der römischen Gesellschaft.

Im römischen Staatswesen verschränken sich die unterschiedlichen Bereiche der *sacra publica* und *res publica*. Erst beide gemeinsam machen den römischen Staat aus. Zu Recht wird der allein aus der *res publica* entwickelte Staatsbegriff des 19. Jh., den viele unserer Latein- und Geschichtslehrer leider immer noch lehren, neuerdings erweitert. Die staatstragende Bedeutung der die Führungselite repräsentierenden öffentlichen Kulte wird einbezogen [Rüpke 2001, 32]. Angesichts der an Zahl und Größe dominierenden Tempel im antiken Stadtbild ist die Frage nach deren Machtstrukturen und Ressourcen auch längst überfällig. Wir können nicht weiterhin davon ausgehen, die für das 18./19. Jh. in Westeuropa gewünschte Trennung von Kirche und Staat habe bereits im römischen Staatsverständnis ihr großes Vorbild.

## Über antiken Göttereinsatz

*Sacra Publica* erfasst heilige Orte, Tempel, Gottesbilder und Sakralkollegien sowie den jeweiligen städtischen Festkalender. Soweit es die historische Entwicklung bis zur mittleren Republik ca. -250 betrifft, gehört auch die Rechtsprechung in den sakralen Rahmen [Kunkel/Schermaier 2005, 124]. Die Stadtmauern sind „heilig“, ein politisches Amt wie das Volkstribunat ist sakrosankt, sein gewählter Vertreter ist unverletzlich. Das Beispiel von Caesars Stadtgründung *Urso* in der *Hispania Baetica* zeigt, wie sich profan-politische Strukturanweisung mit Sakralauflagen mischt, obwohl es nicht um Einführung und Übernahme bestimmter Gottheiten geht, sondern um Verfahrensregeln zur Gründung unverzichtbarer politischer und sakraler Kollegien wie des *ordo decurionum* (Stadtrat), der *pontifices* und der *augures* (*lex ursonensis* nach [Rüpke, 2001, 43 f.]). Besondere Aufmerksamkeit gilt der Kultfinanzierung.

Die freiwillige Teilnahme an Fest- und Kultveranstaltungen wird gesellschaftlich erwartet, nicht befohlen; sie spiegelt Stellung und Integration, ist unverzichtbar für Geschäft und politische Karriere. Viele öffentliche Auftritte sind zugleich kultisch eingebunden. In Rom tagt der Senat bis zu Ambrosius' Zeit, 340–397, in Sakralbezirken [Rüpke 2001, 13]. Das Forum jeder *civitas* ist nicht nur politische Tauschbörse und Gerichtsplatz, es ist mit seinem Statuenschmuck auch religiöses Bekenntnis- und Kommunikationszentrum. Der Sitz des Stadtrates, die *curia*, ist ihm gewöhnlich zentral angegliedert, und ihr Eingang wird mit einem Götterbild wie z.B. dem der „Concordia“ in Sarmizegetusa sakral markiert [Schafer 2007, 45].

Es ist Aufgabe des öffentlichen Kultes mit all seinen Gottheiten und Genien, gesellschaftliche Werte und Bestand des Staatswesens zu sichern. Außerdem dient er der Selbstvergewisserung und Stabilisierung interner Machtverhältnisse der patrizischen *gentes/familiae*, die über die Amtspositionen ihrer Mitglieder als Magistrate zugleich oberste öffentliche religiöse Repräsentanz in Tempelkollegien und Kultvereinen ausüben [Rüpke 2001, 21]. Bei manchem Kult erhalten reiche Bürger über ihr Patronat in Berufsvereinen sakralen Einfluss. Die jeweilige Priesterschaft ist nur für Alltagsaufträge und Statistenrollen zuständig; mit ihren Popen stellen sie den Schlachter, wenn der Stifter seine Hände nicht selbst in Blut tauchen will [Rüpke 2001, 144 Abb. 14]. Die politisch mächtigsten Kollegien der *pontifices* und der *augures* sind als Kontrollorgan und Krisenmanager für die Annahme von Tempelstiftungen genauso wichtig wie bei Friedens-/Kriegsentscheidungen; ihre Deutung der Auspizien entscheidet letztinstanzlich. Für neue Götter und Tempel sorgen Senat oder reiche Mitbürger. Als Gründe spielen Selbstdarstellung von Aufsteigern und Steuer sparende Beuteanlage der Heerführer ebenso eine Rolle wie die Übersiedlung von Heimatgottheiten in eine Veteranenkolonie oder die „Romani-

sierung“ von eroberten Gebietsgottheiten. Theoretisch kann jeder zum Sakralpaten bzw. Religionsgründer werden, wenn er die finanzielle Ausstattung des Tempelbetriebs mit Sonderstiftungen zum Unterhalt absichert und das öffentliche Übergabeverfahren eines Grundstücks zur *templum*-Weihe, die Dedikation, einhält [Rüpke 2001, 34 f.]. Im privaten Haus- und Totenkult werden *familia*-interne Rollen und Machtstrukturen wie die *patria potestas* und die erbrechtliche Nachfolge eingeübt und gesichert.

Mit modernem jüdisch/christlichem Verständnis von Religiosität und Frömmigkeit hat dieser Göttereinsatz nichts zu tun, eine Trennung von Tempel und Staat wäre für Rom ein unvorstellbares Sakrileg. Andererseits können in diesem polytheistischen Pantheon Juden und Christen durchaus mit ihrem Monotheismus Platz finden, solange sie sich nicht selbst ausgrenzen.

### Über antikes Gotteseigentum

Unantastbarkeit ist das wichtigste Attribut eines Heiligtums! D. h. eine Binsenweisheit wie: „Heilig ist, was Eigentum eines Gottes ist“ [Rüpke 2001, 14] widerspricht sich selbst, da die wichtigste Eigenschaft des Eigentums ja gerade seine Verlierbarkeit, eben seine Antastbarkeit ist. Niemand bestreitet, dass „Gotteseigentum“ der allgemeinen Verfügbarkeit entzogen ist [Rüpke 2001, 15], egal, ob es aus dem Gemeinschaftsbesitz *ager publicus* dediziert wurde oder als private Stiftung dem Eigentum entspringt. Die inhaltliche Bedeutung dieser Art von „Gotteseigentum“ versteht man leider erst, seitdem Heinsohn und Steiger [1996] in ihrer Untersuchung zu einer kritischen Wirtschaftstheorie auf die grundlegende Bedeutung der strikten Unterscheidung zwischen Eigentum und Besitz aufmerksam gemacht haben. Demnach liegt hier nur „dem Namen nach Eigentum“ vor! Weil es keine Haftungssicherheit liefern kann, ist es rechtlich und inhaltlich gesehen – **Besitz**. Seine Güter und Ressourcen dürfen genutzt, verteilt und verbraucht werden, aber seine Verwalter können mit ihm nicht an Wirtschaftsprozessen wie Finanzierungen teilnehmen [Heinsohn/Steiger 2006, 26]. Ganz wie heutzutage beim Eigentum der Toten Hand!

Zumindest gilt dies für Tempelgebäude und umliegendes Grundstück; sie sind unverkäuflich und nicht belastbar [Kaser/Knütel § 18 Rdnr. 5]. Beim Verbot einer Religionsgemeinschaft bzw. ihrer Gottheit fällt das Gelände wie bei Konskriptionen von staatsfeindlichen Mitbürgern als *ager publicus* in staatlichen Gemeinschaftsbesitz und kann neu vergeben werden, bei Bewidmung auch als Eigentum.

Wie qualifiziert man darüber hinaus aber diejenigen Immobilienstiftungen an eine „Gottheit“, die selbst nicht mit Tempel und Götterstatuen glänzen, aber als Sakralland dem Kulturunterhalt dienen sollen? Handelt es sich hier um Eigentum oder Besitz? Wer wäre Eigentümer?



Klar ist: Die Übergabe von Gemeinschaftsbesitz aus dem *ager publicus* ist keine Eigentumsbewidmung, sondern bloße Besitzzuteilung, hier zu Sakralbesitz. Eine Stiftung zwecks Gottesunterhaltung aus Privateigentum verwandelt sich ebenfalls in Besitz. Weil es im Römischen Recht nur natürliche Personen als Rechtsträger gibt (s.u.), muss sie zu gemeinschaftlichem Sakralbesitz regredieren, kann weder zu sakralem Eigentum noch zu Gottes- oder Staatseigentum werden. Sie verliert mit der Übergabe in Gottesdienste ihre Eigentumsqualität und wird wie der *ager publicus* behandelt.

Zur Finanzierung des Krieges gegen Mithridates VI. soll Sulla in seiner Amtsposition als Konsul Sakralland im Wert von ca. 36 Millionen Sesterzen verkauft haben [Rüpke 2001, 28]. Da das Konsulat besonders betont wird, ist davon auszugehen, dass es nicht um Sullas Privatheiligtümer geht, sondern dass er als oberster Magistrat die Angelegenheiten des römischen Staates vertritt. Der politische Kampf um die Gracchischen Reformen, 133–121, hatte geklärt, dass der Staat Teile vom *ager publicus* zu Eigentum ausloben und verkaufen kann [Kunkel/Schermaier 2005, 59/61]. Analog behandelt Sulla das Sakralland wie ein Tempelgrundstück nach Kultverbot, der Besitz wird eingezogen und als quasi-*ager-publicus* zu Eigentum ausgelobt. Die Frage nach der Existenz von Staatseigentum ist unsinnig, denn der Staat ist schließlich die einzige Instanz, die Eigentumsqualität verleihen kann und garantiert ([Steiger 2006, §§38 u. 56] sowie grundlegend [Heinsohn 1984]). Gesellschaftlicher Gemeinbesitz kann, wann immer es opportun ist, vom zuständigen staatlichen Repräsentanten zu Eigentum gemacht werden, muss dann allerdings einer natürlichen Person als Träger übergeben werden. Der Staat selbst kann sich damit keine Finanzierungssicherheit durch Beleihen verschaffen, er muss verkaufen/verschenken. Deshalb verbleiben sakrale Unterhaltstiftungen im Gemeinschaftsbesitz der Tempelangehörigen, solange der Staat sich nicht an ihnen vergreift.

Ebenfalls zum geweihtem Boden gehören die Begräbnisplätze an den großen Überlandstraßen vor der Stadtmauer. Neben schlichten Monumenten stellen ergötzliche Ahnentempel den herausgehobenen familiären Nimbus in der römischen Gesellschaft dar. Obwohl solch *locus sacer* privat genutzt wird, hat er ebenfalls keine Eigentumsqualität [Kaser/Knütel 2005, § 18 Rdnr. 5], denn er gehört „auf ewig“ der Familie, den Erben. Er darf also nicht „verloren“ gehen, darum kann nicht in ihn vollstreckt werden und er ist nicht beleihbar. Er ist „ewiger **Besitz**“.

Eine vierte Art von heiligem Ort findet sich als Familientempel oder Altar in Villen und auf Privatgrundstücken. Da hier i.d.R. schon die öffentliche Übergabe der Dedikation fehlt, bleibt die Verehrung Familien- und Privatsache, die Qualifikation als Eigentum oder Besitz richtet sich daher nach der Qualifizierung des Gesamtgeländes. Der Eigentümer kann mit seinen heiligen

Ortschaften verfahren, wie es ihm beliebt, genau wie bei seinem übrigen Eigentum. Er kann sie erweitern, belasten, verkaufen oder verfallen lassen. Ein Besitzer dagegen bedarf der Einwilligung seines Vermieters/Pachtherrn bei derartigen Veränderungen der Sache. Göttliche Genehmigungen muss niemand einholen!

### Über Vereinslokale

Die heilige Weihe der vorgenannten Orte ist für den modernen Menschen nachvollziehbar. Überrascht sind wir aber, wenn wir registrieren müssen, dass die Versammlungslokale von Vereinen und Gesellschaften außerhalb der Staatskulde ebenfalls sakralisiert sind.

Diesen spezialisierten Kultvereinen um Mithras, Isis, u. a. Götter sowie ebenfalls den Wohlfahrtsgemeinschaften und Versicherungsgesellschaften und weiteren weltlichen Vereinen von Handwerkern und Händlern ähnlich den Gilden und Gewerkschaften kommt besondere Bedeutung zu. Ausgrabungen z. B. in Sarmizegetusa (im heutigen Rumänien) zeigen ihren hohen räumlichen Anteil an städtischer heiliger Topografie [Schäfer 2007, 120]. Insgesamt kann die überragende Rolle von unterschiedlichsten Vereinen, die sich um eine Gottheit oder um Genien scharren, für die römische Gesellschaft kaum überschätzt werden. Fast jeder ist aufgrund seines Berufes, seiner sozialen Stellung, seines Wohnortes und seiner Herkunft, aber auch seiner geistigen Interessen in einem oder mehreren Vereinen engagiert, selbst Philosophenschulen sind so organisiert. Schauspieler sammeln sich um Dionysos, Frauen um Isis, Militär- und Zollangehörige um Mithras, Bäcker vereinen sich um Vesta [Rüpke 2001, 13] andere Handwerker verehren eigene Genien [a.a.O. 42], Tierlieferanten, Gladiatoren und Spielgeber zieht Nemesis an [a.a.O. 55]. Gemeinsam ist allen Vereinen der geheiligte Versammlungsraum und das turnusmäßige Bankett der Mitglieder. So werden Zugehörigkeit, Verhaltensnormen, Wertsetzungen und Hierarchien innerhalb der Gruppe bestätigt und gefestigt. Ebenfalls gemeinsam ist ihnen, dass die Vereinsführung den Vertretern der „besseren Schichten“ obliegt, oftmals von finanziell erfolgreichen Freigelassenen gestellt wird [Rüpke 2001, 201].

Die Eigentumsfrage an den diversen Vereinsimmobilien wäre heutzutage durch einen Blick ins Vereinsregister beim zuständigen Amtsgericht leicht zu klären:

a) Ist der Verein dort eingetragen = **Juristische Person** = selbständiger Eigentumsträger [Brox 2003 § 34 Rdnr. 752].

Eine Juristische Person entsteht per Gesetz, wenn eine Personengruppe sich gemäß gesetzlicher Vorgaben beim Amtsgericht als wirtschaftlicher Verein oder Idealverein registrieren lässt. So tritt eine Aktiengesellschaft, eine GmbH usw. neben einem Club, der außer seinem Namen noch ein

offizielles e.V. für „eingetragener Verein“ in der Adresse trägt, das Rechtsleben an und konkurriert mit den „natürlichen“ Personen [wikipedia 2010a] als Träger von Rechten und Pflichten in Handel und Verkehr. Ein derartiges dogmatisches Konstrukt kennen wir erst seit dem 19. Jh. in anglo/europäischen Rechten [Knieper 1981, 23].

- b) Ist der Verein nicht eingetragen, erwirbt er im Prinzip selbst kein Eigentum, sondern kann nur indirekt über jedes volljährige geschäftsfähige Mitglied als „natürlicher Person“ im Außenverkehr rechtswirksam darüber verfügen [Brox 2003, Rdnr. 768 f.]. Das Eigentum verbleibt bei den Personen, die es einbringen nach Anteil.

Als Rechtssubjekt wird nur die „natürliche“ Person anerkannt. Was bedeutet das? Im Recht sind „Person“ und „Mensch“ keine austauschbaren Begriffe.

„Der Mensch wird, sofern er gewisse Rechte in der bürgerlichen Gesellschaft genießt, eine Person genannt“, definiert deshalb noch das Preußische Allgemeine Landrecht von 1794 in § 1 I 1 [ALR 1855]. Unfreie und Sklaven sind zwar Menschen, aber keine Personen und können deswegen keine Eigentümer werden, allerdings durchaus Besitzer.

Im Römischen Recht gibt es zwar Personengruppen wie Vereine und Gesellschaften, aber keine Juristische Person, daher kann ein römischer Personenverband niemals direkt Eigentümerträger sein. Juristisch ungebildete Historiker zählen leider nur Köpfe und schließen vom Verband regelmäßig auf die Existenz einer Juristischen Person. Damit übersehen sie einen der entscheidenden Unterschiede zur Gegenwart (so [Rüpke 2001, 200]) und ein im gesamten Mittelalter virulentes Problemreservoir. Anders als heutzutage kann Eigentum nur von und an natürliche Personen als einzelne Rechtssubjekte übertragen werden. Römische Gemeinschaften entsprechen entweder unserem **nicht eingetragenen Verein** [Palandt 2004, § 54 BGB] oder sie kommen per Vertrag zustande und gleichen den heutigen Gesellschaften des bürgerlichen Rechts – GbR – gem. §§ 702 ff BGB wie z.B. der Offenen Handelsgesellschaft OHG.

Der Ausdruck „natürliche Person“ ist dem Römischen Recht selbst fremd. Erst in der Diskussion um die Zulassung von Juristischen Personen als Rechtsträger wird „Natur“ zum Unterscheidungsmerkmal, inhaltlich ändert sich nichts. Wollen die Mitglieder von antiken Vereinen und Gesellschaften in irgendeiner Form am Wirtschaftsleben teilnehmen, sei es auch nur als Mieter von Vereinslokalen, sind sie auf Personen i.S.d. Rechtsordnung angewiesen, die Eigentum einbringen und damit haften. Das gerne überlieferte Armutsmerkmal der urchristlichen Gemeinde und ihr Gleichheitsgebot gegenüber Sklaven schrumpft vor diesem Hintergrund zu frommem Wunschdenken. Ohne reiche Gönner und Hafter kann keine antike Gemeinschaft auskommen, auch eine christliche Gemeinde nicht.

Da Götter und Genien auf Grund ihrer mangelnden Natürlichkeit und Haftbarkeit eben so wenig Eigentumsträger sein können, verwundert nicht, dass der historische Befund bei allen konkret fassbaren religiösen und weltlichen römischen Vereinen immer wieder auf gut betuchte freie und geschäftsfähige Personen als führende Mitglieder verweist [Rüpke 2001, 201].

Besonders vorteilhaft ist es für derartige Gruppen, Eigentum an den Versammlungsräumen durch heiligende Dedikation aufzugeben und sie zu Gemeinschaftsbesitz zu machen, so kann niemand in sie vollstrecken. Die Gruppenkontinuität wird bewahrt; zudem behält man seinen kommunikativen spirituellen und geschäftlichen Mittelpunkt selbst im Fall des Bankrotts von Einzelmitgliedern. Mit ihren führenden Leuten verfügen solche Gesellschaften/Vereine im Bereich der wirtschaftlich ausgerichteten *res publica* sehr oft über erhebliche Eigentumsmasse. Ihre Vertreter sind beispielsweise als Zollpächter zu Wirtschaftsfunktionären aufgestiegen und nutzen die heiligen Besitzungen im Bereich der *sacra publica* als unantastbares Refugium gegenüber Gläubigern.

Im Stamm und unter feudaler Befehlsherrschaft erhält der Einzelne in Notlagen Unterstützung [Heinsohn/Steiger 2006, 28], wenn auch meistens auf sehr niedrigem Niveau. Ein Eigentümer verliert dagegen in seiner neuen Gesellschaft diese Überlebenssicherheit, er muss die Selbstvorsorge in sein wirtschaftliches Kalkül einbeziehen und individuell verantworten. Die vor Vollstreckung sicheren Räume der *sacra publica* können ihm und seiner *familia* zur Daseinsvorsorge bei Bankrott dienen, möglicherweise allerdings unter Aufgabe seiner bürgerlichen Rechtsstellung. Die systemimmanente Existenzangst in der Eigentumswirtschaft wird so von den Organisationen der *sacra publica* ein wenig abgefedert. Gegen ihre grundsätzliche Begleitung darf sich der Wirtschaftler aber nur sehr begrenzt absichern, er muss sie transformierend zu Marktteilnahme und Innovation nutzen, dann wird die Angstbewältigung zum Treibriemen der *res publica* [Heinsohn/Steiger 1996, 363].

### Über Freiheit und Eigentum

*Res Publica* beschreibt die Beteiligung, Eingliederung und Verantwortung des einzelnen römischen Bürgers an öffentlicher d. i. transparenter gesellschaftlicher Macht.

Ihr Kern ist die Eigentumswirtschaft mit ihrer spezifischen Verfassung des Römischen Rechts, staatliche Hoheit und Repräsentation samt zugehöriger Organe eingeschlossen. Die Verwaltung des *ager publicus* ist ebenfalls Sache der politischen Öffentlichkeit, weil der Gemeinschaftsbesitz staatliche Flexibilität für die Schöpfung neuer Eigentumsmasse (s.o.) garantiert. Zusätzlich fällt auch das Militärwesen mit seiner Befehlsverfassung unter „öffentliche Sache“, denn im römischen Friedensverständnis der *pax romana* ist der staat-

liche Waffeneinsatz sowohl außen- wie innenwirtschaftlicher Faktor, der nicht zuletzt für neuen „befriedeten“ Gemeinbesitz sorgt und ihn durch Vermessung zur Privatisierung d.h. Eigentumsbewidmung vorbereitet.

Von den unterschiedlichen Organisationssystemen nach Heinsohn/Steiger – Stamm, Feudalismus/Sozialismus, Eigentumswirtschaft – ist demnach jedes vertreten [a.a.O. 2006, 26 ff.], wobei die *ager-publicus*-Verwaltung im Zeitverlauf zunehmend die Züge der Stammesverwaltung verliert und feudalisiert wird. Der Charakter des Militärwesens bleibt stets und überall Befehlsherrschaft. Den absoluten Vorrang unter den Parallelbereichen hat aber die Eigentumswirtschaft. Die beiden anderen Systeme sollen schützen und unterstützen, geführt werden alle von den gewählten Repräsentanten der Eigentumsbürgerschaft, den Optimaten (Besten), später treten die nicht ganz so guten, aber besonders reichen Popularen hinzu.

Kernelement des römischen Staates ist unstrittig das Eigentum. Doch nicht jede individuelle Landaufteilung ist gleichbedeutend mit Eigentumsschöpfung. Die regelmäßige Zuweisung von Nutzungsflächen an Einzelhaushalte zu Ernährung in Haus und Hof führt nicht automatisch zur Erfindung von zusätzlichen Eigenschaften, noch dazu so ganz unsinnlichen wie dem Eigentum, das man weder sehen, fühlen, riechen, tasten noch schmecken kann.

Eigentum ist eine ausschließlich rechtliche Eigenschaft, deren Wirkung sich erst in Verbindung mit seinem Zwillingbruder, dem Vertrag, entfalten kann und spürbar wird [Heinsohn 1996, 131]. Dort öffnet Eigentum völlig neue Handlungsfelder, auf denen kein Weizen, sondern Hypotheken bestellt werden. In der Gesamtheit möglicher Verträge über Verkauf, Miete/Pacht und Darlehen erwirbt der Eigentümer eine zuvor unbekannte Dispositionsfreiheit über das ihm zugeordnete Land und damit individuelle Gestaltungsfreiheit der eigenen Lebensverhältnisse, unabhängig von Zwingherrschaft oder ethnischer Loyalität. Natürlich kann er sein Land weiterhin in bewährter Weise nutzen, selbst bebauen oder Ziegen weiden. Wer dem Grundstück sein täglich Brot abringen will, braucht erst dann solch eigentümliches Rechtsattribut, wenn er in eine Notlage gerät und seine direkte Versorgung durch die Güter und Früchte des Bodens nicht mehr gewährleistet ist.

So muss es den historischen Ersteigentümern, den Erfindern dieses „Rechtsgutes aus dem *Nichts*“ [Heinsohn/Steiger 1996, 131], ergangen sein. Denn zur Eigentumsschöpfung und einer nachhaltigen entsprechenden gesellschaftlichen Entwicklung kommt es nur selten und nur unter spezifischen Bedingungen.

In seiner Arbeit über die sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike *Privateigentum Patriarchat Geldwirtschaft* hat Heinsohn 1984 diese Voraussetzungen und ihre teilweise historischen Zufallskonstellationen grundsätzlich untersucht und beschrieben, dabei allerdings noch nicht scharf zwischen

Eigentum und Besitz getrennt. Der Begriff vom Privateigentum als Rechtsattribut wird erst in späteren Arbeiten deutlich gegenüber sinnlichen Besitzeigenschaften hervor gehoben. Dort wird klargestellt [Heinsohn/Steiger 1996, 118], dass bei Grundstückszuweisungen an Einzelhaushalte auf Weisungsmachthaber und Umstände abgestellt werden muss, um die unterschiedlichen Folgen trotz Handlungsgleichheit zu sehen und zu verstehen. Geht die Bodenreform von feudalen Führungen aus, wie für das Inkareich berichtet bzw. wie im frühfeudalistischen China oder später im marxistisch-feudalen China, entsteht kein Eigentum. In der primären Einführungsphase des Eigentums braucht es dazu eine Revolution gegen genau diese Feudalmacht [a.a.O. 114]! Nur wo Feudalherren beseitigt werden und den Zwingherren die Herrschaftsbasis entzogen wird, indem der feudale Besitz von den **revolutionären Leibeigenen** unter sich aufgeteilt wird, kann es zu Eigentum und entsprechendem Wirtschaften kommen – allerdings von den historischen Erfindern so nicht frühzeitig überlegen geplant, sondern aus der Not geboren.

In erster Linie wollen die Revolutionäre ihre Unterdrückung abwerfen und frei werden, keiner will mehr einen „Herrn“ über sich dulden. Ihre Landaufteilung soll jedem dauerhaft Autarkie auch von Zuteilungswillkür garantieren. Zunächst gibt es nur Besitzzuteilungen, man kennt nichts anderes. Zur Erfindung von Eigentum kommt es, wenn einzelne Mitglieder der neuen Gemeinschaft in Not geraten und feststellen müssen, dass sie nicht auf Überlebensrationen vom Feudalherrn oder auf solidarische stammesbrüderliche Hilfe rechnen können. Ihre neue egalitäre Gesellschaftsstruktur ist zerbrechlich, jeder beobachtet den anderen, ob jemand die Gelegenheit nutzen könnte, sich zum neuen Zwingherrn aufzuschwingen. Solidarität wäre Selbstmordversuch!

Die unentgeltliche „Güterleihe“, die sich Stammesgenossen untereinander gewähren, selbst wenn Rückgabe kaum zu erwarten ist, ja, die sogar geleistet wird, obwohl sie den Geber selbst zum Notleidenden macht [Heinsohn/Steiger 1996, 144 f.], scheidet in der revolutionären Gesellschaft an Misstrauen und Konkurrenz. Aber der alte Solidaritätsgedanke liefert die Idee für den Ausweg. In veränderter neuartiger Form wird die Güterleihe mit einem entsprechend wertvollen Pfand abgesichert, das verloren geht, wenn die Rückerstattung innerhalb eines abgesprochenen Zeitraums nicht erfolgt. So wird Misstrauen durch Erwerbsinteresse überwunden. Als Pfand kommt aber nur in Frage, worüber der Pfandsteller uneingeschränkt allein verfügen kann, i.d.R. ist das sein eigener Körper und sein Land, später kommen noch Sklaven und begrenzt Söhne und Töchter hinzu.

Die Qualitäten der unbeschränkten Verfügbarkeit und der allgemeinen Akzeptanz als Pfand, machen Besitz zu Eigentum. Gleichzeitig wird aus der revolutionären Gemeinschaft von Einzelbesitzern die Pfänder akzeptierende Gemeinde. Der Staat der Eigentümer ist geboren. In der Folge definiert der

Staat Eigentumsqualitäten im Voraus durch Bewidmung, darüber hinaus bestimmt er, wer Eigentümer sein kann und sorgt für Organe und Rechte, die den Pfandverfall regeln.

Zugleich erscheint auch der Vertrag als Dritter im Bunde, seine verpflichtenden Absprachen sollen gewaltsames Konfliktvorgehen Einzelner verhindern und den Staatsorganen überprüfbare Eingriffsgrundlagen liefern. Ein Vertrag wird zwischen rechtlich gleichgestellten Partnern geschlossen, jeder verpflichtet sich, seine spezifische Leistung zum gemeinsamen Vertragsziel zu erbringen; das bedeutet, gleichzeitig wird stillschweigend in eine bis dahin unbekannte persönliche Haftung bei Nichterfüllung eingewilligt. Mit Vertragsabschluss erklären die Partner demnach konkludent ihre Einwilligung in widerstandslose Duldung von Zwangsvollstreckungsmaßnahmen. Solche Mittel werden aber nicht von rächenden Familienclans oder Befehlshabern willkürlich angewendet, sondern von der neuartigen Macht des Rechtsstaates [Theil 2001, 199] mit ihrem kontrollierbaren Gewaltmonopol aus Repräsentations- und Klagerechten. Nach Einführung des Eigentums musste zu seiner langfristigen Erhaltung daher notwendig und umgehend eine Eigentumsverfassung als Rechtsordnung in Geltung kommen. So erscheinen Eigentum, Recht und Staat gleichzeitig auf der Welt und bringen das System der Eigentumswirtschaft, ungenau auch Kapitalismus bzw. Marktwirtschaft oder Geldwirtschaft genannt.

### Über Gleichheit und Eigentum

Die römische Eigentumsverfassung – das Römische Recht –, entspricht in ihren grundlegenden Instituten fast vollkommen unserem modernen Privatrecht/Bürgerlichen Recht. Es geht um:

- *persona* = die Person, der Mensch tritt nur am Rande auf (s. o.)
- *res* = die Sache, d.i. Besitz und Eigentum an Sachen
- *actio* = den Rechtsakt, d. i. die Klage, die Rechtshandlung, den Vertrag als zweiseitigem Rechtsgeschäft.

Für das Römische Recht wird als Beleg gerne aus den „Institutionen“ des Gaius zitiert, eines angeblichen Rechtsgelehrten des 2./ 3. Jh., den aber erst die vorgeblich dem 6. Jh. entstammende Justinianische Gesetzgebung kennt.

„Alle Rechtsnormen, die wir anwenden, beziehen sich entweder auf Personen oder auf Sachen oder auf Rechtshandlungen“ [Gaius I, 8 in Huchthausen 1991, 12].

Dieselben Elemente finden wir zusammen mit Zinsregeln und Geldstrafen bereits in den Bruchstücken zur ältesten römischen Rechtsüberlieferung von ca. -450, der „Zwölf Tafel“-Gesetzgebung [Hausmaninger/Selb 1991, 46 ff., zur stritti-

gen Datierung bes. S. 49]. Aktuell niedergelegt sind sie bei uns in den festländischen europäischen Rechtsordnungen z. B. dem BGB unter den Komplexen Schuldrecht, Sachenrecht, Familien-/Erbrecht und Zivilprozessrecht. Letzteres ist zu einem Sonderkodex ausgegliedert.

Neben der Abschaffung von Sklaverei und Leibeigenschaft bestimmen drei weitere wesentliche Unterschiede zur Antike unsere heutige Rechtsordnung und erschweren manchem Historiker den Zugang zur antiken Gesellschaftsordnung. Bei den rechtsgelehrten bolognesischen Glossatoren schleicht sich im 11./12. Jh. aus Gaiusinterpretationen zwischenzeitlich als 4. Differenz eine veränderte Auffassung zur Teilbarkeit von Eigentum ein, die den aufgekommene Feudalbestrebungen geschuldet ist und als Ober- und Untereigentum noch während der Stein/Hardenberg'schen Reformen im frühen 19. Jh. Deutschlands Rechtsfachleute verwirrt. Im 2. Teil der Arbeit wird diese spezielle Problematik erörtert. Frankreich kehrt mit dem Code Civil zur antiken Auffassung vom unteilbaren Eigentum zurück, dem die deutschen Kodifikationen viele Jahre danach folgen. Bestand haben folgende drei großen Unterschiede:

**a.** Unser heutiges Verständnis von „Rechtsnorm“ ist gegenüber dem römischen stark eingeschränkt. Wir kennen weitgehend nur kodifizierte Gesetze bzw. ein richterliches Gewohnheitsrecht wie das anglo-amerikanische „common law“. Römisches Recht ist dagegen selten kodifiziert, seine Rechtsquellen sind manchmal Parlamentsconsulte oder Herrschersprüche, i.d.R. sind es jedoch die beständigen Gewohnheiten der von Anwälten zu Anerkennung hochkommentierten Geschäftswelt, die alljährlich vom Prätor zu Recht erkannt und publiziert werden, indem er per Edikt bestimmte Klagen zulässt [Bretone 1992, 110]. Die Anmaßung, kaiserliche Gesetze zur einzigen Rechtsquelle zu erklären, leistet man sich erst zu Zeiten eines gewissen Iustinian I.

**b.** Im Zentrum des römischen Familienrechts steht der Vater als *paterfamilias*. Das bleibt für Jahrhunderte so. Die väterliche Gewalt der römisch-rechtlichen *patria potestas* hat sich im europäischen Denken als Naturgewalt etabliert, die regelmäßig dem Bauernstamm entwachsen sein soll. Überhaupt ist der Vater noch in der von Industrialisierung veränderten Kleinfamilie das Haupt im Hause, in der BRD wird erst zum 1. April 1953 vom Bundesverfassungsgericht die Gleichstellung von Ehefrauen aus Art. 3 Abs. II des Grundgesetzes erzwungen [Heinsohn/Knieper 1974, 72].

Bei Gaius I, 48 heißt es dazu schlicht und folgenreich:

„Manche sind nämlich rechtlich selbständig – *sui iuris* –, andere stehen in einem Abhängigkeitsverhältnis.“ [Huchthausen 1991, 19]

Die abhängigen Anderen sind Ehefrau, Söhne, Töchter, Enkel und Sklaven; sie bilden in rechtlich unterschiedlichen Abhängigkeitsverhältnissen die *fami-*



lia des Vaters als dem ältesten männlichen Familienglied, der biologisch oft bereits Großvater ist. Gleichgültig welchen Alters, ob Freigeborener oder Sklave, ob verheiratet oder nicht, alle unterstehen seiner exklusiven umfassenden Hausgewalt der *patria potestas* [Kaser/Knütel 2005 § 12 Rdnr. 4-8], solange er sie nicht in einem öffentlichen Verfahren in fremde Gewalt übergeben oder emanzipiert hat. Seltene Ausnahmen ergeben sich durch seinen Tod, dann werden sowohl die Söhne als auch Witwe und Töchter gewaltfrei, *sui iuris*.

Diese Gewaltfreiheit nennen wir heute rechtliche Selbstständigkeit bzw. in der Sprache des Gesetzes „Geschäftsfähigkeit“, die bei Volljährigkeit automatisch eintritt, wenn keine geistige Behinderung vorliegt [Palandt 2004, §§ 104 ff. BGB]. Durch sie kann bei uns beinahe jeder Erwachsene rechtswirksam Verträge abschließen und haftet dafür auch.

Im Römischen Recht gilt das nur für diejenigen, die nicht unter Hausgewalt stehen. Außer dem *paterfamilias* selbst bleibt da kaum jemand übrig! Solch väterliche Omnipotenz ist natürlich rechtliche Fiktion! Jedes Geschäft, Erfolg oder Misserfolg, wird dem Hausherrn zugeschrieben, nur er kann Eigentümer – *dominus* – sein, auch wenn er nicht jederzeit überall anwesend sein kann. Körperlich gesehen schließen die abhängigen erwachsenen Hausmitglieder durchaus Verträge, selbst als Sklaven können sie große Unternehmen leiten; der Haussohn kann militärische und politische Karriere machen und staatstragende Entscheidungen treffen, aber Eigentum erwerben sie nur für den Familienchef [Hausmaninger 1991, 392]. Sie sind seine Glieder, Werkzeuge und Gehilfen. Jede ihrer Handlungen wird dem *paterfamilias* zugerechnet – mit Ausnahme der politischen und militärischen, die „Vater Staat“ zugeordnet werden. Auch für Misserfolg und Fehler der Helfer haftet ihr Familienoberhaupt, selbst für Delikte wie z.B. Diebstahl und Totschlag. Nach außen ist nur der *paterfamilias* verantwortlich, er wird notfalls verklagt. Im Innenverhältnis trifft die Strafe den Täter aufgrund der *patria potestas* dann aber doch und kann bis zu Ausstoßung/Verkauf, möglicherweise sogar Tod gehen.

Diese umfassende Gesamtvollmacht gibt dem Familienoberhaupt die Stellung eines absoluten Herrschers, eines Königs im Kleinen. Eine solche Einrichtung hat nichts mit angestammten Männerrollen im bäuerlichen Haushalt zu tun, wie uns retroromantische Interpreten gerne überzeugen wollen (Beispiele von Cicero bis Tocqueville s. [Bretone 1992, 75 f.]). Der übermächtige *paterfamilias* weist genau wie die Eigentumserfindung deutlich auf Vorstellungen zurück, die nur anhand der Erfahrung in Feudalsystemen entwickelt werden konnten:

„Die gängige evolutionistische Vorstellung von einem Staat als Voraussetzung des Privateigentums hat nur insofern etwas mit der Wirklichkeit zu tun, als die feudale Burg die Institution abgibt, gegen die sich die Empörung der leibeigenen Bauern bei Gelegenheit richtet. Die Zwingburg

erlaubt erst die Formulierung der Vorstellung einer individualisierten Bodenaufteilung, die so aus einer Stammesgesellschaft nicht erwachsen kann.“ [Heinsohn 1984, § 78]

Dasselbe gilt für den *paterfamilias* und seine *patria potestas*-Potenz. Aus der Erfahrung der umfassenden Auslieferung unter die Gewalt eines Zwingherrn haben sich Aufstandsmotiv und Zielvorstellung gleichermaßen gebildet. Der Eigentumsrevolutionär verknüpft seinen Freiheitskampf gegen feudale Unterdrücker mit dem Wunsch nach Aufstieg zu genau dieser Macht und dem eigenen Freiheitsverlangen, die so errungene Stellung ohne weiteren persönlichen Gewalteininsatz verteidigen zu können und dauerhaft zu installieren.

In der Trennung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit bietet sich ihm die Lösung. Im Innenverhältnis baut er auf Befehlsherrschaft über ein abhängiges arbeitsames *familia*-Gefolge. Nach außen führt ihn sein Freiheitsideal zur Gleichheit unter Mitstreitern in der Vertragsgesellschaft, man wird Patriarch und nennt sich Patrizier. So greift die Position des römischen Familienoberhauptes entschieden über das Familienrecht hinaus, sie ist geradezu die Schaltzentrale des gesamten Römischen Rechts. Als Rechtssubjekt schlechthin und alleiniger Träger von Rechten und Pflichten verkörpert der *paterfamilias* das Modell des Eigentümers in einer Wirtschaftsgesellschaft, der allein Anspruch auf Freiheit, Gleichheit und Eigentum hat!

Der gleichen Wurzel entspringt aber auch sein Existenzrisiko; er kann dem Zwang zu Vertragsabschlüssen nicht entgehen, aus denen er allein haftet, und er allein ist für die Versorgung seiner *familia* zuständig.

Heutzutage wird „Geschäftsfähigkeit“ altersgemäß erworben. Berechtigterweise ist sie inzwischen im Allgemeinen Teil des BGB unter die Grundpfeiler des Rechts geschlüpft. Einmal mehr lässt sich daran ablesen, wie in der historischen Vaterrolle generell der Eigentümer als einzig möglicher wirtschaftlicher Vertrags- bzw. Geschäftspartner bereits angelegt ist.

Seine ehemaligen Abhängigen geraten als neue biologisch freigesetzte Marktteilnehmer bei uns oft unbedacht in finanzielle Schwierigkeiten, wenn sie für Vertragsabschlüsse haften sollen, ohne das dafür notwendige Eigentum vorweisen zu können. Zwar gilt die Arbeitskraft seit Mitte des 16. Jh. als Eigentum; da man die Schuldknechtschaft aber nicht wieder eingeführt hat, kann sich dies Eigentum nur als Lohn/Gehalt über einen Arbeitsplatz realisieren [Heinsohn/Steiger 2006, 176]. In Zeiten der Arbeitslosigkeit ist für manchen „Geschäftsfähigkeit“ daher schlechte Fiktion! Nur durch staatliche Alimentierung kann ihr Anschein bei Wohlfahrtsempfängern aufrecht erhalten werden!

Das konstitutive Element des Eigentums ist seine Haftung! Auf der Haftung bzw. der Drohung ihrer Durchsetzung und dem daraus resultierenden Eigentumsverlust ruht das System der Eigentumswirtschaft von Antike bis Gegenwart. Eigentum hat demnach zwei komplementäre Seiten: Freiheit und

Haftung [Theil 2001, 185]. Wird „Haftung“ eingeschränkt, etwa durch Entwertung des haftbaren Eigentums [Heinsohn/Steiger 1996, 411 f.] oder ist sie nicht durchsetzbar, z. B. weil dem Staat die Herrschaft über entsprechende Organe wie Gericht und Gerichtsvollzieher bzw. Polizei entglitten ist, gerät das System in die Krise. Im Römischen Recht ist die unbeschränkte persönliche Haftung generell unantastbar [Kaser/Knütel 2005, § 32 Rdnr. 20-22], von wenigen Ausnahmen im Erbrecht abgesehen. Haftung ist ein Angelpunkt des Wirtschaftssystems [Theil 2001, 192-195], speziell ihretwegen wurde Eigentum erfunden.

c. Bauernbefreiung und industriell veränderte Familienstrukturen stellen dem *paterfamilias* seit dem 16. Jh. ehemalige Abhängige als Eigentümern an die Seite. Zusätzlich erschaffen Rechtsgelehrte und Politik des 19. Jh. die abstrakte **Juristische Person** als Rechtssubjekt. Heute sind wir von derartigen „Persönlichkeiten“ umzingelt, so dass wir uns kaum noch vorstellen können, wie man jemals ohne diese Aktiengesellschaften, GmbH & Co. KGs, Körperschaften, Stiftungen und eingetragenen Vereine auskommen konnte.

Was ist das Besondere an der **Juristischen Person**? Die entsprechenden Lehrbücher antworten stereotyp:

„Juristische Personen sind die von der Rechtsordnung als selbstständige Rechtsträger anerkannten Personenvereinigungen und Vermögensmassen“ [Brox 2003 § 34 Rdnr. 731].

Wie im juristischen Handwerk leider üblich, wird der Laie mit dieser Formel in die Irre geschickt, denn das Außerordentliche für die Systematik der Rechtsordnung wird verschwiegen.

Durch die Juristische Person können die bisherigen grundsätzlich umfassend persönlich haftenden natürlichen Rechtssubjekte/Eigentümer ihrem Existenzrisiko entgehen. Das neue Rechtssubjekt, eine Firma oder ein eingetragener Verein, wird Eigentümern und ist damit gleichzeitig direkt kreditwürdig geworden. Das bedeutet, dass der verringerte Kreditrahmen sich nur noch auf Betriebs-/Vereinsvermögen bezieht, folglich sind sämtliche beteiligten natürlichen Personen von Haftung befreit. Grund zum Aufatmen für Investoren, Vereinsmitglieder und Gesellschafter, denn das Engagement bei Juristischen Personen verschont sie vor der Bedrohung ihres persönlichen Gesamteigentums, baut Existenzangst ab. Genau genommen haften sie gar nicht, sondern gehen nur ein mehr oder minder großes Verlustrisiko für ihren Anteil ein.

Die Negativseite dieser schönen neuen Eigentümerwelt kann sich an veränderten Einstellungen zum Markt zeigen, wo Existenzangst der entscheidende Motor von Innovationen bei Gütern und Herstellungsprozessen ist. Weil die Schuldner beim Einhandeln von Schuldendeckungsmitteln am Markt

gegenseitig zu Konkurrenten werden, müssen sie stets flexibel Produkt, Absatz und/oder Kosten ändern, um zumindest ihr eingesetztes Sicherheitseigentum auslösen zu können [Heinsohn/Steiger 1996, 342 ff.]. Ist der Marktfunktionär weitgehend von persönlicher Schuldenlast und Existenzangst befreit, weil ein personifiziertes Betriebsvermögen die Gläubigerbefriedigung sicherstellt, sinkt der Wert nachhaltiger Marktpräsenz und wirtschaftspolitischer Verantwortung der Beteiligten. Die Jagd auf Schuldendeckungsmittel kann sich aber zu einem herausfordernden Kick für Spielernaturen wandeln, denen alle Mittel Recht sind, kurzfristige Gewinne einzustreichen, und deren besonderer Ehrgeiz in der Vermeidung von persönlicher Haftbarkeit gipfelt. In diesem Umfeld verpufft eine Bankrottdrohung vor Management und Teilhabern, bedroht werden ausschließlich Arbeitnehmer. Im Namen der Freiheit des Eigentums und des Rechts auf Arbeitsplatzvernichtung wird sie umgepolt in ein politisches Druckmittel, dass den Staat zwingen soll, in diesen Fällen über „Betriebsrettungen“ Kapitalisten zu alimentieren.

Die Auswirkungen von beschränkter oder vollkommen aufgegebener Haftbarkeit im Eigentumssystem der Moderne sind bisher nicht beleuchtet worden, daher werden sie bei der Suche nach Auslösern oder Verstärkern von Systemkrisen auch nicht beachtet.

Im Römischen Recht bleiben die komplementären Seiten des Eigentums – Freiheit und Haftung – über lange Zeit im Gleichgewicht, an der umfassenden persönlichen Haftung des *paterfamilias* und der wenigen anderen natürlichen Rechtssubjekte wird nicht gerüttelt, auch wo sie sich zu Gesellschaften und Vereinen zusammengefunden haben. Erst christliche Vereine suchen für ihre Klöster nach Formen derartiger Haft-/Verantwortungseinschränkung, deshalb wird das Kloster als Vorläufer der **Juristischen Person** gesehen [Kaser/Knütel 2005, § 17 Rdnr. 12].

### Über Handelsgesellschaften

Bei den oben erwähnten Orts-, Kult-, Berufs- und Versicherungsvereinen, die in den Quellen unter den Namen *collegium*, *sodalitas*, *corpus*, *ecclesia*, *communitas* und griechischen Bezeichnungen wie *thiasoi* und *synagoga* begegnen, stehen wirtschaftliche Betätigungen nicht im Vordergrund. Anders verhält es sich mit der *societas*, dem wirtschaftlichen Verein, der Handelsgesellschaft. Hier ist der wirtschaftliche Zweck Kern eines teilhaberschaftlichen Zusammenschlusses von mehreren geschäftsfähigen Personen per Vertrag. Im Innenverhältnis wird aus den Anteilen der Gesellschafter und den Gewinnen ein Gesellschaftsvermögen „*communio*“ gebildet. Die Haftung im Außenverhältnis gegenüber Geschäftspartnern und Umwelt beschränkt sich aber keineswegs wie bei der modernen Juristischen Person auf diese *communio*, vielmehr bleibt jeder Gesellschafter umfassend haftbar, auch mit seinem nicht einge-

brachten Privateigentum [Kaser/Knütel 2005 § 43]. Nach außen handelt man über Organe als Beauftragte. Dieser Wirtschaftsverband kann ebenso wenig selbstständiger Eigentümer werden wie seine ideellen Vereinsbrüder, auch hier handeln und haften stets natürliche Personen, Eigentum hält und erwirbt man als Gesamteigentum zu Miteigentumsanteilen. Die Gesellschaft löst sich bei Tod oder Bankrott eines Teilhabers bzw. durch Kündigung auf. Ihre Kontinuität ist deshalb leicht bedroht und muss regelmäßig erneuert bzw. bestätigt werden. Dem dient u.a. die regelmäßige Ausrichtung von Gesellschafterbanketten zur Abrechnung und Neubegründung der Vertragsverhältnisse, die meistens an sakralen Orten durchgeführt werden.

Besonders große wirtschaftliche und politische Bedeutung kommt den Gesellschaften der Staatspächter zu – *societates publicanorum* [Kunkel/Schermaier 2005, 54], unter denen die Steuer- und Zollpächter geradezu staatstragend werden, weil sie regionalen Truppeneinsatz anfordern können. Aus ihren Kreisen wirbt Jesus den Zöllner Levi, auch Matthäus genannt, als Apostel ein [Mark. 2, 13-17].

Gesellschaft und Verein unterscheiden sich nicht im eigentumsfähigen Führungspersonal und manchmal nicht einmal im Handeln, denn Kult- und Versicherungsvereine können über sie durchaus am Geschäftsverkehr teilnehmen, sogar Gewinn erwirtschaften. Andererseits können auch Handelsgesellschaften Kultveranstaltungen tragen, können ihre Verträge und Pfänder an Altären bewahren und in geheiligte Räume zum Bankett laden. Der wesentliche Unterschied liegt in der Stellung der nicht geschäftsfähigen Haushaltsmitglieder und Angehörigen eines *paterfamilias*. Beim Verein können sie als sein 'Anhang' quasi Mitglieder niedriger Ordnung werden, können mit Stellvertretermandat sogar für ihren Hausvater handeln und werden notfalls vom Verein versorgt. Bei der Gesellschaft gibt es dagegen nur geschäftsfähige Teilhaber, die *familia* hat hier keinen Platz.

„Die Menge aber der Gläubigen war ein Herz und eine Seele; auch nicht einer sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemeinsam.“ [Apg. 4, 32]

Dieser Satz der biblischen Apostelgeschichte ist zum Leitfossil kommunistischer Gesellschaftsträume, christlicher Armutsideale und katholischer Askeseforderungen mutiert. Welche Gesellschaftsform sich dahinter verbirgt und welche eigentumsrechtliche Konsequenz sich aus ihrem Scheitern für die weitere Entwicklung mehrgleisiger christlicher Organisationssysteme in Bischofskirchen, Stifte und Klöster ergibt, wird im 2. Teil beleuchtet, denn:

**„Nicht nur das Ideal christlicher Armut, sondern auch die Notwendigkeit der Bildung von Kirchengut gehört zur christlichen Tradition“**

[Landau 1989, 573; Hvhg. MK].

## Literaturverzeichnis

- ALR (1855): *Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten*, Bd.1, Theil 1, 1. Titel; Berlin
- Ap. = Apostelgeschichte: Neues Testament S. 130 in *Die Bibel*, rev. Fass. D. Martin Luther, 1962, Witten
- ARD (2006): [http://de.wikipedia.org/wiki/Pfarrer\\_Braun#Kein\\_Sterbensw.C3.B6rtchen\\_en\\_282006.29](http://de.wikipedia.org/wiki/Pfarrer_Braun#Kein_Sterbensw.C3.B6rtchen_en_282006.29) Sendung vom 06. 03. 2010 WDR 3 „Kein Sterbenswörtchen“
- Bretone, Mario (1992): *Geschichte des römischen Rechts*, München
- Broad, William J. (1993): Russia has „Doomsday“ Maschine, U.S. Expert Says, in *New York Times*, vom 8. Oktober
- Brox, Hans (<sup>27</sup>2003): *Allgemeiner Teil des BGB*, Köln · Berlin · Bonn · München
- Dehne, Anja / Opalka, Susanne / Jahn, Roland (2000): „Spendenaffäre in Hessen: Die Untoten Toten“ in *Kontraste*, vom 11. 05. 2000 <http://www.rbb-online.de/>
- Gaius: Institutionen in Liselot Huchthausen (Hg. 1991): *Römisches Recht*, 9-216, Berlin · Weimar
- Hausmaninger, Herbert / Selb, Walter (1991): *Römisches Privatrecht*, Wien u. a.
- Heinsohn, Gunnar (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike*, Frankfurt/M.
- Heinsohn, Gunnar / Knieper, Rolf (1974): Theorie des Familienrechts. *Geschlechterollenauflösung, Kindesvernachlässigung, Geburtenrückgang*, Frankfurt/M.
- Heinsohn, Gunnar / Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins und Geld*, Reinbek - / - (2006): *Eigentumsökonomik*, Marburg
- Herrmanns, Henner (2008): „Deutschland schleift seine Gotteshäuser“; in Ludwig Tavernier (Hg.): *Das letzte Abendmahl*, Weimar
- Kaser, Max / Knütel, Rolf (<sup>18</sup>2005): *Römisches Privatrecht*, München
- Knieper, Rolf (1981): Selbstbestimmung als Selbstdisziplinierung und Fremdbestimmung; in *Zwang Vernunft Freiheit Studien zur juristischen Konstruktion der bürgerlichen Gesellschaft*, 9-53, Frankfurt/M.
- Kunkel, Wolfgang / Schermaier, Martin (2005): *Römische Rechtsgeschichte*, Köln
- Landau, Peter (1989): Stichwort „Kirchengut“ in *Theologische Realenzyklopädie*, Bd. XVIII, 560-575, Berlin · New York
- Markus-Evangelium: Neues Testament S. 41, in *Die Bibel* nach D. Martin Luther, rev. Fass., 1962
- Meyers Enzyklopädisches Lexikon* (1978): Tote Hand in Bd. 23 S. 607, Mannheim
- Palandt (<sup>63</sup>2004): *Beck'sche Kurzkommentare. Bürgerliches Gesetzbuch*, München
- Rüpke, Jörg (2001): *Die Religion der Römer*, München
- Schäfer, Alfred (2007): *Tempel und Kult in Sarmizegetusa*, Paderborn
- Steiger, Otto (2006): *Eigentum und Recht und Freiheit Eine Triade und 66 Thesen*, St. Gallen
- Theil, Wolfgang (2001): Eigentum und Verpflichtung; in Stadermann, Hans Joachim / Steiger, Otto (Hg.): *Verpflichtungsökonomik. Eigentum, Freiheit und Haftung in der Geldwirtschaft*, Marburg
- wikipedia (2010a): [http://de.wikipedia.org/wiki/Juristische\\_Person](http://de.wikipedia.org/wiki/Juristische_Person)
- wikipedia (2010b): [http://de.wikipedia.org/wiki/Tote\\_Hand\\_%28Recht%29](http://de.wikipedia.org/wiki/Tote_Hand_%28Recht%29)
- Marianne Kochl@gmx.de

# Der altenglische Gelehrte Alkuin von York

## Renate Laszlo

Der Todestag des nordhumbrischen Poeten Alkuin oder Alcuin ist nach allgemeinem Konsens der 19. Mai 804. Ausgehend von diesem Datum und anderen Gegebenheiten wird das nicht überlieferte Jahr seiner Geburt in das vierte Jahrzehnt des achten Jahrhunderts zurück datiert. Donald Bullough schätzt es beispielsweise auf 731, Stephen Allott auf 732 und Richard Fletcher auf 740 alter Inkarnationszeit. Nimmt man den Mittelwert seines kontrovers geschätzten Geburtsjahres, wird er ungefähr 735 geboren, dem gleichen Jahr, in dem Beda stirbt. Nach einem in Vers 1635/36 geschilderten Ereignis hält Godman [Fn., S. 133] unter Vorbehalt gewisser Voraussetzungen auch ein Geburtsjahr zwischen 737/8 und 745/6, also bis zu einem Jahrzehnt später als allgemein angenommen, für möglich.

Alkuin selbst sagt nichts über das Jahr seiner Geburt, die Zeit seiner Kindheit oder Jugend, und auch die auf hagiographischer Basis im ersten Drittel des 9. Jh. komponierte anonyme *Vita Alcuini* trägt wenig zur Aufhellung seines Lebens bei. Aus der Alkuins Werk innewohnenden Liebe zu seiner Heimat lässt sich analog der Biografie Bedas erschließen, dass Alkuin in York oder Umgebung zur Welt kommt, ab dem siebten Lebensjahr in einer nordhumbrischen Klosterschule erzogen wird und nach dem Abschluss seiner Studien mit dem Schreiben beginnt. Ob seine Lebenszeit tatsächlich so verläuft, bleibt dahingestellt. Nach allgemeiner Lehrmeinung schreibt er das in Rede stehende Gedicht über York um oder nach 780/82 alter Inkarnationszeit.

Während des Mittelalters ist Alkuin sowohl in England als auch auf dem Kontinent unbekannt, seine lateinischen Schriften werden nicht beachtet. 1672 wird zum ersten Mal etwas von ihm gedruckt. Ende des 18. Jh. sind seine Dichtungen aufgearbeitet, und Frobenius Forster, Abt von Sankt Emmeram in Regensburg, liefert 1777 eine Ausgabe seiner lateinischen Werke in zwei Bänden, die 1851 von Migne in Paris als Band 100 und 101 in *Patrologiae cursus completus* abgedruckt werden; 1873 erscheinen Alkuins Briefe von Jaffé in Berlin als Band 6 in *Bibliotheca rerum germanicarum*.

Alles, was von Alkuins Arbeiten zur Bibelexegese, an Heiligenviten, Homilien und Gedichten, in seinen Beiträgen für den philosophischen, grammatischen, mathematischen und rhetorischen Anfangsunterricht, in seinen Briefen und vor allem in seiner literarischen Ausarbeitung über die „Bischöfe, Könige und Heiligen der Kirche von York“ erhalten ist, schreibt er ausschließlich als Studienmaterial für die Schüler der Klosterschule.

Nach dem Wiederaufleben seiner Dichtungen im 18. Jh. nehmen die Interpreten das, was Alkuin schreibt, für bare Münze und versuchen, Alkuins Leben und Wirken aus seinen Werken abzuleiten, was auch Peter Godman [Einleitung, XXXVIII] bestätigt. Man realisiert nicht, dass Alkuins Gedichte dafür nicht geeignet sind und ganz besondere Vorsicht bei der Auswertung seiner mehr als 300 hinterlassenen Briefe geboten ist, da es sich dabei um eigens für den lateinischen Unterricht entworfene Muster mit erfundenen Inhalten und imaginären Adressaten handelt, die niemals abgeschickt worden sind.

Dadurch wird über den Autor und seine Zeit ein Geschichtsbild entworfen, das unzutreffender und widersprüchlicher überhaupt nicht sein kann. Das absurde Ergebnis der verfehlten Interpretation über Alkuin gipfelt in seiner angeblichen Zusammenarbeit mit dem fiktiven Karl dem Großen, dem der Autor seine allgemeine Popularität und seinen Bekanntheitsgrad in der Neuzeit verdankt, was auch aus der Biografie *Karl der Große und seine Zeit* von Donald Bullough [1966, deutsch von Ursula Heilmann, 1967] und der fast unübersehbaren Sekundärliteratur der letzten zwei bis drei Jahrhunderte ersichtlich ist.

### Alkuins Gedicht über die Kirche von York

Die aus 1.658 lateinischen Hexametern bestehende Dichtung ist in einer anonymen und nicht datierten Kopie überliefert, die im 17. Jh. in einem Sammelmanuskript des Klosters Saint-Thierry bei Reims in Frankreich von dem Benediktiner Christopher Daubin entdeckt wird.

Jean Mabillon erkennt eine teilweise inhaltliche Orientierung des Textes an Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* und publiziert 1672 unter dem Titel *Fragmentum Historiae de Pontificibus et Sanctis Ecclesiae Eboracensis Scriptae a Poeta Anonymo* die Zeilen 1-98 (unter Auslassung von Zeile 66) und 1205-1658 des Gedichts, die seiner Meinung nach keine Entsprechung bei Beda haben. Bezüglich des Autors tappt Mabillon noch im Dunkeln. Aufgrund des Inhalts vermutet er zwar als Verfasser einen Schüler des im Gedicht genannten, nur durch Alkuin bekannten Erzbischofs Ælbertus von York, aber der Name des Autors ist ihm nach dem jahrhundertelangen Schweigen über Alkuin noch nicht geläufig.

Der erste Druck des vollständigen Gedichts, die so genannte *Editio princeps*, wird 1691 unter dem Titel *Versus de Patribus Regibus et Sanctis Eboracensis Ecclesiae* von Thomas Gale unter Assistenz von Thierry Ruinart herausgegeben. Gale sagt im Vorwort, dass seine Ausgabe auf das 19 Jahre vorher von Mabillon gedruckte Fragment aufbaut. Er ist der erste, der die Dichtung Alkuin zuordnet, dessen Autorschaft bis heute von niemand bestritten wird. Das ergäbe ohnehin keinen Sinn, denn einer muss den überlieferten Text verfasst haben, bis jetzt ist kein anderer Autor im Wettbewerb.



Durch einen Schriftvergleich mit Briefen an Thomas Gale lässt sich ermitteln, dass der Teil des Gedichts, den Mabillon 1672 nicht druckt, von Thierry Ruinart für die *Editio princeps* kopiert wird. Gale selbst hat nach unserem Wissen England nie verlassen und demzufolge die Handschrift in Frankreich auch nicht zu Gesicht bekommen.

Während Mabillon von einer Handschrift ausgeht, erwähnen Gale und Ruinart befremdlicherweise zwei überlieferte Manuskripte und zwar einerseits die von Mabillon verwendete Kopie von Saint-Thierry und andererseits eine weitere, von Mabillon nicht erwähnte und auch nicht mehr existierende von Saint-Remy, so dass der Eindruck entsteht, der Text der *Editio princeps* basiere auf zwei mittelalterlichen Kopien. Ob es ein zweites Manuskript gab, kann bis heute nicht abschließend geklärt werden, zumal außer Mabillon und Gale auch Daubin und Ruinart in die Editions-geschichte involviert sind, von denen jeder seinen Teil dazu beigetragen hat: Mabillon und Gale als Herausgeber, Daubin als Entdecker des Texts in dem Sammelmanuskript in Saint-Thierry und Ruinart als Kopist des Teils des Gedichts für die offizielle Erstausgabe, den Mabillon in seinem Fragment nicht gedruckt hat.

Die Frage nach der von Gale und Ruinart erwähnten zweiten Kopie ist deshalb heute noch relevant, weil Mabillon angibt, das überlieferte Manuskript trage den Originaltitel *Historia anglica carmine heroico a quodam sapiente facta*, der aber in der Handschrift von Saint Thierry nicht enthalten ist. Dieser irreführende Sachverhalt lässt sich klären, wenn man davon ausgeht, dass für Mabilions Druck von 1672 eine Abschrift angefertigt wird, die der Kopierer mit der in Rede stehenden Überschrift kennzeichnet, die Jean Mabillon dann als den Originaltitel erachtet. Bezüglich der Erwähnung eines zweiten Fundortes ist es durchaus verständlich, dass einer der Beteiligten, am ehesten Ruinart, Saint-Thierry mit dem ähnlich klingenden Saint-Remy verwechselt.

Seit der Publikation der *Editio princeps* 1691 gibt es bis zu der verdienstvollen Ausgabe mit Übersetzung in das Englische von Peter Godman 1982 keine wesentlich neuen Erkenntnisse über Alkuins Gedicht über die Bischöfe, Könige und Heiligen der Kirche von York.

### **Die Geschichte Yorks während der Römerzeit**

Das Gedicht eröffnet mit der Anrufung und Lobpreisung Christi, der einzigen Stimme des Schöpfergottes, und seiner Heiligen und der Bitte um Gewährung göttlicher Erleuchtung und heiliger Inspiration. Alkuins Augenmerk gilt der in Nordhumbrien gelegenen, von den Römern gegründeten, mit hohen Wällen gesicherten und mit erhabenen Türmen bestückten Stadt York, die sich gemäß Alkuin zur Zeit der Zugehörigkeit zur fruchtbaren Provinz Britannien zum

römischen Weltreich, dank der Unterstützung der britannischen Stammeskönige durch die römischen Soldaten und Verwaltungsbeamten, zu einem Herrschaftsgebiet und Schmuckstück des Imperium Romanum, einem internationalen Handelszentrum zu Wasser und zu Land für die (damals bekannte) Welt sowie zu einer furchterregenden Bastion gegen feindliche Angriffe und gleichzeitig zu einem sicheren Zufluchtsort für meerestaugliche Schiffe aus den fernsten Häfen entwickelt.

Alkuin berichtet, dass sich entlang der Ufer der fischreichen Ouse, die durch York fließt, blumenüberladene Felder vor einer herrlichen Landschaft aus Hügeln und Wäldern erstrecken und dieser gesunde, wunderschöne Platz in der ansprechenden Umgebung geeignet ist, durch seinen Reichtum viele Siedler und Königreiche aus aller Welt anzuziehen.

Der Niedergang des Imperium Romanum erfordert 407/10 den Abzug der römischen Truppen aus Britannien. Mit den Soldaten und Verwaltungsbeamten verlassen auch die von den Römern zur Verteidigung der Grenzen der römischen Provinz, besonders des inzwischen in die Jahre gekommenen Hadrianswalles, eingesetzten alemannischen Hilfstruppen das Land.

Alle Bemühungen der Britannier, weiterhin einen umfassenden Schutz und militärische Hilfe von Rom zu erhalten, sind vergeblich. Kaiser Honorius möchte zwar die Kolonie Britannien nicht aufgeben, ist aber aus der Situation Roms heraus gezwungen, den britischen Städten und Gemeinwesen in einem Brief zu empfehlen, selbst für die eigene Sicherheit und Verteidigung Sorge zu tragen [Laszlo 1996, 7-10]. Die sich wie auf einem Präsentierteller darbietende, vom Meer umgebene Insel mit den von Alkuin beschriebenen fruchttragenden Feldern und fischreichen Gewässern, aber auch mit der von den Römern in vier Jahrhunderten geschaffenen Infrastruktur, die Alkuin nicht erwähnt, mit drei großen befestigten Straßen von Süd nach Nord durch das Land und nicht zuletzt mit der praktizierten Bauweise der Befestigungsanlagen und sonstigen Gebäude aus Stein locken die Begierde vieler Abenteurer aus Skandinavien oder vom europäischen Festland an.

### **Einladung der Sachsen zur Waffenhilfe**

Gemäß Alkuins Bericht versuchen vor allem die Pikten aus dem angrenzenden Schottland immer wieder, das Land zu erobern. Den saumseligen Bewohnern Britanniens, die sich jahrhundertlang, dank der römischen Truppen, nicht um die Verteidigung oder Befriedung des Landes kümmern mussten, droht in den nicht endenden Kämpfen mit den Pikten eine Niederlage und die Sklaverei, da sie nicht in der Lage sind, ihr Vaterland zu schützen und mit dem Schwert die Freiheit, an der sich ihre Vorväter erfreuten, zurückzugewinnen.

Um der trostlose und existenzgefährdenden Lage zu begegnen, versuchen die britannischen Stammeskönige mit dem Einverständnis ihrer Untertanen, einen alten germanischen Volksstamm aus den äußeren Königreichen Germaniens (est antiqua Germaniae populos gens inter et externa regna), dessen Angehörige wegen ihrer widerstandsfähigen und robusten Eigenschaften den Beinamen oder Spitznamen (cognomen) Saxi (Plural von lateinisch saxum: Stein, Felsen, Felsgestein) tragen, zur Waffenhilfe gegen die unablässig angreifenden Feinde zu gewinnen. Von der Angst getrieben, mit Tränen in den Augen, Versprechungen und kostbaren Geschenken schicken sie in den vierziger Jahren des 5. Jh. Boten auf das Festland, um die kampferprobten Sachsen zum Schutz ihres Vaterlandes anzuwerben. Die lassen sich das nicht zweimal sagen, sondern eilen über das Meer den Britanniern zu Hilfe gegen die barbarischen Pikten.

Ob Beda die für die Klosterschüler zweifellos interessante Version über die Herleitung des Namens der Sachsen kennt und sie in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* nur deshalb nicht bringt, weil sie nicht in sein Konzept passt, lässt sich nicht sagen. Beda bezeichnet die vom europäischen Festland nach Britannien kommenden Germanen nicht als Saxi, sondern vornehm als Saxones oder Antiqui Saxones (Sachsen oder Altsachsen). Auch Alkuin nennt die Sachsen an keiner anderen Stelle des Gedichts Saxi, sondern stets – wie Beda – Saxones [so in Zeile 123, 482 oder 1050].

Beda führt die Sachsen gemeinsam mit den Angeln als gens Anglorum sive Saxonum „Stamm der Angeln oder Sachsen“ ein [I/15, 58]. Es fällt auf, dass er das Wort Volksstamm (gens) im Singular und nicht im Plural gebraucht, und nicht Angeln und Sachsen schreibt, sondern alternativ Angeln oder Sachsen. Bedas Ausdrucksweise scheint Alkuins Mitteilung zu stützen, dass es sich bei den Angeln oder Sachsen um den gleichen Stamm handelt, dessen Angehörige neben dem Stammesnamen wegen ihrer Unnachgiebigkeit und Härte den Spitznamen tragen; zumindest spricht sie nicht dagegen.

Alkuins Version kann auch als Erklärung dienen, dass Britannien im 5. Jh. von dem offiziellen Stammesnamen der germanischen Invasoren den Namen England erhält, die Königreiche im Süden des Landes aber nach dem Beinamen ihrer jeweiligen Ansiedler und ihrer Lage „West-, Süd-, Ostsachsen“ (Wessex, Sussex, Essex) genannt werden.

Laut Beda machen sich die Ankömmlinge aus Germanien nach der Ankunft in Britannien und der Zuweisung von Wohnplätzen sofort daran, die Pikten aus dem Land zu treiben. Danach kommt eine noch größere Flotte mit einer stärkeren Abteilung von Kriegerern an Bord vom Festland und landet an der Küste Britanniens.

Erst nach dieser Mitteilung beginnt Beda zu spezifizieren und führt die drei starken Völker auf, von denen die Festlandsgermanen stammen: Das sind

die Sachsen, Angeln und Jüten (Aduenerant autem de tribus Germaniae populis fortioribus, id est Saxonibus, Anglis, Iutis), was so interpretiert wird, dass die Jüten bei der ersten Ankunft der Germanen in Britannien noch nicht dabei sind, sondern sich dem Zug erst später anschließen.

Die Gäste aus Germanien erkennen schnell die oben beschriebenen paradiesischen Lebensbedingungen in Britannien und lassen ihre Familienangehörigen nachkommen, so dass das altsächsische Gebiet auf dem Festland teilweise entvölkert wird und für neue Siedler aus dem Osten Platz bietet. Die Angelsachsen fordern mehr Sold und Zugeständnisse, die aber die Britannier ihnen nicht zugestehen wollen oder können. In dem daraus entstehenden Konflikt richten die angelsächsischen Invasoren das Schwert gegen die Verbündeten und treiben die Bewohner aus ihren angestammten Königreichen.

Wie grausam die Germanen gegen die einheimische Bevölkerung vorgehen, übernimmt Beda in einer abgemilderten Form der mehr als zweihundert Jahre vorher von dem britannischen Historiker Gildas verfassten Chronik über den Untergang und die Eroberung Britanniens (*De excidio et Conquestu Britanniae*), die in zwei Kopien aus dem 13. und 14./15. Jh. in der Universitätsbibliothek in Cambridge erhalten ist.

**Gildas** wird im 5. Jh. geboren und lebt noch in der Konvention des römisch-britannischen Bürgertums, das seit dem 2. Jh. durch die römische Besatzung mit dem Christentum bekannt ist. Er ist empört über das Unrecht, mit dem sich die Eindringlinge das Land aneignen, entsetzt über ihre Barbarei, Bestialität und Inhumanität, die er als Zeitgenosse oder sogar Augenzeuge miterlebt und schreibt sich seinen emotionalen Frust von der Seele. Die heidnischen Invasoren bezeichnet er als Galgenstricke mit dem lateinischen Schimpfwort *furciferi*, das die Römer für aufsässige oder arbeitsscheue Sklaven benutzen, denen sie zur Bestrafung ein Gabelholz auf den Rücken binden [Laszlo 1996, 16].

Zu spät erkennen die Britannier, dass sie mit der Einladung der Sachsen zur Waffenhilfe gegen die Pikten den Bock zum Gärtner gemacht und ihren eigenen Untergang bewerkstelligt haben, was Alkuin und auch Beda, als Nachfahren der Angelsachsen, allerdings höflich und diskret verschweigen oder zu beschönigen versuchen.

### **Die Christianisierung der Angelsachsen**

Alkuin lobt die Angelsachsen über alle Maßen und stellt die widerrechtliche Vertreibung der Einwohner Britanniens aus ihren angestammten Wohnsitzen als die Ausführung einer von Gott gewollten Aktion dar. Gott der Herr soll beschlossen haben, dass die Britannier wegen ihrer Sünden und ihres Ungehorsams ihre Königreiche verlieren und die glücklicheren Angelsachsen, die

das Wort Gottes befolgen (werden), dazu bestimmt haben, seinen Willen auszuführen, in die britannischen Städte einzuziehen und aus den eigenen Reihen mächtige Könige hervorzubringen. Mit dieser trivialen Schilderung versucht Alkuin, die Siege der Angelsachsen und die grausame Vertreibung der britanischen Bewohner zu rechtfertigen.

Die Version, dass Gott die Britannier mit dem Verlust ihrer Heimat bestrafen will und die Angelsachsen ihm dazu als Werkzeug dienen, übernimmt Alkuin zwar von Beda, aber er intensiviert und übertreibt, was verständlich ist, da er mit der Dichtung nicht nur das Christentum bei den Schülern stärken, sondern auch die gemeinsamen Vorfahren und das heimatische York in einem günstigen Licht zeigen will.

Ohne die Mission der irischen Kirche und die Bemühungen ihrer Bischöfe, das Christentum nach Nordhumbrien zu bringen, auch nur mit einem Wort zu erwähnen, schildert der römische Erzkatholik Alkuin die Christianisierung Nordhumbriens unter der Schirmherrschaft von Papst Gregor dem Großen, dem universal von aller Welt verehrten Oberhirten von Rom, der, wie Alkuin ausführlich belehrt, nicht nur gründlich und mit großem Engagement die Felder Christi in Italien bestellt, sondern den Samen des Christentums für das ewige Leben auch mannigfach überall in der Welt ausstreut und seine Missionare sogar über den Ozean nach England schickt, um das Gotteswort in die Herzen der heidnischen Anwohner des Meeres einzupflanzen.

Aus politischen Gründen muss Edwin als designierter König von Nordhumbrien nach dem plötzlichen Schlachtentod seines Vaters das Land verlassen. Eine nächtliche Vision während seines Exils trägt dazu bei, dass er nach seiner Rückkehr und Thronbesteigung zum Christentum übertritt, dem römischen Missionar Paulinus den ersten Bischofssitz in York einrichtet und sich mit seinen Angehörigen und seinem Volk zu Ostern 627 taufen lässt. Sechs Jahre später erfährt die römische Kirche in York durch Edwins Tod in einer Schlacht einen jähen Rückschlag. Bischof Paulinus geht mit der Witwe und den Kindern des Königs nach Kent zurück und übernimmt das vakante Bischofsamt in Rochester. Dort erreicht ihn 634 nachträglich das Pallium für die Ernennung zum ersten Erzbischof von York.

Nach Bedas *Historia Ecclesiastica* nimmt das römische Christentum in Nordhumbrien unter den auf Edwin folgenden nordhumbrischen Königen Oswald, Oswiu, Ecgrith und Aldfrith sowie den nach einer Pause von mehr als drei Jahrzehnten auf Paulinus folgenden, schon in Nordhumbrien geborenen und erzogenen Bischöfen Wilfrid, Bosa, Wilfrid II. und Johannes von Beverly einen ständigen Aufschwung.

Ohne selbst Jahreszahlen oder Daten zu nennen, bearbeitet Alkuin die chronologischen Aufzeichnungen Bedas für den Unterricht in der Klosterschule selektiv in seinem Gedicht über die Kirche von York und erweitert sie

durch interessante Details, zusätzliche dramatische Prophezeiungen, utopische Visionen und bewirkte Wunder, um sie in kontinuierlich fließenden Versen entlang der von Beda vorgegebenen Zeitachse in den Ablauf der Geschichte zu integrieren. Beda ist ein Geschichtsschreiber, Alkuin ein Geschichtensschreiber.

### **Bischof Wilfrid von Nordhumbrien**

Alkuin will in seinem Gedicht den Klosterschülern die Könige von Nordhumbrien und die Bischöfe von York nahe bringen, wie er in einer Grußadresse an das junge Volk von York selbst ausdrücklich betont. Personen oder Ereignisse aus anderen englischen Königreichen erwähnt er überhaupt nicht oder nur am Rande, es sei denn, seine Landsleute spielen dabei eine Rolle.

Ab Zeile 577 beginnt Alkuin mit dem durch das himmlische Licht des allmächtigen Gottes erleuchteten, durch seine Tugenden und Taten weit und breit in aller Welt berühmten nordhumbrischen Bischof Wilfrid I., der die bösen Schatten der Ignoranz aus dem ganzen Land vertreibt und das Licht und die Lehren der ewigen Erlösung in vielen Orten unter die Völker und Nationen ausstret.

Alkuin lässt einiges aus Wilfrids facettenreichem Leben aus, erwähnt beispielsweise nicht, dass er als junger Priester 664 maßgeblich an der Synode von Whitby teilnimmt und dort mit seiner Sprachgewandtheit der römischen Kirche gegenüber der irischen zum Durchbruch verhilft, sondern konzentriert sich auf Wunder und vor allem auf Wilfrids Bemühungen, mit heiligen Lehren die Südsachsen zum christlichen Glauben zu führen und dieses Volk vor einem traurigen Schicksal und dem schrecklichen Tod der Seele zu bewahren. Er erzählt, dass sich die Menschen in Sussex nach einer dreijährigen Dürre ohne Tau oder Regen, in der die Erde austrocknet und keinerlei Nahrung für Mensch oder Tier hervorbringt, aus Verzweiflung massenhaft von hohen Kliffs stürzen, um Selbstmord zu begehen, während sich andere zwischen die wirbelnden Wellen werfen, um sich durch einen schnellen Tod von einem langen Leiden zu befreien.

Nachdem Bischof Wilfrid den hoffnungslosen Südsachsen das Wort Gottes verkündet und sie getauft hat, bringt eine Meeresbrise ruhige Schauer, so dass mit blühenden Feldern und ertragreichen Ernten die Schönheit in das Land zurückkehrt und die Menschen sich mit Körper und Seele an dem lebendigen Gott erfreuen können.

Nach der Taufe der Südsachsen will der eifrige Bischof schnell nach Rom eilen, wird aber durch einen ungünstigen Wind mit seinem Schiff nach Friesland verschlagen, wo er ein reiches Betätigungsfeld vorfindet und Tausende von Menschen zum Christentum bekehrt.

Als er danach erneut zu dem angestrebten Ziel aufbrechen will, wird er von einer akuten Krankheit befallen, die viele Tage lang immer schlimmer wird, bis sein geschwächter Körper die Grenze des Erträglichen erreicht. Vier Tage liegt er halbtot danieder, ist ohne Bewusstsein, kann sich kaum bewegen und nur schwach atmen. Die Schüler und Gefährten stehen jammernd und weinend, den Tod ihres Vaters beklagend, um ihn herum.

Am fünften Tag erwacht er plötzlich aus dem Koma, setzt sich auf, blickt sich um, starrt auf seine Begleiter, fragt verwundert, was für einen Grund es zu solch einer wilden Trauer gibt und erzählt, dass der allmächtige Richter dem, den er auserwählt, Gnade erweisen und den Tod in eine Wiedergeburt umwandeln kann. Er habe ihm in seiner Barmherzigkeit einen ganz in Weiß gekleideten Boten mit einem ernsten Gesichtsausdruck von den Sternen geschickt, der ihm folgende Voraussage machte: Gott auf dem höchsten Thron schickt mich, Michael, um dir, Wilfrid, zu sagen, dass du von der Krankheit genesen wirst. Unsere heilige Mutter Maria auf ihrem himmlischen Thron hat die Trauerbekundungen und Bitten deiner Gefährten erhört und sich durch Fürsprache und Gebete für deine Heilung und dein Weiterleben eingesetzt. Nichtsdestotrotz sei aber vorbereitet. Heute in vier Jahren werde ich dich wieder besuchen. Dann wirst du in Frieden an den Küsten deines Heimatlandes sterben.

Alkuin übernimmt von Beda die Schilderung der Christianisierung der Südsachsen mit dem von den Bewohnern lange ersehnten Regen. Für das einprägsame Wunder der Wiedererweckung des an der Schwelle des Todes stehenden Bischofs und die Erscheinung mit dem Erzengel Michael sowie dessen Prophetie ändert er aber Ort und Zeitpunkt. Gemäß Beda setzt Wilfrid nach der Christianisierung der Südsachsen seine Reise nach Rom ungehindert fort; erst auf dem Rückweg überfällt ihn in Frankreich die lebensbedrohende Krankheit. Weil eine Weiterreise zu Pferd unmöglich ist, muss er auf einer Bahre nach Méaux gebracht werden, wo er nach der Vision wieder gesundet.

Alkuin verlegt die Traumbegegnung Wilfrids deshalb aus Frankreich in die Zeit der (früheren) Missionstätigkeit des Bischofs in Friesland, um die ungünstige Vorgeschichte verschweigen zu können, die den mittlerweile siebenjährigen streitbaren Wilfrid veranlasst, sich nach vielen Jahren erneut in Rom gegen seine erneute Absetzung aus dem Bischofsamt von Nordhumbrien zu beschweren und um Rehabilitation nachzusuchen. Alkuin bringt damit zwar die Chronologie in Wilfrids Biografie durcheinander, aber das stellt für ihn kein Problem dar, da er generell auf die Angabe von Daten verzichtet.

Nach der Prophetie des Erzengels wird der exzellente Bischof Wilfrid wieder gesund. Er stirbt in der Tat vier Jahre später in dem Kloster Oundle und wird in der Kirche zu Ripon, die er zu Ehren des heiligen Petrus erbaut hat, in Glück und Frieden zur Ruhe gelegt.

## Die Wunder des heiligen Cuthbert

Ab Vers 646 befasst sich Alkuin mit den herausragenden Tugenden des Mönchs, Missionars, Priesters, Askets und Bischofs Cuthbert, über den ich im letzten Band der *Zeitensprünge* berichtet habe. Alkuin entnimmt das fromme Leben und Wirken des Heiligen den beiden Viten in Prosa und Poesie von Beda. Er lobt Cuthbert in den höchsten Tönen als strahlendes Licht und engelgleiches Wesen und hält es für erforderlich, eine Reihe von Wundern aufzuzählen, die an Cuthbert oder durch seine Gebete bewirkt werden, zum Beispiel, wie der Heilige den Anordnungen eines Engels folgt und sein geschwächter Körper dadurch von einer durch eine Schwellung verursachten fieberhaften Krankheit geheilt wird oder wie er als Junge durch sein Gebet fünf in Seenot geratene Flöße aus den stürmischen Wellen des Ozeans rettet. Als Cuthbert junge Lämmer auf der Weide hütet, sieht er, wie Bischof Aidans Seele über die Sterne getragen wird; einem Engel bietet er irdisches Brot an und erhält von ihm himmlisches Manna; wilde Tiere wärmen den Heiligen mit ihrem Fell und Atem, und ein Mönch, der das beobachtet, wird von Krankheit und Sünde gerettet. Ferner bewirken Cuthberts Gebete eine Teufelsaustreibung, die Vertreibung der bösen Geister von der Insel Farne, weiterhin Heilungen von Schwerkranken durch die Berührung seiner Reliquien, als seine Mitbrüder bei der Exhumierung nach elf (Alkuin schreibt zehn) Jahren den Heiligen und seine Kleidung unversehrt im Sarg vorfinden.

Alkuin betont, dass er noch mehr über Cuthbert schreiben würde, wenn nicht der unvergleichliche und einmalige Beda schon alles geschrieben hätte, womit er seine Wertschätzung und Verehrung für den Chronisten Beda ausdrückt, wie dies wiederholt geschieht, zum Beispiel in den Versen 685, 741, 781 und 1207.

## König Ecgfrith und seine Gemahlin Æthelthryth

Analog zu Beda berichtet Alkuin, dass der nordhumbrische König Ecgfrith nach dem Gewinn vieler Schlachten und der Unterwerfung stolzer Völker eine edle Frau von königlicher Abstammung namens Æthelthryth heiratet, die trotz einer zwölfjährigen Ehe mit dem König unberührt bleibt. Die Wahrheit über ihre Reinheit während ihres Erdenlebens enthüllt der Herr, als 60 Jahre nach ihrem Tod bei ihrer Exhumierung, ähnlich wie bei Cuthbert nach zehn oder elf Jahren, Fleisch und Kleidung noch unversehrt sind, Sehnen und Muskeln noch Leben haben und ihr heiliges Antlitz gerötet und anmutig erscheint. Æthelthryths Körper weist ein noch größeres Wunder auf, denn ein zwei Tage vor ihrem Ableben von einem Arzt gemachter Einschnitt ist völlig verheilt und eine kleine Narbe verdeckt die Spuren des Tumors, an dem sie litt.



Ihre Grabstätte wird vielen bekannt als eine Quelle der Heilung, ganz besonders für Augenkrankheiten. Mehr will Alkuin darüber nicht sagen, sondern er verweist auf die hervorragende Hymne, die Beda in herrlichen Versen auf die heilige Jungfrau schreibt [IV/22, 380] und zitiert in diesem Zusammenhang ein altes Sprichwort, wonach man kein Holz in den Wald tragen soll.

Unmittelbar darauf kommt Alkuin auf ein anderes, auch von Beda berichtetes, denkwürdiges Ereignis zu sprechen. Inmitten des schrecklichen Kampfes, in dem Prinz Aelfwine stirbt, wird auch ein anderer Degen niedergeschlagen und liegt einen Tag und die folgende Nacht leblos auf dem Schlachtfeld. Die Seele kehrt jedoch wieder in seinen toten Körper zurück, er wird zum Leben erweckt und macht sich müden Schrittes auf den Weg, wird aber vom Feind gefangen genommen und nach seinem Namen gefragt. Aus Angst, getötet zu werden, wenn er seine edle Geburt verlautbart, gibt er sich als ein armer, im Band der Ehe lebender Landmann aus.

Alkuin sagt nicht, dass die besagte Schlacht am River Trent gegen König Aethelred von Mercien stattfindet, nennt nicht den von Beda überlieferten Namen des in Rede stehenden Adligen Imma und geht mit keinem Wort auf die von Beda geschilderten Bemühungen des Erzbischofs Theodor von Canterbury ein, der durch seine Vermittlung die bei den Germanen noch übliche Blutrache für den Tod des achtzehnjährigen Prinzen Aelfwine vermeiden kann und erreicht, dass nur ein festgesetztes Wehrgeld zu zahlen ist [Laszlo 2007, 703], sondern beschränkt sich auf die Schilderung der damit in Verbindung stehenden Wunder.

Der in der Schlacht schwer verwundete Degen wird versorgt, kommt wieder zu Kräften und soll in Banden gelegt werden, aber er kann nicht gefesselt werden, da die Ketten auf wunderbare Weise immer wieder zerspringen. Der Feind ist darüber verwundert und vermutet Magie oder Zaubersprüche, was aber von ihm zurückgewiesen wird. Seine hohe Abkunft wird offenbar, aber man tötet ihn nicht, sondern verkauft ihn an einen anderen Herrn, der ihn aber auch nicht binden kann, weil seine Fesseln immer wieder abfallen.

Da dies meist zur dritten Stunde des Tages geschieht, wenn sein Bruder frommen Herzens zur Messe zu gehen pflegt, führt er das Wunder auf die Gebete des Bruders zurück, was sich auch bestätigt, als er wieder nach Hause kommt, nachdem er aus der Gefangenschaft in die Freiheit entlassen wurde.

Nach 15-jähriger Regierungszeit zieht König Ecgfrith mit seinen Truppen übers Meer und führt einen ungerechtfertigten Krieg gegen die Iren, den Alkuin nicht billigt, da die Iren den Engländern immer freundlich gesinnt waren. Die Pikten ergreifen sofort Partei für die Iren, und König Ecgfrith fällt inmitten seiner Gefolgsleute in einem schrecklichen Kampf. Ecgfriths Nachfolger auf dem Königsthron ist sein Bruder Aldfrith, der sich von frühester Kindheit mit der Liebe zum heiligen Lernen beschäftigt, und den Alkuin nicht

nur als König, sondern auch als einen Gelehrten und Lehrer von eloquenter Macht und durchdringendem Intellekt bezeichnet. Aldfrith (685–704) stirbt nach einer Spanne von 19 Jahren in Frieden und wird neben seinen Vätern zur Ruhe gelegt. Zu dieser Zeit steht der verehrte Bischof Bosa an der Spitze der Kirche von Nordhumbrien, ein verdienstvoller Mann.

### **Bericht über den Gang durch das Fegfeuer**

Nach Bischof Bosas Tod ereignet sich in Nordhumbrien erneut eine denkwürdige Vision, die Alkuin seinen Schülern mitteilen möchte, weil er davon überzeugt ist, dass viele Menschen und ihre Seelen vom ewigen Tod gerettet werden, wenn darüber in seinem Gedicht berichtet wird, eine gängige Formel, die ähnlich auch bei anderen Schriftstellern, insbesondere bei Beda, vorkommt.

Alkuin erzählt, dass ein einfacher Mann, der verheiratet ist und seinen Haushalt und sein Leben in Gerechtigkeit und Bescheidenheit führt, ernsthaft erkrankt und schließlich zur ersten Nachtwache stirbt. Am Ende der Nacht findet er auf wundersame Weise zum Leben und Atem zurück und steht wieder auf. Alle Versammelten, die am Abend sein Begräbnis durchführen wollten, ergreifen in großem Schrecken die Flucht. Nur die Liebe seiner Ehefrau ist stärker als ihre Furcht. Sie allein bleibt bei ihrem Mann, der vom Tod zurückkommt.

Ihr Mann ermutigt sie und sagt: „Du bist die einzige unter allen, die mir treu bleibt und ich flehe dich an, dich nicht vor mir zu fürchten. Ich lebe, ich bin wahrlich vom Tod auferstanden, aber jetzt muss ich einem ganz anderen Leben folgen und den eitlen Freuden ein Ende setzen“. Er enthüllt ihr, was er während seines temporären Todes gesehen hat, trennt sich ohne Verzug von all seinen Reichtümern und folgt fromm dem monastischen Gesetz, um seinen Körper so vielen Kasteiungen zu unterwerfen, dass aus seiner jetzigen Lebensführung jedermann leicht die Einwirkung des Erlebten erkennen kann. Fortan pflegt er zu berichten, welche denkwürdigen Dinge sich während der Abwesenheit des Lebens aus seinem Körper ereigneten.

Auf diese Vision hat Alkuin seine Leser in einigen Beispielen bereits vorbereitet. Die Hinführung zu dem Thema beginnt er mit Cuthbert und Æthelthryth, deren Körper bei der jeweiligen Exhumierung nach zehn oder elf beziehungsweise sechzig Jahren noch unverwest sind. Sodann führt er an, dass der an der Schwelle des Todes liegende Bischof Wilfrid nach mehreren Tagen unerwartet wieder gesund wird und entsprechend der Prophezeiung des Erzengels Michael noch vier Jahre lebt, und kommt zu dem Degen, der einen Tag und die darauf folgende Nacht leblos auf dem Schlachtfeld liegt, ehe seine Seele wieder in den Körper zurückkehrt, der anschließend aber auf wundersame Art und Weise nicht mehr gefesselt werden kann.

Im Folgenden lässt Alkuin den Visionär, der während der ersten Nachtwache stirbt, am Ende der Nacht auf wundersame Weise wieder zu Leben und Atem zurückfindet und aufsteht, über die Dinge, die er während der Abwesenheit des Lebens aus seinem Körper sieht und erlebt, selbst sprechen:

Ein strahlendes Wesen führt mich aus meinem Körper. Wir schreiten in Richtung der aufgehenden Sommersonne und kommen in ein weites und tiefes Tal. Entlang dieses Tales erstreckt sich ein endloser Abgrund. Eine Seite des Abgrunds ist mit schrecklich lodernden Flammen, die andere mit gefrierendem Hagel angefüllt. Auf beiden Seiten wimmelt es von Menschenseelen, die auf der einen Seite übermäßig verbrennen und – wenn das Feuer unerträglich wird – in ihrem Elend in die Kälte auf der anderen Seite springen, aber auch dort keine Linderung finden und wehklagend zurück in des Feuers lodernde Flammen getragen werden.

Als ich die unsäglichen Leiden der armen Seelen erblicke, kommt es mir in den Sinn, es handele sich um die Bestrafung in der Hölle, von der ich oft gehört habe, aber als ich das in Betracht ziehe, sagt mein Führer, der meine Gedanken erkennt: „Das ist nicht, wie du denkst, die Region der Hölle.“ Er führt mich weiter nach vorn und plötzlich realisiere ich, dass sich auf allen Seiten Dunst ausbreitet und sich die dunkelste Nacht wie eine Decke auf uns legt, als wir in die Schatten eintreten. Ich kann nichts sehen, nur die Umrisse meines Beschützers und seine leuchtende Kleidung.

Plötzlich erheben sich vor uns, wie aus einer Grube, schreckliche Flammenbälle und sinken wieder zurück. Ich bleibe dort allein und bin sehr erschreckt. Die Bälle steigen auf, schweben hoch in der Luft, drehen sich und sinken auf den Boden des Abgrundes, der mit den Geistern von verdammten Menschen gefüllt ist, die wie Funken aufsteigen und mit dem Feuer zurückfallen. Ein mächtiger Gestank füllt alles weit und breit.

Als ich das lange Zeit anstarre, umgibt mich äußerster Horror. Ich weiß nicht, wohin ich meinen Schritt lenken soll, was ich tun kann, welches Ende mich in meiner Verzweiflung erwarten mag. Plötzlich höre ich hinter mir das Jammern der Elenden; als sie näher kommen, erkenne ich böse Dämonen, die fünf heulende Seelen zur Bestrafung in den Höllenschlund schleppen. Die Dämonen erheben sich wieder aus dem lodernden Feuer, tanzen um mich herum mit flammenden Augen, sprühen brennende Wurf Pfeile aus ihren Mündern und Nasenlöchern, und stinkende Flammen drohen mich mit ihren feurigen Zangen zu ergreifen. Sie können mich zwar nicht berühren, aber sie erschrecken mich. Umgeben von Dunkelheit schaue ich aufgeregt umher, ob Hilfe in Sicht ist, die mich vor dem grausigen Ungemach retten kann. Hinter mir blinkt es wie ein Stern in der Dunkelheit, das Licht wird heller und heller. Mein Begleiter erscheint plötzlich in einem Schwall von Licht und die schwarzen Dämonen fliehen.

Wir richten unsere Reise gegen die aufgehende Wintersonne und gelangen in die klare Luft. Plötzlich erhebt sich vor uns eine riesige Mauer, so endlos lang und hoch, dass ihre Ausmaße grenzenlos erscheinen. Als wir näher kommen, stehen wir plötzlich, ich weiß nicht wie, oben auf der Mauer und sehen vor uns eine ausgedehnte und wunderbare Ebene. Der Duft ist so delikat und betörend, dass er den übel riechenden Gestank bald aus meinem Gedächtnis treibt. Ein so glänzendes Licht scheint über die gesegnete Ebene, dass es das Sonnenlicht eines ganzen Tages übertrifft. Ich sehe, dass in dieser Region zahlreiche Heilige leben, vergleichbar den himmlischen Königreichen, die allen Gesegneten versprochen werden. Als ich darüber nachdenke, erhalte ich die Antwort: „Das sind nicht, wie du denkst, die Reiche des Himmels“.

Vor mir glänzt ein größeres und schöneres Licht, das die anderen mit seiner übermäßigen Helle überstrahlt und alles Vorhergehende in der Tat sehr düster erscheinen lässt. Süße Stimmen erheben sich, Lieder ertönen und mit dem Licht kommt ein wohlriechender Duft und erfüllt mich mit erwartungsvoller Freude, als mein Begleiter plötzlich stehen bleibt, sich umdreht und mich den Weg zurückführt.

Als wir wieder das freie Feld betreten, fragt er mich, ob ich alles verstehe und als ich verneine, fügt er unmittelbar hinzu: Du hast ein mit Flammen und Eis angefülltes Tal gesehen, in denen die Seelen durch harte Bestrafung gereinigt und dann geläutert zu den Belohnungen des Lebens zurückkehren werden. Der das stinkende Feuer ausstoßende Abgrund ist der Mund der Hölle. Wer in die Hölle hineinfällt, kann niemals mehr gerettet werden. Der angenehme, mit Blumen und süßem Duft angefüllte Ort, die Heimat weißgekleideter junger Menschen, ist ein Platz der Ruhe, wo die Seelen verweilen, die Gutes getan haben und das Königreich im Himmel schauen; nur die vollkommen perfekten werden in die Höhe des Paradieses eingehen.

Da du noch einmal in deinen Körper treten und unter Menschen ein Leben führen musst, das im Tod enden wird, bitte ich dich, deinen Charakter zu erneuern, deine Worte, deine Taten zu ändern, so dass deine gesegnete Heimat einmal an diesem wunderschönen Ort sein wird. Damit endet seine Rede und ich sehe plötzlich, ich weiß nicht wie, dass ich bedeckt bin mit dem Mantel meiner eigenen Seele.

Warum baut Alkuin eine derart phantastische Geschichte mit so schaurigen Elementen in sein Gedicht über York ein? Er will seinen Schülern Angst und Schrecken einjagen und sie auf diese pädagogisch fragwürdige Art zu einer frommen und gottgefälligen Lebensweise erziehen. Es bleibt jedoch die Frage offen, woher Alkuin die Horrorgeschichte nimmt, die als ein Vorläufer der von Dante Alighieri nach 1300 komponierten *Divina Commedia* angesehen werden kann.

## Exkurs zu Bedas Bericht über das Purgatorium

Unter der Überschrift „Beda universalis“ schreibt Heribert Illig [ZS 2010, 167] in dem Artikel *Beda multiplicabilis*, allerdings ohne hier auf Einzelheiten einzugehen: „Beda hat als Theologe bereits die Theorie vom Purgatorium aufgestellt, die erst im 12. Jh. zum Tragen kam“ [vgl. Illig 1994; 1999, 123 f.]. Da Beda von Illig als ein Chronist des 11. Jh. gesehen wird, liegt darin kein Widerspruch, sondern die Phantomzeitthese wird damit erneut bestätigt. Wie aber kommt Beda, der mit sieben Jahren in das Kloster Wearmouth gebracht wird, wenig später in das Zwillingskloster Jarrow wechselt und dort sein ganzes Leben verbringt, zu der Utopie vom Purgatorium, die Illig zurückhaltend als eine Theorie bezeichnet?

Bedas eigenen Angaben zufolge entnimmt er die Fiktion von der Läuterung der Seelen im Purgatorium oder Fegefeuer der *Vita Fursei*, einer anonymen Lebensbeschreibung über den irischen Missionar Fursa, der aus einem sehr edlen Geschlecht der Iren stammt, im Geist weit edler als nach seiner Herkunft ist und im 7. Jh. auf seinem Weg zum europäischen Festland in das Reich der Ostangeln kommt, das die römischen Missionare zwar kurz aufgesucht, aber auf ihrem Zug nach Nordhumbrien wieder verlassen haben. Von dem ostanglischen König Sigeberht wird Fursa freundlich empfangen und findet Gelegenheit, missionarisch tätig zu werden. In der *Historia Ecclesiastica* widmet Beda [III/19, 258 ff.] dem durch hervorragende Tugenden ausgezeichneten, in Wort und Tat berühmten Fursa ein Kapitel von mehr als fünf Seiten.

Neben der ihm schriftlich vorliegenden *Vita Fursei* schöpft Beda aus der mündlichen Tradition der Germanen, die vor der Christianisierung der Angelsachsen neben kurzen Runeninschriften die einzige Art der Überlieferung ist:

„Bis heute lebt ein älterer Bruder unseres Klosters, der zu erzählen pflegt, dass ihm ein sehr frommer und wahrheitsliebender Mann sagte, dass er diesen Fursa im Land der Ostangeln gesehen und die Visionen aus dessen Mund gehört habe“.

Die mündliche Tradition bemüht Beda immer, wenn er über etwas berichtet, das er von vertrauenswürdigen Männern (Frauen bleiben außen vor und werden nicht genannt) gehört hat, die das ihrerseits von zuverlässigen Männern oder aus eigenem Erleben wissen.

Entsprechend der *Vita Fursei* stellt Beda den Lebenslauf des irischen Missionars wie folgt dar: Fursa wird ungefähr zu der Zeit von Papst Gregor d. Gr. in Irland in das dortige Christentum hinein geboren. Er zeigt seit seiner Kindheit ein besonderes Bemühen um fromme Studien und monastische Zucht und trachtet danach, alles Gelernte sorgfältig auszuführen. Nachdem er das geistige Rüstzeug für einen Missionar erworben hat, will er für den Herrn ein Leben in der Fremde führen, wo immer er Gelegenheit findet.

Obwohl Beda ausdrücklich betont, dass die *Vita Fursei* das Leben Fursas hinreichend darlegt, will er eine Begebenheit daraus in seine *Historia Ecclesiastica* aufnehmen, weil er glaubt, dass sie für viele nützlich ist: Fursa wird von einer körperlichen Krankheit befallen und für würdig befunden, sich einer Engelserscheinung zu erfreuen, in der er ermahnt wird, eifrig im begonnenen Dienst am Wort zu bleiben und sich unermüdlich den gewohnten Vigilien und Gebeten zu widmen, weil ihm der Tod gewiss, die Stunde aber ungewiss sei (Der Herr: „Wachet also, weil ihr Tag und Stunde nicht wisst.“)

Durch diese Vision bestärkt, baut Fursa schnell in Cnobheresburg (in der Sprache der Engländer die Stadt des Cnobhere) ein Kloster, in dem er sich seinen himmlischen Studien ungehindert widmen kann. Den in reizender Umgebung von Wäldern und Meer gelegenen Boden erhält er von dem vorerwähnten König Sigeberht. In einer anderen Quelle ist ergänzend überliefert, dass für den Klosterbau die Überreste einer römischen Befestigungsanlage Verwendung finden, was auch erklärt, warum Fursa so schnell zu Rande kommt. Später wird das Kloster, wie Beda ausführt, von König Anna († 654) und den Großen des Reiches mit erhabenen Schenkungen ausgestattet.

Der von einer Krankheit befallene Fursa wird seinem Körper entrissen und ist vom Abend bis zum Hahnenschrei seines Körpers entledigt. Während dieser Zeit genießt er den Anblick der Engelscharen und hört ihre herrlichen Lobgesänge: „Die Heiligen werden von einer Kraft zur anderen gehen“ und: „Der Gott der Götter wird in Zion zu sehen sein“.

Am Morgen wird Fursa in seinen Körper zurückgebracht, der zweite Tag wird übersprungen und als er am dritten Tag wieder aus dem Körper herausgeführt wird, beginnt die Vision von der Führung Fursas durch das Purgatorium. Er sieht nicht nur die größeren Freuden der Seligen, sondern auch die größten Kämpfe der bösen Geister, die unverschämt versuchen, ihm durch zahlreiche Anklagen den Weg zum Himmel abzuschneiden und doch nichts erreichen, da die Engel ihn schützen [III/19, 256-264].

Als Fursa von den Engeln in die Höhe getragen wird, drängen ihn seine Führer, auf die Erde zurückzuschauen, und er sieht unter sich gleichsam ein finsternes Tal und vier Feuer in der Luft, die seine Begleiter ihm als die Feuer der Lüge, Begierde, Zwietracht und Ruchlosigkeit deuten, die die Welt verzehren werden. Die vier Feuer dehnen sich aus, kommen aufeinander zu und vereinigen sich, so dass Fursa von Furcht befallen wird. Die Engel beruhigen ihn mit den Worten: „Was du nicht angezündet hast, wird dich nicht verbrennen“. Einer seiner drei Führer geht voran und zerteilt die Feuer, die zwei anderen schützen ihn auf beiden Seiten vor den Flammen. Er sieht einen Teufel die Brände von Kriegen gegen die Gerechten entfachen. Es folgen die Anklagen der bösen Geister und die Verteidigung der guten Geister.

Fursa bemerkt viele heilige Männer aus seinem Volk, von denen er schon durch ihren weit verbreiteten Ruf erfahren hat, dass sie die Bischofswürde nicht unverdienterweise erlangten und von denen er nicht wenig hörte, das sowohl für ihn selbst als auch für alle, die zuhören wollen, sehr heilsam ist.

Die Furcht und Schrecken einjagende Ausgestaltung der grausigen Qualen des Fegefeuers dient in zunehmendem Maß der Festigung und Verbreitung des christlichen Glaubens und trägt dazu bei, dass die Christianisierung Englands flächendeckend und friedlich in etwas mehr als einem halben Jahrhundert abgeschlossen wird. Zwischen den christianisierten Volksstämmen in England gibt es in dieser Zeit so gut wie keine kriegerischen Auseinandersetzungen. Diese beschränken sich auf die Angriffe heidnischer Völker, zum Beispiel auf die Kriege Pendas von Mercien in der ersten und die Überfälle der Dänen, wie die Schlacht von Maldon, in der zweiten Hälfte des 7./10. Jh.

Die Sehnsucht der englischen Christen nach einer Romreise zu den Apostelgräbern und der Wunsch nach einem Leben im Kloster breiten sich aus. Viele junge Christen werden Missionare und strömen auf den Kontinent, um die Menschen dort zu belehren und zu bekehren.

Zurück zu Fursas Gang durch das Purgatorium. Die drei Engel wollen Fursa zu seinem Körper zurückbringen. Sie nähern sich dem großen Feuer und ein Engel zerteilt, wie schon vorher, die Flammen. Als aber Fursa zu dem zwischen dem Feuer geöffneten Durchgang kommt, packen die sündigen Geister einen von denen, die sie im Feuer rösten, schleudern diesen gegen Fursa, treffen ihn und verbrennen seine Schultern und seinen Oberkiefer. Fursa erkennt den Mann und erinnert sich, dass er dessen Kleidung erhalten hat, als er starb. Sogleich ergreift der heilige Engel den Brennenden und wirft ihn ins Feuer zurück, um weiteren Schaden von Fursa abzuwenden. Aber der bösertige Feind sagt:

„Weist nicht den zurück, den ihr vorher aufgenommen habt. Wenn ihr das Eigentum dieses Sünders angenommen habt, so müsst ihr auch an seinen Strafen teilhaben“.

Der Engel widerspricht und erklärt, dass Fursa nicht aus Habgier das Eigentum angenommen hat, sondern um seine Seele zu retten, und das Feuer verlöscht. Dann wendet sich der Engel zu Fursa und sagt: „Was du entzündet hast, hat in dir gebrannt. Wenn du nämlich das Geld des in seinen Sünden gestorbenen Mannes nicht angenommen hättest, würde auch seine Strafe nicht in dir brennen.“

Beda erzählt, dass Fursa sein ganzes Leben lang die Zeichen der Verbrennung trägt, die er in der Seele erduldet, sich jedoch bemüht, wie er es auch früher zu tun pflegte, das Werk der Tugenden durch Beispiele zu zeigen und durch Predigten zu verkündigen.

Die Einbindung der Narben Fursas an Schulter und Oberkiefer in die übernatürliche Vision erfolgt sowohl aus erzieherischen Gründen, um dem unbedarften Hörer oder Leser zu zeigen, dass das von einem Sünder erworbene Gut nicht gedeiht und zu einer Mitverantwortung und Mitbestrafung führt, als auch zur Erhöhung der Glaubwürdigkeit, da Fursa offensichtlich diese Zeichen zeit seines Lebens am Körper trägt, die er eventuell durch einen realen Unfall im Kindesalter oder seiner Jugend davongetragen hat.

Als den englischen Klöstern durch den Heideneinfall Gefahr droht, zieht Fursa weiter nach Frankreich und stirbt am Hof Chlodwigs II., schreibt Beda, nennt aber keine Jahreszahl. Bei dem „Heideneinfall“ muss es sich um den Krieg handeln, mit dem der heidnische König Penda von Mercien vor seinem Tod in 654 Ostanglien überzieht und in dem Sigeberht, der inzwischen abgedankt hat und als Pazifist im Kloster lebt, getötet wird.

Chlodwig II. gilt als zweiter Sohn des Merowingerkönigs Dagobert I., der 633 geboren und 638/640 als Kind unter der Vormundschaft seiner Mutter Nantechilde König von Neustrien und Burgund wird. Nach König Siegberts Tod und der Ermordung von dessen Hausmeier Grimoald bemächtigt sich Chlodwig II. Aufrasiens und wird damit wieder Herr über das ganze Frankenreich. Seine letzten Lebensjahre leidet er unter einer Geisteskrankheit und stirbt schon um 656/57, kaum 23 Jahre alt.

Fursas Tod muss man notgedrungen aus diesen Daten für Clodwig II. erschließen. Fletcher sieht Fursas Blüte von 620 bis 645, seinen Aufenthalt in Ostanglien in den dreißiger Jahre des 7. Jh. Aus meiner Sicht verweilt der Missionar noch länger in Ostanglien und gelangt erst kurz vor Chlodwigs II. Tod an den Hof des Merowingerkönigs, da nichts über eine Missionstätigkeit Fursas in Frankreich bekannt ist und nur die Beisetzung und die obligatorischen Wunder an seinen Reliquien von Beda berichtet werden.

Chlodwigs Hausmeier Erkembald soll Fursas Leichnam im Porticus der Kirche aufbahnen, die er in seiner Villa in Péronne einrichtet, bis die Kirche selbst geweiht ist. Als dies nach 27 Tagen geschieht, wird der Leichnam aufgenommen, um beim Altar begraben zu werden; doch ist er unverwest, wie bei Cuthbert und Æthelthryth, als hätte er in derselben Stunde dieses Leben verlassen. Sogar noch vier Jahre später, als ein kleiner Schrein für den Leichnam im Osten des Altars errichtet wird, ist er ohne Anzeichen der Verwesung und wird mit gebührender Ehre dorthin überführt. Beda [III/19, 256 ff.] fügt hinzu, dass dort Fursas Verdienste häufig in vielen Wundern durch das Wirken Gottes verherrlicht werden und schließt mit dem Statement, dass er sich mit der Unvergänglichkeit von Fursas Körper befasst, damit den Lesern besser bekannt wird, wie groß die Erhabenheit des Mannes wirklich war.

An anderen Stellen der *Historia Ecclesiastica* berichtet Beda über gleichartige Wunder. Eins davon soll sich etwa hundert Jahre später in Incunenin-



gum in Nordhumbrien ereignen. Neben der Lokalität tauscht Beda in der nordhumbrischen Version auch die Identität des Visionärs aus, den er Drythelm nennt und als einen ordnungsliebenden Familienvater beschreibt, der vor seiner Erkrankung mit seinem Haushalt ein frommes Leben führt und nach seiner Vision als Asket in ein Kloster geht. Beda [V/12, 462-472] beginnt:

Um diese Zeit geschah in Britannien ein denkwürdiges Wunder, das den früher berichteten ähnlich war. Denn zur Erweckung der Lebenden vom Tod der Seele kehrte jemand, der einige Zeit körperlich tot war, ins körperliche Leben zurück und berichtete viele bemerkenswerte Dinge, die er gesehen hatte; ich meine, dass hier einige von ihnen kurz aufgezählt werden müssen.

Die darauf folgende Darstellung Bedas über den von Engeln geführten visionären Gang eines Nordhumbriers durch das Purgatorium dient Alkuin uneingeschränkt als Vorlage für den von mir oben referierten Bericht. Bedas fast identischen Report über den irischen Missionar Fursa und die *Vita Fursei* erwähnt Alkuin dagegen nicht. Das liegt auf der Hand.

### **Wann entsteht die *Vita Fursei* ?**

Beda nennt oder kennt weder den unbekanntem Autor der *Vita Fursei* noch die Herkunft dieser Biografie, sondern schreibt:

„Bis heute lebt ein älterer Bruder unseres Klosters, der zu erzählen pflegt, dass ihm ein sehr frommer und wahrheitsliebender Mann sagte, dass er diesen Fursa im Land der Ostangeln gesehen und die Visionen aus dessen Mund gehört habe“.

Daraus lässt sich erschließen, dass Fursa seine Fieberträume für reale Erlebnisse hält und selbst publik macht, wie das ebenfalls von dem Nordhumbrier Drythelm berichtet wird.

Der Zeitpunkt, zu dem die Lebensbeschreibung über den Missionar Fursa entsteht, lässt sich anhand der gegebenen Anhaltspunkte näher bestimmen. Als Fursa nach Ostanglien kommt, trägt König Sigeberht noch die Herrschaftszeichen. Wie lange er regiert, ist nicht überliefert. Vieles über die ostanglischen Könige jener Zeit liegt im Dunkeln. Die römischen Missionare hinterlassen auf ihrem nach Norden orientierten Zug in Ostanglien eine 'Baustelle', die viele Opfer fordert, weil das ostanglische Christentum noch wenig gefestigt ist. Während sich Edwin und seine Nordhumbrier 627 auf die Taufe durch Bischof Paulinus vorbereiten, geht in Ostanglien alles drunter und drüber. Ein König nach dem anderen dankt ab, wird abgesetzt oder getötet.

Der ostanglische König Readwald tritt um 616 als vierter Bretwalda die Oberherrschaft über die Königreiche südlich des Humber an. Readwald ist ein Wanderer zwischen zwei Welten. Er lernt in Kent das Christentum kennen, fällt aber wieder in das Heidentum zurück und opfert fortan in dem gleichen

Heiligtum sowohl Christus als auch den alten germanischen Göttern. Datum und Ursache seines Todes oder seiner Abdankung sind umstritten.

Sein Nachfolger Eorpswold wird von dem nordhumbrischen König Edwin für das Christentum gewonnen, aber um 627/28 von einem Heiden ermordet. Eorpswolds Bruder Sigeberht hat auf der Flucht vor Readwald im Exil in Gallien die Taufe empfangen und besteigt 630/31 den ostanglischen Thron.

Die Vakanz von drei Jahren zwischen den beiden Königen Eorpswold und Sigeberht ist auf die unterschiedliche Länge des Einschubs der Phantomzeit in England zurückzuführen, worauf ich schon wiederholt hingewiesen habe. Im 7. Jh. alter Inkarnationszeit werden in Wessex und anderen Gebieten Englands 297 leere Jahre eingeschoben; für das restliche England wird die Phantomzeit bei der normannischen Eroberung 766 mit einem Sprung zu 1066 auf drei Jahrhunderte aufgerundet. Bereits William von Malmesbury ist diese Diskrepanz von drei Jahren in der Geschichtsschreibung aufgefallen. Er kann sie aber nicht erklären und schreibt in seiner *Gesta Regum Anglorum*:

„Mit dieser Unstimmigkeit muss der Leser selbst zurecht kommen. Ich bin zufrieden, dass ich darauf aufmerksam machen kann und dabei belasse ich es“ [Laszlo 2009, 431].

Sigeberht will nach seiner Thronbesteigung in Ostanglien das, was er bei den Galliern gut geordnet sah, nachahmen. Er richtet eine Schule ein, um junge Leute in der Wissenschaft zu unterrichten, wobei ihm Bischof Felix, über den Beda eine Biografie schreibt, sowie einige Erzieher und Lehrer aus Kent helfen. Aus christlicher Überzeugung legt Sigeberht die Regierungsgeschäfte irgendwann nieder und geht in ein Kloster. Sein Nachfolger wird ein Verwandter namens Ecgric, der vorher schon einen Teil des Reiches innehat.

Als die Mercier mit einem starken Heer unter der Führung von Penda, wie oben erwähnt, einen Krieg gegen die Ostangeln beginnen, holen seine Landsleute Sigeberht gegen seinen Willen aus dem Kloster und bitten ihn, mit ihnen in die Schlacht zu ziehen, um das ostanglische Heer zu stärken, in der Hoffnung, dass die Krieger in Gegenwart des einst hervorragenden Führers weniger an Flucht denken werde. Obwohl Sigeberht widerspricht, führen ihn seine Landsleute in die Schlacht. Er aber will, sein Gelübde nicht vergessend, außer einem Stab (auf den er sich eventuell wegen seiner Gebrechen infolge eines hohen Alters stützen muss) nichts in der Hand haben, solange er von einem ansehnlichen Heer beschützt ist. Das ostanglische Heer wird indes bekanntlich von den Merciern vernichtet oder in die Flucht geschlagen und Sigeberht zusammen mit König Ecgric getötet. Dies geschieht zu einem Zeitpunkt vor dem 654 erfolgten Tod des heidnischen Königs Penda von Mercien.

Somit verbleibt für die Erstellung der *Vita Fursei* die Zeit zwischen Fursas Tod in Frankreich und der Fertigstellung von Bedas *Historia Ecclesiasti-*

ca, 731; das sind grob gerechnet die zweite Hälfte des 7. und das erste Viertel oder Drittel des 8. Jh. alter Inkarnationszeit.

Der zur Zeit Sigeberhts aus Kent nach Ostanglien geschickte Bischof Felix stirbt nach 17 Amtsjahren. Erzbischof Honorius von Canterbury weiht als Nachfolger 647 oder 650 dessen Diakon Thomas aus dem Land der Gyrwe. Auch hier tritt die oben erwähnte Differenz von drei Jahren auf.

Nachdem Thomas nach fünf Jahren aus dem Bischofsamt gerissen wird, setzt Honorius 652 oder 654 Berhtgisl mit dem Beinamen Bonifatius aus dem Land der Kenter an seiner Stelle ein. Der hier dokumentierte Unterschied von nur zwei Jahren beruht darauf, dass bei dem Amtsantritt von Bischof Berhtgisl die drei Jahre noch nicht ganz vergangen sind.

### **Die Entwicklung der Lehre vom Purgatorium**

Bei Jesus Christus und in den Evangelien ist von einem Purgatorium oder Fegefeuer zwischen Himmel und Erde noch keine Rede. Erst in der Bibelexegese greifen die Kirchenväter Augustinus, Hieronymus und Tertullian auf die von Origenes und den Gnostikern propagierte platonische Idee der Strafe als Erziehung und Reinigung zurück und konstatieren einen Ort der Läuterung für die Seelen der Verstorbenen mit der Möglichkeit der Sündenvergebung nach dem Tod, in dem nur die ganz Verworfenen für die ewige Verdammnis in der Hölle aussortiert werden und die anderen eine Chance erhalten, in den Himmel einzugehen. Diese von den Kirchenvätern fest gegründete Auslegung über das Purgatorium ist in der irischen Kirche bekannt und wird von den römischen Missionaren bei der Christianisierung der Angelsachsen mit nach England gebracht.

Die literaturbegeisterten Angelsachsen sind mit Dämonen, Magie, Zaubersprüchen und anderen übernatürlichen Phänomenen bestens vertraut. Das beweisen unter anderem die Moorungeheuer Grendel und seine Mutter aus dem *Beowulf*-Epos, wie auch die gespenstigen Teufel, mit denen sich der heilige Guthlac als Einsiedler in den Sümpfen von Crowland herumschlagen muss. Aus diesen heidnischen Vorstellungen entstehen die Visionen über die unerträglichen Leiden im Fegefeuer mit den bösen Geistern, brennenden Höllenfeuern und anderen Torturen.

Diesen aus der germanischen Tradition entwickelten übernatürlichen Vorgängen wird mit der Führung durch das Purgatorium einer vom Körper losgelösten Seele eines später wieder zum Leben erweckten Menschen ein grundlegend neues Element hinzugefügt – so erstmals in der *Vita Fursei*.

Dieser vollkommen neue Aspekt der *Vita Fursei* wird von Beda geschickt referiert, durch die nordhumbrische Version angereichert und von den Chronisten oder Lehrern ihren Lesern und Schülern auf individuelle Weise vermit-

telt, wie aus Alkuins und Bedas Berichten über den Gang durch das Purgatorium ersichtlich ist, die sich in der Grundtendenz und in vielen Einzelheiten gleichen, aber durch die Hinzufügung von individuellen, markanten Einblendungen oder geringfügigen Änderungen jeweils eine eigene Note erhalten.

In der *Vita Fursei* genießt ein gottesfürchtiger Kirchenmann das Vorrecht, das Purgatorium zu schauen und davon Kunde zu geben; in Bedas Version, die Alkuin fast wortwörtlich übernimmt, ist es ein Angehöriger des einfachen Volkes (bei Beda Drythelm, bei Alkuin namenlos). Beide werden von Engeln oder guten Geistern durch den Ort der Läuterung geführt.

Die Einbindung der mündlichen Tradition in Bedas Bericht zeigt, dass das Thema bei den Angelsachsen bekannt und verbreitet ist. Aus Alkuins Bericht kann geschlossen werden, dass diese Jenseiterfahrung in der lateinischen Literatur der Angelsachsen kursiert und modifiziert weitergeführt wird und um 1300 in dem Meisterwerk *Divina Commedia* des Italieners Dante Alighieri ihren literarischen Höhepunkt erreicht.

Seit Luther, Zwingli und Calvin wird die von den Kirchenlehrern etablierte Lehre vom Fegefeuer als Ort der Reinigung und Läuterung der Seelen der Verstorbenen von den reformierten Kirchen, die sich an das Wort Gottes und die heilige Schrift halten, abgelehnt.

### **Die Aktivitäten der angelsächsischen Missionare**

Ab Vers 1008 berichtet Alkuin über den Strom der angelsächsischen Missionare, der sich nach der Christianisierung weit über die Grenzen des Landes ergießt, um die Samen des Lebens zu anderen Völkern zu tragen. Alkuin teilt auch hierzu keine Daten oder Jahreszahlen mit.

Einer von ihnen ist der heilige Bischof Egbert (Ecgberct), der schon früh aus Liebe zur himmlischen Heimat sein Vaterland verlässt und nach Irland geht, um dort allen Menschen ein Beispiel zu geben, wie sie leben sollen, das heißt, er will die irische Kirche in die römische Kirche integrieren.

Von Beda wissen wir, dass Egbert 716 alter Inkarnationszeit versucht, als Missionar auf den europäischen Kontinent zu gelangen, doch seine geplante Schiffsreise wird durch widrige Umstände immer wieder verhindert. Er erhält den göttlichen Auftrag, die irischen Mönche von Iona in jeder Hinsicht in der Regel des apostolischen Glaubens zu unterweisen, das heißt, sie über die Tonsur und das richtige Datum des Osterfestes zu belehren. Durch die Lehre Egberts übernehmen Ionas Mönche ungefähr 80 Jahre, nachdem sie Bischof Aidan von dort zur Mission des englischen Volkes ausgeschiedt hatten, die katholischen Lebensbräuche unter ihrem Abt Dunchad. Ansonsten hätten sie nach dem Ergebnis der Synode von Whitby 664 alles aufgeben und nach Irland zurückkehren müssen, wie die anderen irischen Kloostergemeinschaften

in England, zum Beispiel Abt Colman von Lindisfarne mit seinen irischen Glaubensbrüdern und den angelsächsischen Mönchen, die ihm folgen wollen [Laszlo 2008a, 175; 2008b, 427].

Egbert bleibt dreizehn Jahre auf der Insel Iona. Im 729. Jahr nach der Fleischwerdung des Herrn, in dem Ostern am 24. April gefeiert wird (heute rückgerechnete Ostertafeln referieren Bedas Ostertafeln und bestätigen sie zwangsläufig), geht er am gleichen Tag, nach der Messfeier zur Erinnerung an die Auferstehung des Herrn, selbst zum Herrn ein und freut sich, dass er solange im Fleisch erhalten wurde, bis er seine Zuhörer das Osterfest an dem Tag übernehmen und mit ihm zusammen begehen sehen kann.

Alkuin lobt Egbert als einen Mann von hervorragender Frömmigkeit, großzügig zu den Armen, bescheiden und genügsam für sich selbst; das gilt gleichermaßen für seinen Mitstreiter Wihtberht, der berühmt ist für seine Wunder und seine Fähigkeit, vieles aus der Zukunft vorzusehen. Wihtberht, der nur bei Beda und Alkuin genannt wird, gelingt es, im Gegensatz zu Egbert, auf den Kontinent zu gelangen, kehrt aber nach zwei Jahren erfolgloser Missionsarbeit bei den Friesen nach England zurück, um in Irland in reinster Einsamkeit ein Leben in Kontemplation zu führen, so Alkuin.

Andere Missionare segeln mit ihren Schiffen über die östliche See (die Nordsee von England aus betrachtet) auf der Suche nach heidnischen Ländern, wo sie durch das Wort den Samen der Erlösung in das Herz der Barbaren streuen, wie der exzellente Bischof Willibrord, der 696 in Rom zum Erzbischof der Friesen geweiht wird und sie jahrelang missioniert, dort viele Kirchen baut und Priester einsetzt. Über Willibrord, der 739 mit 81 Jahren friedlich stirbt, verfasst Alkuin je eine Vita in Prosa und in Poesie.

Wie gefährlich das Leben auf dem europäischen Kontinent für die englischen Missionare sein kann, zeigt Alkuin am Beispiel zweier Nachfolger Willibrords. Beide tragen den Namen Heward. Ihre Mission im Leben und auch ihr Tod sind identisch. Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist die Farbe ihres Haares: einer ist blond, der andere schwarz. Die beiden Hewalds kommen in das Land der heidnischen Sachsen und versuchen, einige von ihnen für Christus zu gewinnen. Als die Heiden die Moral und die neuen Gewohnheiten des christlichen Glaubens sehen, fürchten sie, dass der Kult ihrer alten Götter schnell und vollständig ausgelöscht werden könnte. Sie überwältigen die Mönche und ermorden sie grausam. Der blonde Heward wird sofort erschlagen, der kräftigere, dunkle Heward erst nach langer Folter getötet.

Die Mörder werfen die toten Körper in den Rhein und diese werden gegen die starke Strömung flussaufwärts auf wundersame Weise 11 Meilen (Beda schreibt 40) zu ihren Gefährten getragen. Wo immer sich die Körper zur Nachtzeit im Wasser berühren, leuchtet ein brillanter Strahl schimmernden Glanzes auf, heller als die Sterne und die Mörder dieser heiligen Männer

sehen die ganze Nacht dieses Leuchten. Die Begleiter der Missionare finden die Getöteten und bestatten die Märtyrer mit der ihnen gebührenden Ehre.

Alkuin berichtet weiter, dass immer mehr Diener des Wortes aus England auf das Festland gehen, wie der exzellente Swithberht und der Priester Wira, die sich zu ihrer Zeit eines außerordentlichen Ruhmes erfreuen. Nach Beda richtet Pippin II. von Heristal auf die Fürsprache seiner Frau Plectrudis für Swithberht auf der Rheininsel Kaiserswerth einen Bischofssitz ein.

Alkuin resümiert, dass er sich nicht mit allen Missionaren in seinem Gedicht befassen kann. Auch die nordhumbrischen Könige will er nicht mehr anführen, die zu verschiedenen Zeiten nach Aldfrith (685–704), regieren, sondern will zu den Bischöfen von York zurückkehren.

Der für uns bedeutendste angelsächsische Missionar wird weder von Beda noch von Alkuin erwähnt. Vielleicht sind Beda die Erfolge des Winfried Bonifatius noch nicht bekannt, aber Alkuin verschweigt den Apostel der Deutschen, weil er die Befürchtung hegt, die spätere Aufarbeitung der Biografie des Erzbischofs von Mainz könnte das sorgsam gehütete Geheimnis der Phantomzeit gefährden oder sogar aufdecken.

### **Bischof Johannes von York**

Die Verse 1080 bis 1215 des Gedichts widmet Alkuin dem für Frömmigkeit, Glaube, Verdienste und Klugheit berühmten Johannes, der von 683 bis 705 Bischof von Hexham ist und nach Bosa's Tod nach York wechselt. Die Wunderheilungen und Wundertaten, entnimmt Alkuin Bedas *Historia Ecclesiastica* [V/2, 434-440], der wiederum seine Kenntnisse von dem aufrichtigen Abt Berhrthun des dem heiligen Petrus geweihten Klosters Inderaуда, was soviel wie „Im Wald der Deirer“ bedeutet, hat.

Erneut tritt der Zeitunterschied von drei Jahren auf, den Beda zu kaschieren versucht: Weil Johannes wegen seines fortgeschrittenen Alters das Bischofsamt kaum mehr ausüben kann, weiht er bereits 718 seinen Priester Wilfrid als seinen Nachfolger im Bischofsamt von York und zieht sich in das von ihm vorsorglich ein Jahr vorher, 717, gegründete Kloster „Im Wald der Deirer“ (auch Beverly) zurück, wo er im 721. Jahr der Fleischwerdung des Herrn nach 33 Jahren als Bischof in würdiger Weise das Leben in Gott vollendet. Beda rechnet den Ruhestand von drei Jahren im Kloster Beverly den Bischofsjahren des Johannes hinzu, um mit der Chronologie Schritt zu halten.

### **Bischof Wilfrid II. von York**

Von Beda wissen wir, dass Wilfrid II. – neben Bosa von York und Johannes von York – zu den fünf angelsächsischen Bischöfen gehört, die ihre Ausbildung im Kloster Streatneshealch unter der Äbtissin Hild erhalten. Wilfrid hat

zuerst das Episkopat in Mittelanglien inne [IV/23, 390], wird im Jahr 718 von Johannes zum Bischof von York geweiht [V/6, 446] und ist noch im Amt, als 731 die *Historia Ecclesiastica* abgeschlossen wird [V/23, 534]. Beda berichtet weiter, dass Bischof Acca von Hexham (709–731) in der Hoffnung auf eine bessere Lebensgestaltung Wilfrid II. aufsucht, danach die ganze Zeit bis zu Wilfrids Tod in dessen Gehorsam verbringt und mit ihm zusammen eine Romreise macht [V/21, 506], sagt aber nicht, wann das geschieht und wie lange die zwei abgesetzten Bischöfe in Rom bleiben. Er erklärt nur:

„Als Acca mit Wilfrid auch nach Rom geht, lernt er dort über die Einrichtungen der heiligen Kirche viele nützliche Dinge kennen, die er in der Heimat nicht gekannt hat“.

Vielleicht spricht aus diesem Zitat der heimliche Wunsch Bedas, selbst auch gerne einmal in seinen früheren Jahren in Rom gewesen zu sein, aber welche nützlichen Dinge Acca in Rom kennen lernt, sagt er nicht, weil Beda den wahren Grund für Accas und Wilfrids gemeinsame Reise nach Rom verschweigen muss.

Ergänzend zu Beda ist Alkuin die maßgebliche und umfassendste Quelle über Wilfrid II., jedoch, wie üblich, ohne Daten zu nennen. Er erzählt, dass der ausgezeichnete Wilfrid seine Schätze nicht hortet, sondern sie zur Ehre Gottes in reichem Maß an die Kirche verschenkt, nicht nur in seiner Stadt York, sondern auch in anderen Orten, obendrein seine Herde vervielfacht, indem er Gottes Befehlen mit der Kraft seiner Worte und leuchtendem Beispiel folgt und deshalb bei allen willkommen ist und geliebt wird.

Nach der Vollendung seiner Werke für die Kirche auf Erden begibt sich dieser gute Hirte auf die Suche nach einem Platz, an den er sich zurückziehen kann, um sich ganz dem kontemplativen Leben hinzugeben und die vielfachen, leeren Sorgen der Welt zu verlassen. Obwohl sein Körper auf Erden bleibt, ist sein Geist schon ganz im Himmel und erwartet wachsam die Belohnungen des ewigen Lebens, die er zu einer bestimmten Zeit am Ende seines gegenwärtigen Lebens gewinnt, als er in den Armen von Engeln zum Himmel getragen wird.

Accas Vertreibung von Hexham 731 und der Wechsel von Wilfrid zu Egbert im Episkopat von York 732 wird in der noch von Beda selbst bearbeiteten zweiten Rezension der *Historia Ecclesiastica*, die Annalen bis 734 enthält, dokumentiert, aber weder Beda noch Alkuin nennen einen triftigen Grund für diese offenbar miteinander in Verbindung stehenden Ereignisse und informieren auch nicht darüber, wohin Wilfrid sich zurückzieht und wo er die 13 letzten Jahre bis zu seinem Tod, der in der *Continuatio Bedae* des Simeon von Durham für 745 dokumentiert wird, verbringt.

Da Beda und Alkuin nichts über die Motive sagen, die den zweiten Wilfrid und Acca auf die gemeinsame Reise nach Rom treiben, muss es vorerst

Theorie bleiben, dass es sich dabei um eine Reaktion auf die beiden Absetzungen handelt und dass diese mit den 297 leeren Jahren zusammen hängen, die in Wessex, Durham und anderen Gebieten Englands schon in die Geschichte eingeschoben sind und gegen deren Anerkennung sich die Erzdiözese Canterbury extrem sträubt.

Dieses Problem beschäftigt den englischen Klerus spätestens seit der Überführung des heiligen Cuthbert von Lindisfarne 698 alter Inkarnationszeit nach Durham, wo die neue Zeit schon eingeführt ist und der Sarg demzufolge im gleichen, aber anders datierten Jahr ankommt [Laszlo 2010], sowie dem Vorliegen der *Vita Dunstani* 1004 in Frankreich, in der der Sprung vom 7./8. in das 10./11. Jh. bereits vollzogen ist und mitgeteilt wird, dass Dunstan der erste Abt der englischen Nation ist, was William von Malmesbury aber mit rüden Beschimpfungen des Biografen und kategorischer Vehemenz leugnet [Laszlo 2008b, 441 f.] und es ist auch der Anlass zu den Bestrebungen der Kirche von York im 7./10. Jh., sich vom Erzbistum Canterbury unabhängig zu machen, über die Simeon von Durham berichtet [Laszlo 2010, 149 f.].

Das Thema muss auch Gegenstand des Treffens der angelsächsischen politischen Institution Witenagemot (Rat der Weisen) am 15. 10. 705 in Brentfort bei London sein, das die *Theologische Realenzyklopädie* [Bd. VII, 69, Bonifatius] mit der nichts sagenden Floskel als „der von Bischof Aldhelm vorangetriebene propagandistische Einsatz für romorientierte Kirchengewohnheiten“ umschreibt [Laszlo 2009, 191].

Vieles spricht dafür, dass die Reise der beiden abgesetzten Bischöfe Acca und Wilfrid II. nach Rom dazu dient, sich beim Papst gegen ihre als ungerrecht empfundene Entlassung aus dem Bischofsamt zu beschweren, wie dies auch bei dem oben bezeugten nordhumbrischen Bischof Wilfrid I. der Fall ist, der im Laufe seines jahrzehntelangen Dienstes in der Christianisierung der römischen Kirche mehrfach aus dem Bischofsamt vertrieben oder entlassen wird, dadurch Bischof in York, Hexham, Ripon und Leicester ist und sich auch als Missionar in Friesland und Sussex betätigt. Wilfrid wird zwei Mal in Rom vorstellig, das letzte Mal 705 zusammen mit seinem Priester Acca. Er wird jedes Mal rehabilitiert und wieder eingesetzt [Beda, V/19, 496-500].

### **Erzbischof Egbert von York**

Alkuin knüpft in seinem Gedicht an Bedas Mitteilung über die Ernennung Egberts zum Bischof von York 732 an und stellt den Wechsel im Episkopat von Wilfrid auf Egbert diplomatisch als eine freiwillige Abdankung hin. Wilfrid II. gebe die Bürde der pastoralen Pflichten und die Leitung des ehrwürdigen Bischofssitzes weiter an Egbert, der wegen seiner königlichen Vorfahren, deren Namen Alkuin allerdings nicht verrät, in den Augen der Menschen



angesehen und für Gott durch seine Verdienste noch hervorragender ist. Auch Egbert verteilt, wie sein Vorgänger, seine irdischen Güter unter die Armen und werde durch die Anhäufung der Schätze im Himmel um so reicher.

Alkuin charakterisiert Egbert als gerecht, leutselig und beliebt, aber auch unbarmherzig gegenüber den Bösen, lobt ihn in übertriebener Weise als einen ausgezeichneten Lehrer und berühmten Prälaten der Kirche, der seine Tage und Nächte zwischen seinen heiligen Pflichten aufteilt, während der Tageszeit die heilige Messe zelebriert, mit unaufhörlichem Fleiß in langen Nachtwachen betet, die Kirchen mit Silber, Gold, Edelsteinen und seidenen Tapeten schmückt, aufrichtige Menschen für die Dienste am Altar konsekriert, Gottes Festtage feiert und Hymnen aus gut geschulten Stimmen erklingen lässt.

Mit diesen für einen Priester unabdingbaren Pflichten und Aufgaben, ohne besondere Höhepunkte oder Reformen, geleitet Alkuin den Erzbischof von York 34 Jahre lang auf einem sicheren Weg bis zur normannischen Eroberung und berichtet seinen Tod ausgerechnet für 766. Wie Peter Godman [Fn. zu Vers 1396, S. 109] anmerkt, wird der Todestag Egberts auf den 19. November 766 terminiert, das sind, unter Berücksichtigung einer 300-jährigen Phantomzeit, vierundzwanzig Tage nach der Schlacht von Hastings vom 14. Oktober 1066, in der Wilhelm von der Normandie mit seinem Sieg über König Harold den Grundstein für die Eroberung Englands durch die Normannen legt.

Damit bleibt Egbert im 8. Jh. alter Inkarnationszeit und braucht nicht in die nachnormannische Zeit mit neuer Datierung übernommen zu werden, wie das bekanntlich auch bei Beda selbst und den von ihm erwähnten Personen und Ereignissen der Fall ist.

Das für Egbert und Beda geltende Prinzip gilt auch für Alkuin. Er wird im 8. Jh. alter Inkarnationszeit geboren und muss bis zu seinem Tod bleiben. Es ist ja die „wahre Geschichtsschreibung“, die Beda und Alkuin mit der Weiterdatierung in die Inkarnationszeit hinein praktizieren.

Die 'Geschichtsfälscher' sind die bisher unidentifizierten Initiatoren der Phantomzeit, denen es gelingt, 297 Jahre (in England teilweise 300) in die Geschichte einzuschieben und bis heute, dank der Macht der Gewohnheit, erfolgreich durchzusetzen. Betrachten wir es einmal so, bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht.

Die Zeit von Bedas Tod, 735, bis zur normannischen Eroberung, 766, überbrückt Alkuin allein mit Egberts Biografie. Um nicht zu zeigen, dass ab 766 mit dem Jahr 1066 weiter datiert wird, verzichtet Alkuin in dem ganzen Gedicht auf Datierungen und verschweigt alle anderen Ereignisse und Personen, die er als Erwachsener selbst miterlebt und die erst 25 Jahre nach Alkuins Tod und etwas mehr als 60 Jahre nach der normannischen Eroberung, 1129, Simeon von Durham in der *Continuatio Bedae* zusammenträgt.

## Egbert und sein Bruder König Eadberht

Völlig übergangslos und unerwartet teilt Alkuin mit, dass Erzbischof Egbert auch einen Bruder hat, der, ebenfalls im Purpur geboren, der nordhumbriische König Eadberht ist. Eadberht soll die Grenzen seines Reiches in vielen schrecklichen Verteidigungskriegen durch die Unterwerfung der feindlichen Streitkräfte erweitern, und die Menschen in Nordhumbrien sollen unter der harmonischen Herrschaft von König und Bischof glückliche Zeiten erleben. Dabei realisiert Alkuin offensichtlich nicht, dass „viele schreckliche Verteidigungskriege“ und „glückliche Zeiten in einer harmonischen Herrschaft“ sich zur gleichen Zeit ausschließen.

In literarischen Versen berichtet Alkuin weiter, dass der eine die Kirche, der andere die Staatsgeschäfte führt, der eine das Pallium, das der Papst geschickt hat, auf den Schultern und der andere die Krone seiner Vorväter auf dem Kopf trägt, der eine mächtig und energisch, der andre fromm und freundlich ist, beide friedlich zusammenleben, wie es Verwandte tun sollen; zwei Brüder, die sich mit Freuden gegenseitig helfen, der eine herrscht 34 Jahre über die Kirche, der andere trägt 21 Jahre die Krone seiner Vorväter. Beide sind glücklich in ihren Werken und werden schließlich in Frieden begraben.

Alkuin ist die erste Quelle für König Eadberht und der einzige, der ihn als einen Bruder von Egbert bezeichnet, allerdings ohne die Eltern oder Vorfahren zu nennen.

Nach der *Continuatio Bedae* übernimmt König Eadberht die Regierung in Nordhumbrien 737 von Ceolwulf, zieht bereits 740 mit einem Heer gegen die Pikten und wird getötet, so dass er nur drei Jahre im Amt ist. In etwas verwirrender Weise erwähnt die *Continuatio Bedae* einen weiteren nordhumbriischen König Eadberht, der 750 die Ebene von Kyle und andere Gebiete seinem Reich hinzufügt, 753 in seinem fünften Regierungsjahr ist und 758 die Herrschaft aus Liebe zu Gott und in ungestümem Verlangen nach der himmlischen Heimat seinem Sohn Oswulf überlässt, nachdem er die Tonsur des heiligen Petrus empfangen hat.

### Alkuins Würdigung von Bedas Tod

Mit der Anmerkung, dass in der Regierungszeit Egeberts ein Priester mit außergewöhnlichen Verdiensten namens Beda seine Augen im gegenwärtigen Leben schließt und das Königreich der Sterne aufsucht, leitet Alkuin über zu einem Epilog auf Beda, für den er nur 31 Verszeilen verwendet, in denen er nicht mehr, sondern eher weniger, in lyrischer Form verarbeitet, als Beda selbst in seiner kurzgefassten Autobiografie am Ende seiner *Historia Ecclesiastica* preisgibt. So vermeidet es Alkuin, versehentlich etwas zu erwähnen, das auf den Zeiteinsprung in England hinweisen könnte.

Alkuin beendet den Nachruf auf Beda mit der Aufzählung einiger Bücher des Meisters und der Mitteilung, dass die Qualität dieses Lehrers sich nach seinem Tod durch ein Heilungswunder zeigt, als ein Kranker, den man mit den Reliquien des gesegneten Vaters umgibt, komplett von seiner Krankheit geheilt wird, sagt aber nicht, wo und wann das geschieht und äußert sich auch nicht zu Bedas Aufbahrung in Jarrow und seiner Überführung nach Durham.

Mit der Beendigung der *Historia Ecclesiastica* kurz vor Bedas Tod entfällt die inhaltliche Orientierungshilfe für Alkuins literarische Ausarbeitung des Gedichts über die „Könige, Bischöfe und Heiligen von York“. Da keinerlei schriftliche Quellen vorliegen, ist der Autor für die Weiterführung seiner Dichtung auf seinen eigenen Erfindungsreichtum und seine Fabulierkunst angewiesen, was für den geübten Schreiber Alkuin aber kein Problem ist. Es ist erstaunlich, was Alkuin über den heiligen und wunderwirkenden Balthare, den ehrwürdigen Eremiten Echha und den überragenden Bischof Ælberctus in seinem Gedicht berichtet, die alle nur aus seiner Dichtung bekannt sind. (Fortsetzung folgt!)

### Literaturverzeichnis

- Allott, Stephen (1974): *Alcuin of York – his life and letters*, York
- Bullough, Donald (1965): *The age of Charlemagne*, London; übersetzt aus dem Englischen von Ursula Heilmann (1966): *Karl der Große und seine Zeit*, Wiesbaden
- Campbell, A. (1953): Some Linguistic Features of Early Anglo-Latin Verse and its Use of Classical Models, in *Transactions of the Philological Society*, 1-20
- Dante Alighieri (1963): *Die göttliche Komödie, Divina Commedia*, Übersetzung von Ida und Walther von Wartburg, Zürich
- Dümmler, E. (Hg, 1881): *Versus de Patribus Regibus et Sanctis Euboricensis Ecclesiae* MGH PLAC i, S. 169-206, Berlin
- Fletcher, Richard (1989): „Alcuin“ in *Who's Who in Anglo-Saxon England*, London, 106-108
- Forster, Frobenius (1777): *Poema de Pontificibus et Sanctis Ecclesiae Eboracensis, Beati Flacci Albini seu Alcuini abbatis, Caroli magni regis ac imperatoris, magistri Opera. Post primam editionem, a viro clarissimo D. A. Queretano curatam, de novo collecta, multis locis emendata, et opusculis primum repertis plurimum aucta, variisque modis illustrata cura ac studio FROBENII, S.R.I. principis et abbatis ad S. Emmeramum Ratisbonae*, ii. 1, pp. 242-58, Regensburg
- Gale, Thomas (Hg. 1691): *Historiae Britannicae, Saxonicae, Anglo Danicae Scriptores* XV, 703-732, Oxford
- Godman, Peter (Hg. 1982): *Alcuin, The Bishops, Kings, and Saints of York*, Oxford Medieval Texts, Oxford
- Illig, Heribert (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in *VFG* 6 (2) 20-39
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2010): Beda multiplicabilis. Ein Wissenschaftler des 11. Jh. als Sammelbegriff; in

*Zeitensprünge* 22 (1) 163-168

Laszlo, Renate (1996): *Arthur, Dux Bellorum Britanniae*, Marburg

- (2008a): In England gehen die Uhren anders (2); in *Zeitensprünge* 20 (1) 163-192
- (2008b): Dunstan erster Abt der englischen Nation. Über das Alter der Kirche in Glastonbury; in *Zeitensprünge* 20 (2) 424-446
- (2009a): Runeninschrift und Weinfassrätzel; in *Zeitensprünge* 21 (1) 168-193
- (2009b): Der englische Chronist Æthelweard. Neues über die Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 21 (2) 428-451
- (2010): Der ehrwürdige Beda und der heilige Cuthbert; in *Zeitensprünge* 22 (1) 137-162

Mabillon, Jean (1672): *Fragmentum Historiae de Pontificibus et Sanctis Ecclesiae Eboracensis, Scriptae à Poeta anonymo, Ælberti Episcopi discipulo, circiter annum DCCLXXXV*, AASSOSB (Acta Sanctorum Ordinis Sancti Benedicti) Saeculum III, Pars II, pp. 558-69, Paris

San-Marte (1844): *Nennius und Gildas ad fidem Codicum Manuscriptorum recensuit Josephus Stevenson*, London: II. Gildas, De excidio Britanniae mit Vorrede von Stevenson, Praefatio, Historia, Epistola (Auszüge), Vita S. Gildae, Prologia, Apologia, Capituli libri sequentis, Berlin

Wattenbach, Wilhelm (1873): *De Pontificibus et Sanctis Ecclesiae Eboracensis Carmen*, Monumenta Alcuiniana, ed. P. Jaffé, W. Wattenbach und E. Dümmler, Bibliotheca Rerum Germanicarum, VI, 80-131, Berlin

Renate Laszlo M.A., 56460 Höhn, Postfach 1

# Zur polnischen Frühgeschichte (Polonica I)

## Allseitige Überlegungen unter besonderer Berücksichtigung Krakaus

Klaus Weissgerber

„Ich habe mich bemüht, soweit ich es konnte, die frühe Geschichte Polens zu ermitteln.“ Wincenty Kadłubek [*Chronica Polonorum*. Einleitung]

### Erinnerungen an Krakau (Kraków)

Nachdem ich die Silvesternacht 1958/59 in Warschau verbracht hatte, fuhr ich einige Tage später als Individualtourist nachts mit der Bahn nach Krakau. Diesen Entschluss habe ich nie bereut; ich betrachte diese Stadt, neben Prag und Budapest, als die schönste nichtrussische Stadt Osteuropas. Im Gegensatz zu Warschau hatte Krakau das Glück, im 2. Weltkrieg unzerstört zu bleiben, so dass die historischen Gebäude dieser alten polnischen Königsstadt nach wie vor bewundert werden können. So besuchte ich auch die anfangs noch leere Marienkirche, die sich, von mir zunächst unbemerkt, so mit Menschen füllte, dass ich die Kirche nicht mehr verlassen konnte: mühsam 'erkämpfte' ich mir wenigstens Platz an einer Säule. Ein Bischof zelebrierte die Frühmesse; ich hatte genügend Zeit, mir sein Gesicht und seine Gestik einzuprägen. Heute weiß ich, dass ich Karol Woytyła vor mir hatte, der kurz zuvor Weihbischof von Krakau wurde und heute als der größte Pole aller Zeiten gilt. Ohne Zweifel ist Polen das katholischste Land Osteuropas, was historische Gründe hat. In der Zeit der Teilungen stand die katholische Kirche an der Spitze des nationalen Widerstandes gegen das orthodoxe Russland und das protestantische Preußen, ebenso in der Zeit der hitlerfaschistischen Okkupation.

Krakau unterscheidet sich von Warschau durch seine Kaffeehauskultur; immerhin gehörte die Stadt, wie Prag und Budapest, zum Habsburgerreich. Da ich mit Menschen sprechen wollte, besuchte ich auch mehrere der kleinen, gemütlichen Kneipen, in denen allerdings nicht nur Kaffee, sondern auch, wie überall in Polen, viel Wodka getrunken wurde, der nur in Flaschen serviert wurde; notfalls wurde der jeweilige Verzehr mit einem cm-Maß ermittelt! (Bei meinem letzten Besuch 2007 in Krakau stellte ich fest, dass jetzt vorwiegend Bier getrunken wird.)

Es war allerdings nicht einfach, mit Polen ins Gespräch zu kommen. Westeuropäische Touristen gab es damals noch nicht. Ich hatte Verständnis dafür, dass nach dem Nazi-Terror zunächst niemand mit mir Deutsch spre-

chen wollte: keiner meiner damaligen Gesprächspartner konnte Englisch. Ich war aber sehr verwundert, dass auch Russisch, immerhin eine verwandte slawische Sprache, grundsätzlich ignoriert wurde, bis ich begriff, dass die meisten Polen die Volksrepublik als russisches Okkupationsregime betrachteten; damals hörte ich auch erstmals den Ortsnamen Katyn. Meine polnischen und tschechischen Vokabeln reichten nicht für ein vernünftiges Gespräch.

Glücklicherweise hatte ich vor meiner Reise den Text der polnischen Nationalhymne auswendig gelernt: „Jeszcze Polska nie zginęła, kiedy my żyjemy“. (Noch ist Polen nicht verloren, solange wir leben). Jedesmal, wenn ich diesen Text zitierte (erstmal während meiner nächtlichen Bahnfahrt) brach das Eis: Danach war stets mühelos ein Gespräch in Deutsch oder Russisch möglich; alle beherrschten natürlich diese Sprachen, wollten sie aber zunächst nicht gebrauchen. Der Text der immer aktuellen polnischen Nationalhymne wurde 1797 von Józef Wybicki, einem Teilnehmer der in Italien unter Napoleon kämpfenden polnischen Dąbrowski-Legionen, nach der Melodie einer volkstümlichen Mazurka niedergeschrieben. Das Lied setzte sich auch wegen dieser einprägsamen Melodie durch, von der auch die Nationalhymne Tito-Jugoslawiens („Hej, Sloveni“) offensichtlich inspiriert war.

Krakau wird von dem Hügel des Wawel mit seiner, dem Hradschin in Prag vergleichbaren Burganlage (mit Königsschloss, gotischer Kathedrale und älteren Bauten) überragt. In den verzweigten Krypten unter der ursprünglich vorromanischen Kathedrale wurden nicht nur die meisten polnischen Könige, sondern auch mehrere Nationalhelden beigesetzt, darunter der 1935 verstorbene Gründer der II. Republik. Marschall Józef Piłsudski, dessen (mit der weiß-roten Fahne Polens bedeckter) Sarg zu meinem großen Erstaunen 1959 allgemein zugänglich war. Weder die Nazi-Okkupanten noch die Repräsentanten der Volksrepublik hatten es gewagt, diesen Sarg zu entfernen. Immerhin wurde 1920 die in Polen eindringende Rote Armee von den polnischen Legionen unter Führung Piłsudskis vernichtend geschlagen. Offensichtlich wollten auch die Kommunisten den sprichwörtlichen polnischen Nationalstolz nicht unnötig herausfordern. Auch diese hatten Vorbehalte gegenüber der Sowjetunion: Unvergessen war, dass auf Weisung Stalins die Komintern 1938 die KP Polens aufgelöst hatte und deren in Moskau lebende Führer (und viele andere polnischen Emigranten) erschossen wurden.

Nach meiner Rückkehr aus Krakau begann ich nicht nur Studien zur polnischen Geschichte, sondern versuchte auch, die Sprache zu erlernen, mit der ich mich bei späteren Besuchen in Krakau immerhin verständigen konnte. Natürlich interessierte ich mich ab 1958 vorwiegend für zeitgenössische deutsche und polnische Geschichtswerke, die in Polen veröffentlicht wurden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, dass nach dem XX. Parteitag der KPdSU polnische Mediävisten sehr schnell vorherige dogmatische Auffas-

sungen über die mittelalterliche Geschichte ihres Landes überwand und sachlich über viele Probleme stritten. Auch in Westeuropa wurde der wissenschaftliche Charakter dieser Publikationen anerkannt [vgl. Zernack 1964].

### **Meine territorialgeschichtlichen Forschungen**

Auf der Grundlage jahrzehntelanger Detailstudien verfasste ich nach 1980 ein mehrbändiges Nachschlagewerk *Regenten, Politiker und Revolutionäre*, das der *Deutsche Verlag der Wissenschaften* (Berlin/DDR) veröffentlichen wollte. Mein Text unterschied sich wegen seiner einfachen Gliederung (nach heutigen Staaten und Epochen), vieler kommentierender Bemerkungen zum jeweiligen Geschichtsverlauf und Hinweisen zu Überlieferungsproblemen grundlegend von vergleichbaren Nachschlagewerken (z. B. Truhart), die eher Telefonbüchern glichen. Unter „Politikern“ verstand ich nicht nur Minister, sondern auch Parteiführer, deren vollständige Listen man sonst nirgends fand. Ganz neu war auch die Aufnahme von „Revolutionären“; worunter ich Rebellen aus allen Zeiten verstand: Führer von Sklaven- und Bauernaufständen, Ketzer und Katharer, Aufklärer und (auch polnische) Freiheitskämpfer, anti-kolonialistische Stammesführer und Vorkämpfer gegen den Rassismus. Besonders ausführlich würdigte ich die Helden des antifaschistischen deutschen Widerstandes, wobei ich auf alle Richtungen sachlich einging, auch auf den einsam handelnden Georg Elser. Selbstverständlich war für mich die Erfassung aller Führer von sozialistischen, sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien. Letztere musste ich gegen starken Widerstand durchsetzen, weil sehr viele von diesen in der offiziellen Parteigeschichte als Abtrünnige und somit als „Unpersonen“ galten, von denen viele, wie alle polnische und viele deutsche Parteiführer, Stalins Terror zum Opfer gefallen waren. Nur wegen der beginnenden Glasnost-Zeit konnte ich damals mein Anliegen durchsetzen. Die Suche kostete mich sehr viele Bibliotheks- und Archivstunden; ich fühlte mich wie ein Detektiv oder Kriminalist.

Leider überlebte mein Verlag das Jahr 1990 nicht; alle späteren Publikationsversuche scheiterten. Trotzdem arbeitete ich, gewissermaßen als Hobby (andere sammeln Briefmarken oder Münzen, ich sammle Informationen), in den letzten beiden Jahrzehnten nicht nur an der Aktualisierung, sondern auch an der allseitigen weiteren Vertiefung meines Lebenswerkes. Natürlich nahm ich die verständlicherweise bisher fehlenden Dissidenten und Bürgerrechtler der „realsozialistischen“ Staaten in den Text auf, aber auch Wirtschafts- und Kirchenführer. Mein besonderes Augenmerk galt nunmehr der Territorialgeschichte, Mir ist es inzwischen gelungen, fast vollständig die lokalen Fürsten, Stadtoberhäupter und Verwaltungschefs (in Polen: Wojewoden) aller einigermaßen bedeutenden Staaten in aller Welt zu erfassen.

Besonders schwierig war es, die frühe Geschichte Podlasiens (des Gebietes um Białystok) in eine chronologische Ordnung zu bringen. Diese heute polnische Wojewodschaft wurde von Altrussen und Litauern umkämpft; die Angaben russischer litauisch-polnischer und deutscher Nachschlagewerke widersprachen sich derart, dass ich intensive Quellenstudien durchführen musste. Es kann kein Zweifel mehr bestehen, dass spätmittelalterliche polnische Historiker bewusst die Regierungszeiten litauischer Fürsten falsch datiert und damit Geschichtsfälschungen begangen haben. Wegen der komplizierten Problematik möchte mich hier auf einige Beispiele beschränken.

So soll nach den Angaben polnischer Historiker der litauische Fürst und Feldherr *Erdowil* bis 1084 die Stadt Grodno (die frühe Hauptstadt Podlasiens) beherrscht haben und 1089 gestorben sein. Truhart hatte schon in der ersten Auflage seines „Standardwerkes“ (so die Werbung des Münchener Saur-Verlages) unkritisch diese Angaben wiederholt, obwohl sie längst wissenschaftlich widerlegt waren. In der zweiten Auflage wurden einige grobe Fehler zur osteuropäischen Geschichte stillschweigend getilgt, nicht aber die angeführten Daten zu „Erdyvil“ [Truhart 2006, 260]. Unbestritten gab es nur einen litauischen Fürsten Erdowil, der 1219 in einem Vertrag mit dem altrussischen Fürstentum Galizien als einer der vielen damaligen litauischen Kleinfürsten genannt wurde (die Echtheit dieses vielfach überlieferten Dokumentes wurde nie bezweifelt.) Ein „Erdowid“ (sic!) wurde erstmals 1241 in altrussischen Quellen erwähnt; er soll in diesem Jahr nach der Zerstörung Grodnos durch Mongolen/Tataren kurzzeitig diese Stadt beherrscht haben. Schon die zeitliche Differenz von etwa 150 Jahren hätte Truhart auffallen müssen, wenn er auch die einschlägige russische Literatur studiert hätte.

Die Ungereimtheiten gehen aber weiter: Aus zeitgenössischen deutschen, russischen und polnischen Schriftquellen ergibt sich übereinstimmend, dass *Mindaugas* als erster Großfürst von 1238 bis 1263 ganz Litauen beherrscht habe. Nach der spätmittelalterlichen polnisch-litauischen Geschichtsschreibung sollen aber *vor* Mindaugas über einige Generationen Abkömmlinge des Mindaugas Litauen beherrscht haben: sein Sohn Mingaila, sein Enkel Skarmantas und sein Urenkel Traidonis. Heutige litauische Historiker betonen ohne jede Quellengrundlage die Richtigkeit dieser Herrscherabfolge, wobei allerdings zuverlässige altrussische Quellenangaben ignoriert oder bewusst falsch interpretiert werden. Aus diesen ergibt sich jedoch eindeutig, dass die ersten angeblichen Abkömmlinge Erdowils nach diesem gelebt haben müssen.

Mingaila ist von 1190 bis 1192 als Fürst von Polozk, Skirmantas ab 1192 als Fürst von Nowogrodek bezeugt. Beide waren Kleinfürsten; in den altrussischen Quellen wurden sie nicht als Abkömmlinge Erdowils bezeichnet. Auch dieser war nur ein Kleinfürst, der in der Zeit zwischen 1219 und 1241 inschriftlich bezeugt ist. Inzwischen geben litauische Historiker auch zu, dass



Traidonis kein Vorgänger des Mindaugas war; aus zeitgenössischen Dokumenten ergibt sich immerhin, dass er als dessen Neffe nach ihm gelebt hatte!

Bei meinen Studien erinnerte ich mich an die Beiträge, die Heinsohn 2001 bis 2003 in dieser Zeitschrift veröffentlicht hatte und die mich schon damals sehr beeindruckt hatten. Ihre nochmalige Lektüre waren der eigentliche Anlass, hier einige ergänzende Bemerkungen zur Diskussion zu stellen.

### **Zur Phantomzeit in Polen**

In seinem Beitrag von 2001 bewies Heinsohn durch Analysen der frühen Schriftquellen, der Münzfunde und vor allem des archäologischen Befundes, dass auch in Danzig (Gdansk) und im Weichseldelta zwischen etwa 614 und 911 eine Phantomzeit bestand: „Selbst die Latrinen fehlen“ [ebd. 444]. Nur ein Problem konnte er noch nicht lösen: Es wurden „kufische Münzen“ gefunden, die in die Zeit zwischen 724 und 800 datiert wurden. Er schrieb damals:

„Die kufischen Münzen können über die mysteriöse Lücke [...] kaum hinwegrösten, da sie ohne jeden Siedlungs-, Gräber- oder auch nur Latrinenkontext bleiben. Es gibt keinerlei Spuren von denen, die diese Münzen zwischen 724 und 800 gebracht oder von denen, die sie angenommen haben könnten“ [ebd. 445].

In meinen Islam-Beiträgen habe ich nachgewiesen, dass in frühislamischer Zeit zunächst nach der Elefanten-Ära und erst viel später nach der Hidzhra-Ära datiert wurde [vgl. z. B. Weissgerber 2009]. Ich nehme an, dass die frühen kufischen Münzen noch nach der Elefanten-Ära datiert wurden, während die Numismatiker annahmen, dass die angegebenen Jahreszahlen solche der Hidzhra-Ära (ab 622) waren. (Anscheinend trugen die Münzen Jahreszahlen etwa zwischen 100 und 180; die Hidzhra-Jahre sind Mondjahre.) Wie ich umfassend begründet habe, begann die Elefantenära mit dem Jahr 544; das Jahr 70 dieser Ära entsprach dem christlichen Jahre 614 (die „Elefanten-Jahre“ waren Sonnenjahre). Nach der Phantomzeit-Theorie entsprach das Jahr 614 dem Realjahr 911. Zählt man von diesem Jahr an weiter, wurden tatsächlich die Münzen mit der Jahreszahl 100 im christlichen Jahr 941 geprägt.

Heinsohn [2001, 445] gab an, dass nach den frühen kufischen Münzen auch solche auftauchten, die auf Jahre nach 960 datiert wurden:

„Diese nach 960 datierten kufischen Münzen haben nun nicht nur einen Siedlungskontext, sondern sie liegen auch mit ottonischen, englischen, böhmischen, ungarischen, flandrischen, norwegischen und dänischen Münzen zusammen.“

Anscheinend handelte es sich hierbei schon um „Hidzhra-Münzen“. (Wie ich in meinen Islam-Beiträgen aufzeigte, wurden in bestimmten Gebieten Vorderasiens und in Spanien noch lange nach der Elefanten-Ära datiert, obwohl die

Hidzra-Ära schon eingeführt war.) Wichtig sind auch Heinsohns Bemerkungen [445] zu oströmischen Münzen:

„Aufschlussreich sind auch die oströmischen Funde. Sie hören mit byzantinischen Münzen im frühen 7. Jh. auf und setzen nach einer Lücke von über drei Jahrhunderten [...] im frühen 11. Jh. wieder ein.“

Zum besseren Verständnis möchte ich hier kurz die Geschichte des Weichsel-Deltas skizzieren. Aus mehreren Schriftquellen ergibt sich, dass im Altertum dieses Gebiet von germanischen Stämmen (Goten und Gepiden) besiedelt war, die anscheinend aus Skandinavien kamen und in der Völkerwanderungszeit nach Süden zogen. Ihnen folgten slawische Stämme, die im späten 10. Jh. die Stadt Danzig begründeten, die als Hansestadt bald einen großen Aufschwung nahm. Formal gehörte sie bis 1410 zum Deutschordensland, dann bis zu den polnischen Teilungen zum Königreich Polen, erkämpfte sich aber eine weitgehende Autonomie, die sie bis 1815 bewahren konnte. Durch deutsche Zuwanderer wurde Danzig aber recht bald germanisiert und blieb bis 1945 eine vorwiegend deutsche Stadt.

Ausführlich ging Heinsohn in seinem Beitrag auf die archäologischen Ausgrabungen vor und nach 1945 ein, die wegen ihrer ideologischen Vorgaben jeweils staatlicherseits gefördert wurden. Vor 1945 bestand das Ziel der deutschen Ausgräber darin, germanische Siedlungen auch *nach* Ende der Völkerwanderungszeit nachzuweisen, während es den polnischen Ausgräbern nach 1945 darum ging, slawische Siedlungen *vor* dem 10. Jh. zu ermitteln, wobei sie den 'Vorteil' hatten, dass im 2. Weltkrieg Danzig weitgehend zerstört wurde. Alle diese Vorhaben scheiterten, woraus Heinsohn den überzeugenden Schluss zog, dass auch hier eine Phantomzeit bestanden haben muss.

### Heinsohns Beitrag von 2003

In seinem letzten einschlägigen Beitrag analysierte Heinsohn spätmittelalterliche Texte zur polnischen Frühgeschichte, wobei ihm Mitarbeiter der Danziger Bibliothek der Polnischen Akademie der Wissenschaften behilflich waren. Wie er feststellte, konstruierten polnische Geschichtsschreiber nach und nach eine Abfolge der frühpolnischen Herrscher, die bis zum Ende des 18. Jh. als verbindlich galt [2003, 139 f.]:

„Die Regierungszeit, Schreibweise und selbst Anzahl der Herrscher hat eine Weile geschwankt, aber zwischen dem Beginn des 17. [Gluchowski 1605, 1-34] und dem Ende des 18. Jhs. [Kuropatnicki 1789, IV.1] geht es im wesentlichen um folgende Sequenz [...]:

- Lechus I. (Lech) ab 550
- Wyszymirus (Wyzimir, Wizimierz) aus dem Stamm des Lechus sowie weitere namentlich unbekannte

Lechiaden und am Ende 12 Wojewoden (Pfalzgrafen) bis 700	
- Cracus (Krakus)	700–728
- Lechus II.	728–730
- Wanda (Venda)	730–740
- 12 Wojewoden (Pfalzgrafen)	740–750
- Lescius I. (auch Przemyslaw)	750–784
- Lescus II.	784–800
- Lescus III.	800–815
- Popelus I. (Popiel Senior)	815–830
- Popelus II. (Popiel Junior)	830–842
- Piastus (Piast)	842–861
- Zemowit (Siemovitus)	862–892
- Lescus IV.	892–913/auch 921

#### *Ende der Phantomkönige*

- Vater (Ziemomisius/Siemomysl?) von Mieszko I.	???–963
- Mieszko (Mesco) <i>Erster unstrittiger Herzog</i>	963–999“

Heinsohn beschränkte sich somit auf die Feststellung, dass alle nach diesen spätmittelalterlichen Datierungen vor 913 regierenden Herrscher „Phantomkönige“ waren; entsprechend forderte er schon in der Überschrift seines Beitrages die Streichung der polnischen „Karolinger“ aus der Geschichte. Leider hatte er damals nicht erwogen, dass alle von ihm angegebenen Datierungen von spätmittelalterlichen Historikern stammen und genauso spätere Erfindungen sein können. (Auf diese Problematik komme ich noch zu sprechen.)

Zur Begründung seiner Auffassung ging er in seinem Beitrag ausführlich auf das Lebenswerk des polnischen Historikers *Adam Naruszewicz* (1733–1796) ein, der in den Jahren 1780 bis 1786 die Bände II bis VII seiner *Geschichte des polnischen Volkes (Historia narodu polskiego)*, die mit Mieszko I. begann, veröffentlicht hatte:

„Der Band I von Naruszewicz's Werk wird erst 28 Jahre nach seinem Tode herausgegeben. Er trägt den Titel *Dzieje przedhistoryczne* [Geschichte der Frühzeit; 1824] und enthält, was damals seit dem Altertum über das Territorium Polens bis zu seiner nun so viel später angesetzten historischen Zeit unter Mieszko bekannt ist“ [Heinsohn 2003, 142].

Naruszewicz zeigte auf, dass kein einziger der vorhergehenden „dreizehn Glorreichen“ in zeitgenössischen Schriftquellen erwähnt wurde und bezweifelte deshalb ihre Historizität:

„Alle Versuche zur Rettung der Lechiaden und Lesciden bleiben erfolglos. Naruszewicz's *Acta* liefern nämlich auch die Basis für die Werke von Joachim [Ignacy ] Lelewel (1786–1861), der als bedeutendster polnischer Historiker überhaupt gilt. [...] In einer zweibändigen Enzyklopädie

über *Polnische Altertümer* [Moraczewski 1842/52], die Lelewel gewidmet ist, werden die Lechiaden und Lesciden beinahe schon fanatisch nicht einmal mehr als Königsliste erwähnt, die als Fiktion entlarvt werden müsste. Sie werden eisern übergangen. Wer über sie hätte schreiben wollen, wäre nur noch als primitiv und unbelehrbar angesehen wurden. Diese Haltung hat vor der Geschichte Recht behalten Auch nachher sind Quellen für ein frühmittelalterliches Polens niemals gefunden worden“ [ebd. 144 f.]. \*

Trotzdem verzichtete Truhart in seinem „Standardwerk“ nicht darauf, Namen und Daten von frühpolnischen Herrschern anzugeben, die er immerhin noch als „legendär“ bezeichnete. Danach sollen in Großpolen (Wielkopolska) nacheinander die einzeln angeführten und datierten Fürsten zunächst der „Dynasty Lyach/ Lechus“ (ca. 600 bis ca. 842) und dann die der „Dynasty Piast“ (ab ca. 842) regiert haben. Er erkannte jedoch, dass die in Krakau regierenden Fürsten der Wislanen nicht Großpolen beherrscht hatten. Er datierte die wislanischen Fürsten wie folgt:

- ca. 700–728 Krak (Cracus)
- ca. 728–730 Lech
- ca. 730 Wanda [alle Daten 2003, 802].

Die russische Internet-Datenbank *Na glawnuju spisok stran*, die sich hier auf polnische Historiker stützte, ging noch weiter: Die angeführten frühen polnischen Fürsten wurden hier nicht einmal als legendär bezeichnet, sondern stillschweigend als historisch betrachtet. Allerdings fehlten hier vollständig die Lechiaden und Lesciden; angegeben wurden nur die großpolnischen Piasten mit den üblichen Regierungsjahren:

- 842–861 Piast
- 861–892 Ziemowit
- 892–921 Leszek
- 921–960 Ziemomysl
- 960–999 Mieszko

Die Wislanen-Fürsten Krak und Wanda regierten auch nach diesen Angaben nur in Krakau, wurden aber nicht datiert.

Soweit es um die „Lechen“ geht, möchte ich auf eine Passage in der *Lawrentij-Chronik*, einer Variante der altrussischen *Nestorchronik* hinweisen, die Trautmann [1931, 3] wie folgt übersetzt hat: „Da kamen die Slawen und wurden an der Weichsel ansässig und nannten sich Lechen und von diesen Lechen stammen die Polen ab.“

-----  
\* Anmerkung: Da in Polen nur der Begriff „wojewody“ gebraucht wird, würde ich „Wojewoden“ statt „Wojjewoden“ schreiben. Außerdem starb Mieszko I. schon 992; ihm folgte sein Sohn Bolesław I. Chrobry, der „Kühne“.

Es handelte sich somit um eine Vorbezeichnung des polnischen Volkes. Nach einer recht späten Legende waren die Brüder Lech und Čech die Urväter der Tschechen und Polen; Lech (auch Lescus oder Leszek genannt) soll die Stadt Gnesen gegründet haben. Seine angeblichen Nachkommen, die „Lechiden“ (Lesciden) waren offensichtlich im späten Mittelalter erfundene Personen, die schlicht Lech(us) I. – II. und dann Lescus (Leszek) I. – IV., ohne weiteren Beinamen, genannt wurden. Kein einziger polnischer Historiker glaubt heute noch daran, dass diese je regiert haben.

Aus polnischen („Dynastia Piastów“) und deutschen Internet-Beiträgen ist aber zu entnehmen, dass auch heute einige frühe polanische und wislanische Stammesführer als historisch gelten. Meine Studien der Schriften der frühen Historiker Gallus Anonymus und Kadłubek haben ergeben, dass in diesen noch nicht die unhaltbaren Datierungen der spätmittelalterlichen Geschichtsschreiber enthalten waren. Wenn man sie nicht von vornherein negiert, können diese, auch unter Berücksichtigung der Phantomzeit, durchaus zur Erhellung der wirklichen polnischen Frühgeschichte vor Mieszko beitragen.

### **Zu den polanischen Stammesfürsten**

Mieszko I. war ein Fürst des Stammesverbands der Polanen, die in „Großpolen“ (Wielkopolska) um Gnesen (Gniezno) und Posen (Poznan) siedelten. Seine Historizität gilt als quellenmäßig gut abgesichert; tatsächlich wurde er nur von zwei zeitgenössischen Geschichtsschreibern (Widukind und Ibrahim) und dem etwas später schreibenden Thietmar namentlich erwähnt. Widukind [III:69] und Thietmar [IV:55-58] schrieben lateinisch: Widukind nannte ihn „Misako“, Thietmar dagegen „Miesconis“; woraus geschlossen wurde, dass er slawisch „Meszko“ hieß. Ibrahim nannte ihn „Mschk“.

Ibrahim ibn Ja'qub war ein jüdischer Kaufmann aus Tolosa (Spanien), der in der Mitte des 10. Jh. Mitteleuropa und das slawische Mittelosteuropa bereiste. Zweimal traf er mit Kaiser Otto I. zusammen; anschließend besuchte er Prag, Krakau und Gnesen. Nach seiner Rückkehr fertigte er einen Bericht für Abderrahman III., den Kalifen von Cordoba, an, der zwar verschollen, aber durch Zitate späterer arabischer Historiker weitgehend rekonstruiert worden ist. Der am byzantinischen Hof lebende Geograph Abu Obeid al Bakri (11. Jh.) hat Ibrahims Beschreibung Ostmitteleuropas kopiert und so anscheinend vollständig vor dem Vergessen bewahrt. Nach der Schilderung Ibrahims war das Land der Polanen ein relativ entwickelter frühfeudaler Staat:

„Das Land des Mschk ist das ausgedehnteste der slawischen Länder und reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Er [Mschk] zieht die Abgaben in gemünztem Geld ein, das für den Monatssold seiner Krieger bestimmt ist. [...] Er hat 3000 gepanzerte Krieger, von denen hundert im

Kampf genauso viel wert sind wie tausend andere Krieger. Er gibt seinen Kriegern Kleider, Rosse, Waffen und alles, was sie brauchen. Wenn einem dieser Krieger ein Kind geboren wird, befiehlt der Fürst, ihm zusätzlich zum Sold ein Familiengeld auszuzahlen“ [Jacob 13; Siuchninski 12; Hensel 1986, 233].

In Großpolen wurden viele arabische Silberdinare gefunden; solche wurden seit dem Jahr 78 „arabischer Ära“, das dem christlichen Jahr 919 entspricht, von Abd al-Mahdi geprägt [Weissgerber 2009, 118]. Es wurde in Großpolen aber auch ein Silberdinar mit der Aufschrift „Mísico“, gefunden [Abb: Siuchninski 13], womit auch archäologisch die Angabe Ibrahims bestätigt wird, dass damals schon Münzen geprägt worden sind.

Archäologen gruben in Großpolen auch mehrere Wehrsiedlungen aus, die sie in die Zeit vor Mieszko datierten. Ich verweise z. B. auf die Abbildung der Siedlung in Stradów bei Giesyszator [10]. Alle jetzigen polnischen Historiker, deren Texte ich gelesen habe, vertreten die Ansicht, dass der Staat des Mieszko nicht aus dem Nichts entstanden sein kann und Vorgänger gehabt haben muss.

Die Vorgänger Mieszkos hatten nicht das Glück, in den Schriften ausländischer Geschichtsschreiber erwähnt zu werden; das bedeutet aber nach meiner Überzeugung nicht, dass es sie nicht gegeben hat. Mieszko I. wurde inschriftlich erstmalig 963 erwähnt; er war der erste christliche Fürst der Polanen. Zwischen 911 (Ende der Phantomzeit) und 963 liegen immerhin 52 Jahre, in denen durchaus auch unter Berücksichtigung der Phantomzeit-Theorie polanische Fürsten regiert haben können (übrigens auch vor 614). Naruszewicz bewies lediglich, dass kein polnischer Fürst vor Mieszko durch zeitgenössische Schriftquellen erwähnt wurde. Allerdings wurden er und seine unmittelbaren Nachfolger zwar durch Münzen mit Fürstennamen, nicht aber durch zeitgenössische polnische Schriftdokumente belegt! Hierfür gibt es eine einfache Erklärung:

Was wir z. B. über die Germanen wissen, stammt von ausländischen, zumeist von römischen Schriftstellern. Dies änderte sich erst mit der Christianisierung: Erst die Geistlichen brachten die Schrift nach Deutschland; so war es auch in Polen. Insofern können auch keine Schriftdokumente aus dem noch schriftlosen Polen gefunden werden! In schriftlosen Zeiten spielen aber die oral weiter gegebenen Informationen eine große Rolle, wie das Beispiel Schwarzafrika deutlich zeigt. Ohne Berücksichtigung dieser mündlichen Überlieferungen wäre es nicht möglich, eine Geschichte des subsaharischen Afrika zu schreiben; umstritten sind auch hier nur die Datierungen!

Aus diesem Grund betrachte ich auch die Chronik von *Gallus Anonymus* (*Chronica et gesta ducum sive principum Poloniae*), des ersten polnischen Geschichtsschreibers, nicht von vornherein als unglaubwürdig, nur weil er

auch Ereignisse schilderte, die fast zwei Jahrhunderte vor ihm geschahen. Allerdings muss man wissen, was in dieser Chronik wirklich über die frühen polanischen Fürsten steht. Ich folge hier dem von Josef Bujnoch 1978 in der Schriftenreihe *Slavische Geschichtsschreiber* veröffentlichten Text. Es handelt sich um die einzige in deutscher Sprache vorliegende Übersetzung; sie enthält auch interessante Kommentare zur Textüberlieferung und zur Diskussion über einige unklare Passagen. Unbestritten ist, dass der Autor Mönch war und aus dem französischen Raum nach Polen gekommen ist. Sein Name ist unbekannt; spätere Historiker nannten ihn Gallus Anonymus, also den „namentlich unbekanntem Gallier“.

Anscheinend entstammte er einer adligen Familie; er war jedenfalls sehr belesen und bevorzugte eine gefällige Reimprosa. Kein Zweifel kann daran bestehen, dass er als Kaplan am Hofe des Königs Bolesław III. (1102–1138) wirkte, dem er sein Werk widmete. Hensel [1974, 234 f.], ein Spezialist der frühpolnischen Geschichte, betonte, dass er

„nicht nur das niederschrieb, was er mit eigenen Augen sah, sondern auch, was ihm am Hofe oder bei der Geistlichkeit zu Ohren kam. Es ist dies eine knappe, aber außerordentlich eindrucksvolle Überlieferung der geschichtlichen Vorstellungen seiner Zeit über die einzelnen Etappen der Entstehung des polnischen Staates.“

Gallus Anonymus schilderte hauptsächlich die Geschichte Polens ab Bolesław Chrobry, des Sohnes von Meszko I., auf dessen Vorgänger er im ersten Band seiner Chronik nur sehr kurz einging [Bujnoch, 49–53].

Als ersten polanischen Fürst erwähnte er den gestürzten Popiel, den er nicht datierte. Nirgends findet sich bei ihm ein Hinweis, dass er „Lescid“ war; auch von zwei Popiels ist nirgends die Rede. Nebenbei erwähnte Gallus Anonymus, dass sowohl Popiel wie Piast von einem „Chosisco“ abstammten, auf den er jedoch nicht näher einging. Vielleicht war dieser mit Chorewan (Choriv) identisch, den der frühe armenische Geschichtsschreiber als Fürst der Paluni (Polanen) und Bruder des Kuar (Kij), des Gründers von Kiew, bezeichnete und der nach den Forschungen Rybakows vor 600 gelebt hat [s. Weissgerber 2002, 111]. Zum Nachfolger Popiels wurde Ziemowit, der Sohn eines Piast, gewählt. (Aus dem Text ergibt sich eindeutig, dass Piast selbst niemals Stammesfürst war.) Dem Ziemowit folgten (von Vater zu Sohn) Leszek, Ziemowysl und schließlich Mieszko I. [Bujnoch 1978, 53]. Nirgends werden Regien-längungen angegeben; es fehlen auch andere Datierungen.

Auch derzeitige polnische Historiker gehen von der Historizität der von Gallus Anonymus genannten frühen polanischen Fürsten aus, vermeiden aber Datierungen [vgl. z.B. Topolski, 272]. Ich möchte trotzdem solche versuchen: Billigt man jeder Generation etwa 20 Jahre zu, ergeben sich nach meiner Rechnung (diese ist m. W. noch nie erfolgt) etwa folgende ungefähre Jahreszahlen:

?	Popiel
Ab 606  903	Ziemowit
923–943	Leszek
943–960	Ziemowysl
960–992	Mieszko.

Die frühe Regierungszeit des Ziemowit und die des Popiel würde nach dieser Annahme, entsprechend der Phantomzeit-Theorie, in die Zeit unmittelbar vor 614 fallen. Übrigens wurden die Abkömmlinge Piasts auch von der spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung nicht einer „Piasten-Dynastie“ zugeordnet; dieser Begriff wurde wohl erst von Naruszewicz geprägt [wiki → Mieszko].

### Nacheinander und/oder Nebeneinander

Jahrhundertlang gingen fast alle Historiker davon aus, dass die von Manetho genannten ägyptischen Dynastien, die anscheinend erst später nummeriert wurden, zeitlich aufeinander folgten, was die Möglichkeit gab, eine jahrtausendelange Geschichte des pharaonischen Ägypten zu konstruieren. Nur wenige Ausnahmegelehrte wie George Rawlinson und einige Außenseiter beharrten auf einem Nebeneinander sog. Dynastien.

Das Problem „Nacheinander oder Nebeneinander“ besteht auch für die polnische Frühgeschichte. Immerhin gab es im heutigen Polen mehrere Stammesverbände. Von diesen wurden die Pommern und Schlesier germanisiert; ihre Herzogtümer wurden Mitgliedsstaaten des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Andererseits wurden die Stammesverbände der Polanen (Fürstensitz Gnesen), Wislanen (Fürstensitz Krakau) und Masowier (Fürstensitz Plock) Teile des von Boleslaw Chrobry begründeten Staates (999 Eroberung von Krakau). Da Polen aber bald wieder in Kleinfürstentümer zerfiel, bestanden diese Stammesverbände noch längere Zeit nebeneinander. Sie wuchsen erst in einem jahrhundertlangen Prozess zum polnischen Volk zusammen.

Gallus Anonymus erwähnte in seiner Chronik keine Fürsten mit den Namen Krk, Wanda und Wyzimir. Ich werde noch auf andere frühe Schriftquellen eingehen, aus denen sich eindeutig ergibt, dass diese wislanische Fürsten waren, die nur Krakau, nicht aber Großpolen beherrschten.

### Magister Vincentius

Der zweite polnische Geschichtsschreiber veröffentlichte um 1200 in Krakau unter diesem Autorennamen seine *Chronica Polonorum*; schon Zeitgenossen wussten gemäß anderen Schriftquellen, dass sich hinter ihm der spätere Bischof von Krakau, *Wincenty Kadhubek* verbarg. Laut dem Historiker Jan



Długosz (1415–1480) entstammte er dem südpolnischen Adelsgeschlecht Rózyce und wurde um 1150 in Kargow (bei Sandomierz) geboren. Er war nach seinen eigenen Angaben „Magister der freien Wissenschaften“. Wo er diesen Grad erworben hatte (Frankreich oder Italien?), ist nicht bekannt.

Er gilt als „Frühhumanist“, was schon darin zum Ausdruck kommt, dass er es liebte, die frühen polnischen Herrscher nach moralischen Prinzipien zu beurteilen. Interessant ist, dass er die Vernunft der Frauen sehr hoch einschätzte:

„Frauen mit solchen Eigenschaften sind sogar fähig, die Regierung eines Staates zu führen. Wenn sie aber Ehefrauen sind, dann sind sie gute Ratgeberinnen, für ihre Ehemänner, natürlich auch in Angelegenheiten der Führung eines Staates“ [nach Markowski, 277, mit Belegen aus der Chronik in lateinischer Sprache].

Analysen der Chronik ergaben, dass der Magister Texte einiger griechisch-römischen Autoren kannte; seine besondere Vorliebe galt aber dem römisch-byzantinischen und dem kanonischen Recht.

Wegen dieser Kenntnisse berief der Krakauer Teilfürst Kazimierz (1174–1194) den Magister in seine Hofkanzlei. Alle mir bekannten Historiker gehen davon aus, dass der Teilfürst ihn beauftragte, eine „Chronik der Polen“ zu schreiben. Wegen seiner Funktion standen ihm alle Informationen, die der Hofkanzlei vorlagen, zu Auswertung zur Verfügung. Schon deshalb kann ich ihn, nur weil er kein zeitgenössischer Autor war, nicht von vornherein, ohne konkretere Prüfung ignorieren.

Die Krakauer Bischöfe wurden zunächst vom Papst eingesetzt, bis 1206 der Bischof Henryk Kietlicz abgesetzt wurde, der daraufhin nach Rom floh. Seitdem wurden die Krakauer Bischöfe vom Cathedral-Kapitel ohne Zustimmung des Papstes gewählt. Es spricht für die Popularität des Wincenty Kadłubek, dass er, nach einigen Auseinandersetzungen, 1208 zum neuen Bischof gewählt worden ist. Er hätte dieses Amt auf Lebenszeit ausüben können, trat aber 1218 freiwillig zurück. Er leitete dann eine Zisterzienser-Abtei in Jdrzejów, starb aber schon 1223.

Die *Chronica Polonorum* unterscheidet sich in ihrem Aufbau grundlegend von allen Geschichtswerken dieser Zeit. Sie besteht aus vier Büchern: Nur Band 4 trägt erzählenden Charakter; in diesem schildert der Autor chronologisch die Geschichte Polens etwa von 1167 bis 1202 (letzte erwähnte Jahreszahl). Für die Geschichte vor 1167 hat er eine relativierende Form gefunden: Buch 1 bis 3 bestehen nur aus (fiktiven) Streitgesprächen zwischen dem Erzbischof Johannes I. von Gnesen (1149–1167) und Bischof Mattheus von Krakau (1143–1166). Beide Prälaten kritisieren sich gegenseitig, was es dem Autor ermöglicht, auch eigene Zweifel angemessen zu äußern, ohne sich festlegen zu müssen. Allerdings kritisiert der Krakauer Bischof in dem erhaltenen

gebliebenen Text nicht die polanische Herrscherabfolge, wie sie Gallus Anonymus vorgelegen hat; in dem Gnesener Text wurde dieser frühe Chronist sogar mehrfach wörtlich zitiert. Allerdings geht der Gnesener Erzbischof noch darüber hinaus; Er identifizierte Krk mit Gracchus und behauptet, dass frühe Piasten sogar gegen Julius Cäsar kämpften [vgl. Heinsohn 2003, 138]. Anscheinend wurden damals solche Auffassungen in Gnesen vertreten, was erklärt, dass der „Magister“ solche „Argumente“ dem Erzbischof in den Mund legte, was natürlich nicht bedeutet, dass Kadłubek sie auch vertrat. Leider blieb die Antwort des Krakauer Bischofs nicht erhalten.

Erhalten blieb die Passage über Krk („Cracus“) und seine Tochter Wanda. (Venda). Diese unterscheidet sich wesentlich von den Angaben spätmittelalterlicher Historiker: Nach Kadłubek gab es zwischen Krk und Wanda keinen „Lech“, Wanda verübte nach ihrem Regierungsantritt keineswegs Selbstmord, um nicht einen ungeliebten Mann zu heiraten, wie später, übrigens auch noch von Truhart [2006, 802] behauptet wurde, sondern regierte noch viele Jahre. Regierungslängen oder gar Datierungen finden sich übrigens in der Chronik für die Zeit bis Bolesław I. Chrobry, (der seit 992 Fürst der Polanen war und 999 Krakau eroberte) an keiner Stelle. Es fällt aber auf, dass im erhalten gebliebenen Text des Magisters für die Zeit zwischen Wanda und Bolesław Chrobry kein einziger Herrschernamen genannt wurde; nach meiner Überzeugung wurden diese von späteren „Historikern“ getilgt.

Damit spreche ich das Hauptproblem der Überlieferungsgeschichte der Chronik an. Der Text ist uns nur fragmentarisch durch Textpassagen erhalten, die spätere Historiker zitiert haben. Es fällt auf, dass gerade der Krakauer Text nur lückenhaft erhalten blieb, Aber warum? Ich möchte nicht spekulieren, kann mich aber des Eindrucks nicht erwehren, dass einige Textpassagen nicht kopiert wurden und deshalb untergingen, weil sie späteren Geschichtsfälschern nicht ins Konzept passten. Schon deshalb lehne ich es entschieden ab, Kadłubek als Pseudohistoriker zu betrachten.

In den Werken einiger früher nichtpolnischer Geschichtsschreiber sind Hinweise auf das obere Weichselgebiet enthalten. Obwohl diese Texte sehr umstritten sind, habe ich versucht, sie in den folgenden Abschnitten auszuwerten, wobei mir natürlich klar ist, dass damit nur teilweise die Probleme der Frühgeschichte Krakaus gelöst werden können. Aber irgendwie muss man sich der historischen Wirklichkeit nähern.

### **Zu Crocco (Krk)**

Nach allgemeiner Ansicht siedelten die Vorfahren der heutigen Tschechen in Südpolen und drangen im 6. Jh. über die Mährische Pforte in Böhmen ein, das vorher von germanischen Stämmen, z. B. von Markomannen und Bojern,

den Vorfahren der Bayern, besiedelt wurde. Noch heute sind tschechische und polnische Sprache eng miteinander verwandt, was besonders deutlich im Wortschatz zum Ausdruck kommt, z. B.:

bitte = (poln.) prosze = (tschech.) prosim

danke = (poln.) dzekoje = (tschech.) dekuji.

Vergleichbare Wörter gibt es in den südslawischen Sprachen und im Russischen nicht; nur Belarussen und Ukrainer haben nach langer polnischer Herrschaft das polnische Wort für „danke“, nicht aber für „bitte“ übernommen.

In meinem 'Ungarn-Buch' [2003: 199-201] bin ich relativ ausführlich auf den ersten tschechischen Geschichtsschreiber, *Cosmas von Prag* (1044–1125), Dekan der Prager Domkirche, eingegangen. Dieser schrieb seine *Chronica Bohemorum* somit früher als Gallus Anonymus und Magister Vincentius die ihren. In meinen damaligen Ausführungen [ebd. 199] betonte ich aber einen besonderen Aspekt dieses Werkes:

„Es handelt sich um eine bemerkenswerte Chronik, da sie durch einen kritischen Geist geprägt ist, der ansonsten in mittelalterlichen Schriftquellen selten zu finden ist. Vernichtend ist das Urteil des Cosmas über die Zeit, die er selbst erlebt hat. Er könnte zwar alles schreiben, dürfe es aber nicht.“

Schon damals konnte ich mich zu keinem eindeutigen Urteil zu der Frage durchringen, inwiefern die Angaben des Cosmas zur Frühgeschichte zuverlässig sind. Solche Zweifel äußerten auch derzeitige tschechische Historiker wie z. B. Ivan Hlaváček [1997, 114 f.]:

„Zur Zuverlässigkeit der von der CB [*Chronika Bohemorum*] geleisteten Überlieferung ist ein differenzierteres Urteil angebracht: auf der einen Seite sind bei C. [Cosmas] ansatzweise Elemente der Quellenkritik erkennbar, v. a. bei den ältere Geschehnisse betreffenden Abschnitten seines Werkes, den Leser selbst entscheidend lässt, ob es sich dabei um *ficta* oder *facta*, also erfundene oder geschichtliche oder gesicherte Tatbestände, handelt.“

Anscheinend findet dieser Historiker eine solche (m. E. dialektische) Methode, die auch Magister Vincentius mit seinen Streitgesprächen angewandt, hat, für unwissenschaftlich.

Als Ahnherrn der tschechischen Fürsten bezeichnete Cosmas [1:3] einen Crocco, dessen Name an Krk (Cracus), den als sagenhaft geltenden Begründer Krakaus erinnert. Ich legte schon dar, dass Böhmen im 6. Jh. von eindringenden slawischen Stämmen besiedelt wurde, deren Herrscher Krk somit im 6. Jh. gelebt haben muss. Ich neige der Auffassung zu, dass dieser eine historische Person war. Dafür sprechen auch die Ausgrabungen, die auf dem Wawel-Hügel in Krakau erfolgt sind. Diese bewiesen überzeugend eine sehr

frühe Besiedlung; in den frühesten Schichten wurden auch zwei Gräber gefunden, die Krk und seiner Tochter Wanda zugeschrieben wurden, was natürlich konkret nicht bewiesen werden kann, aber recht wahrscheinlich ist.

In meinem Kiew-Beitrag [2001/02] bin ich ausführlich auf die Forschungen des russischen Archäologen, Ethnographen und Historikers *Boris Rybakow* zur Frühgeschichte Kiews eingegangen. Dieser bewies zunächst archäologisch, dass Kiew im 6. Jh. begründet wurde, und durch eingehende Studien früher Schriftquellen, dass Kij als sagenhaft angesehene Begründer der Stadt tatsächlich im 6. Jh. gelebt hat. Ihn störte es nicht, dass er mit seinen Erkenntnissen die folgenden 300 Jahre zur Leerzeit machte, ohne dass er die Phantomzeit-Theorie damals kennen konnte. Natürlich nutzte ich die Ergebnisse seiner Forschungen als weiteren Beweis dafür, dass auch in Kiew eine Phantomzeit bestand. Mit seinen archäologischen Funden und Analysen früher Schriftquellen bewies Rybakow auch recht überzeugend, dass im 6. Jh. eine Handelsstraße von Kiew nach Krakau und von dort in verschiedene Richtungen verlief. Krakau musste somit schon im 6. Jh. eine blühende Handelsstadt gewesen sein, an deren Spitze ein Fürst stand. Da kein anderer Name je erwähnt wurde, gehe ich davon aus, dass damals Krk die Stadt beherrscht hat.

### Die „weißen Chorwaten“

Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos schrieb ab 945 bis wahrscheinlich 952 sein Buch *De administrando imperio*, das ab seiner recht späten Entdeckung als wichtigste Quelle dafür gilt, was die Byzantiner damals über die Völker wussten, die außerhalb ihres Reiches lebten. In vielen Kapiteln erwähnte er die Chorwaten, worunter oft die Vorgänger der heutigen Kroaten an der östlichen Adria verstanden wurden. Als im 19. Jh. auch quellenkritische Analysen erfolgten, stellte sich bald heraus, dass diese Annahme nicht stimmen kann.

Es ist das Verdienst des Islamisten *Joseph Marquart*, auf Grundlage eingehenden Analysen von Konstantins Geheimschrift 1903 in seinem Werk *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge* überzeugend bewiesen zu haben, dass es zur Zeit des Kaisers grundsätzlich verschiedene Chorwaten gab: Die an der Adriaküste siedelnden südlichen („schwarzen“) und die nördlichen („weißen“) Chorwaten. Der Kaiser bezeichnete diese im Kapitel 13 seines Werkes als „Belochorwatoi“ (die Farbe weiß wird in allen slawischen Sprachen als „bel/bjel“ bezeichnet).

Marquart [129 ff.] kam nach allseitigen Einzeluntersuchungen zu der Erkenntnis, dass die „weißen Chorwaten“ mit den Wislanen identisch waren, wobei er sich zunächst auf einige Passagen der *Nestor-Chronik* stützte. Er analysierte aber auch westeuropäische Schriftquellen, aus denen sich eindeu-

tig ergibt, dass die „weißen Chorwaten“ östlich von Böhmen siedelten und politisch einen eigenen Staat bildeten. Besonders ausführlich wandte er sich dem frühen persischen Geographen Ahmad ibn Rista (vor 930) zu, der eine nördlich der Karpaten gelegene Stadt „Chorwat“ erwähnte:

„Damit erhalten wir zwar nicht den Namen einer Stadt, wohl aber den eines wohlbekannten Volkes, der weissen Chorwaten, im Gebiete der oberen Weichsel und des Dnjestr, deren uralte Hauptstadt Krakau ehemals der Sitz eines altberühmten Reiches gewesen sein muss“ [Marquart, 471].

Leider konnte Marquart für die Zeit nach Wanda keinen Namen eines Krakauer Fürsten im 10. Jh. ermitteln.

In den frühen ungarischen Chroniken des Simon Kéza [Kap. 23, 26] und Markus Kält [Kap. 23] wurde ein Swatopluk (Zuataplug, Zuatapolug, Swentopolk, in den *Annalen Zwentibold*) als Sohn des *Morot* bezeichnet, der Fürst („princeps“) in Polen („Polonia“) gewesen sei. Die Bedeutung dieser Feststellung hatte ich 2003 noch nicht ganz erfasst: Heute gehe ich davon aus, dass es diesen polnischen Fürsten tatsächlich gab, was nicht anderes bedeutet, als dass zumindest der slowakische Teil des Mährischen Reichs unter polnischer (wislanischer) Oberhoheit stand, was auch Kält betont hatte. Nach dessen Darstellung starb dieser Morot „vor Gram“ nach der (ersten) Absetzung seines Sohnes Swatopulk. Er muss somit einige Zeit vor 614 geherrscht hat; er dürfte der/ein unmittelbarer Nachfolger der Fürstin Wanda gewesen sein.

### Zur Christianisierung Krakaus

Hensel [1974, 255] bringt einen Passus, der angeblich aus dem 9. Kapitel der „Anfang des 10. Jahrhunderts“ entstandenen ausführlichen *Biographie des Methodios* stammt. Obwohl ich diesen Passus weder in den mir vorliegenden Texten der *Methodios-Vitae* noch in der *Klemens-Vita* fand, möchte ich ihn hier zitieren, weil es um ein grundsätzliches Problem geht:

„Er (Methodios) hatte auch die Gabe der Prophezeiung, weshalb wir bei ihm viele Voraussagen finden, von der wir nur die eine oder andere anführen wollen. Ein heidnischer Fürst, ein sehr starker Mann, *der an der Weichsel saß*, bedrückte viele Christen und fügte ihnen viel Unrecht zu. Methodios sandte einen Boten zu ihm und ließ ihm zu sagen. »Mein Sohn, es wird für dich gut sein, dich aus freien Stücken und auf dem eigenen Boden taufen zu lassen und nicht in der Gefangenschaft auf fremder Erde zur Taufe gezwungen zu werden, du wirst noch meiner gedenken«. Und so geschah es auch“ [Hvhg. K.W.].

Da ich annehme, dass Hensel diesen Passus nicht erfunden hat, sondern einer mir unbekanntem Variante der *Methodios-Vitae* entnommen hat, halte ich es für möglich, dass ein namentlich hier nicht genannter wislanischer Fürst das

Christentum zu Lebzeiten des Methodios angenommen hat. Besonders fällt auf, dass im erhalten gebliebenen Text des Magisters Vincentius nirgends davon die Rede ist, das ein Krakauer Fürst zum Christentum übergang. Ich kann mir nicht vorstellen, dass dieser bekennende Christ so ein entscheidendes Ereignis in seiner Chronik ignoriert haben soll. Anscheinend haben die späteren 'Historiker' des Erzbistums Gnesen bewusst diese für sie unerträgliche Passage getilgt: Ihre Beibelassung hätte bedeutet, dass Krakau lange vor Gnesen christlich wurde!

### Zum Wislanenfürsten Wysz

Witold Hensel, ein Spezialist der frühpolnischen Geschichte (s. Literaturverzeichnis) versuchte 1986, wenigstens den Namen eines wislanischen Fürsten festzustellen. Er ging zwar von Daten aus, die gemäß der Phantomzeit-Theorie unhaltbar sind; kam aber trotzdem zu einer bemerkenswerten Feststellung:

„Das Wislanenreich wurde zwischen 875 und 879 von Großmähren vernichtet. Der Wislanenfürst Wysz konnte – wohl aufgrund bereits bestehender älterer Beziehungen – nach Byzanz fliehen. Der damalige Kaiser Basileios setzte ihn als Fürsten über das von Serben besiedelte Land Zachlumien an der Adriaküste ein“ [Hensel 1986, 236].

Hensel erwähnte auch seine Quelle: Kap. 33 der „Geheimschrift“ des Kaisers. Dieses Kapitel beschäftigt sich recht kurz mit dem am der Adria gelegenen serbischen Fürstentum der Zachlumi. Obwohl ich Konstantins Werk sehr gut kenne, wäre ich nie auf die Idee gekommen, gerade in diesem Kapitel nach einem wislanischen Fürsten zu suchen. Allerdings fand ich in diesem Text weder den Namen Basileios (wie in meinem Ungarn-Buch begründet, war der angebliche Großvater Konstantins VII. ein fiktiver Herrscher), noch den Namen Wysz, was nicht sehr für die Glaubwürdigkeit Hensels spricht. Stattdessen wurde im Text ein Wusobutes erwähnt, der von der Weichsel kam und Fürst der Zachlumi wurde. Ihm folgte sein Sohn Michail. Anscheinend kannte Hensel nicht Marquarts Standardwerk, der es für möglich hielt, dass

„eine slawische Gefolgschaft von der oberen Weichsel durch Pannonien nach dem Süden der Donau ziehen und unter den dortigen Slawen eine Herrschaft begründen [konnte]. Der Name Wusobutes ist nach **Kunik** sogar sehr genau = polnisch Wyszewicz.“ [Marquart 110; Hvhg. KW]

Leider ging Marquart nicht näher auf seinen Gewährsmann Kunik ein; er erwähnte weder seinen Vornamen noch dessen Werk, auf das er sich berief. Ich konnte bis jetzt auch nichts über ihn ermitteln. Trotzdem halte ich, ausgehend von dem Konstantin-Text, die Historizität eines wislanischen Fürsten für möglich, der Wyszewicz heißen haben kann. Die von Hensel angegebenen Jahreszahlen finden sich übrigens, wie nicht anders zu erwarten war, nicht im

Originaltext des Kaisers. Aus dem Textkontext ist zu schließen, dass Wyszewicz zu Beginn des 10. Jh. gelebt haben muss.

Dieser Name erinnert an den „Wisszymierus, Wyzimir, Wiziemicz“ in der Liste der spätmittelalterlichen Geschichtsfälscher, wie sie Heinsohn wiedergegeben hat. Allerdings soll dieser unmittelbarer Nachfolger des (offensichtlich erfundenen) Lech I. gewesen sein und lange vor Krk und Wanda regiert haben, was nicht stimmen kann. Trotzdem frage ich mich, wie dieser in die erwähnte ominöse Liste gekommen ist. Ich vermute, dass der Name dieses wislanischen (nicht lechidische) Fürsten im Text des Magister Vincentius enthalten war und einfach übernommen wurde, wobei gleichzeitig dessen einschlägige Passage getilgt wurde. Das wäre auch eine Erklärung dafür, warum diese Tilgung überhaupt erfolgt ist.

### Krakau im 10. Jahrhundert

Über die Geschichte Krakaus nach der Phantomzeit (911) ist wenig bekannt. In der *Nestor-Chronik* [1986, 52f.] befindet sich allerdings eine bemerkenswerte Passage: „Im Jahre 6450 [= 942] **Simeon** zog gegen die Chorwatn und wurde von den Chorwatn besiegt.“ Da der Autor der Chronik sich nur für die Geschichte Russlands und seiner Nebengebiete interessierte, nehme ich an, dass hier die Wislanen gemeint waren. [Die auch in der Dobrudscha siedelnden (Proto-)Bulgaren zogen östlich und nördlich der Karpaten gegen Krakau.] Ich habe schon dargelegt, dass alle frühen Daten dieser Chronik recht unzuverlässig sind; die Herausgeber der mir vorliegenden Radziwill-Variante bemerkten zu der zitierten Passage:

„Der Chronist hat sich hier um 15 Jahre, also um die Zeitspanne eines ganzen Indiktionszyklus geirrt, denn Simeon ist bereits 6435 (927) gestorben“ [1986, 396].

In meinem Bulgarien-Beitrag habe ich auch das Wirken des (proto-)bulgarischen Groß-Chans Symeon analysiert [2001a, 241]. Er ist durch zeitgenössische Inschriften und Schriftquellen so gut belegt, dass seine Historizität nicht bezweifelt werden kann. Ich datierte ihn auf die Jahre 606–614||911–927 [ebd. 241]. Dieser Feldzug kann somit durchaus in der Zeit zwischen 911 und 927 stattgefunden haben.

Unklar ist, wann der von Konstantin VII. im Kap. 33 [DAI] genannte *Wusobutes* (Wyszewicz) Krakau verlassen hat. Dies könnte durchaus im frühen 10. Jh. gewesen sein; vielleicht war es der Fürst, der die Proto-Bulgaren geschlagen und dann mit seiner Gefolgschaft an die Adria gezogen ist.

Der tschechische Herzog *Boleslav I.* (929–967) ist durch Münzen und deutsche, tschechische und polnische Schriftquellen so gut bezeugt, dass seine Historizität nicht angezweifelt werden kann. Er kam nach der Ermor-

dung seines Bruders, des Heiligen Wenzel (Václav) 929 an die Macht; er soll z.B. nach der *Cosmas-Chronik* [I:20] 936 die Deutschen geschlagen haben, dann aber von Kaiser Otto I. unterworfen worden sein. Jedenfalls kämpfte er auf deutscher Seite 955 gegen die Ungarn auf dem Lechfeld und nahm danach in einem besonderen Treffen den ungarischen Anführer Lebel gefangen. Marquart [131] schrieb ihm auch die Eroberung Krakaus zu, weil Ibrahim ibn Yaqub einen „König von Praga, Boema und Krakau“ erwähnte.

In der *Nestor-Chronik* [1986, 121] wurden besonders ausführlich Leben und Taten des Großfürsten Wladimirs, des „Heiligen“, geschildert, der zum Christentum übergetreten war. Etwas bescheiden klingt folgende Passage:

„Im Jahr 6501 (=993 n. Chr.) Wladimir zog gegen die Chorwaten. Als er vom chorwatischen Kriegszug zurückgekehrt war, siehe, da kamen die Petschenegen“ [1986, 125].

Dies kann nur bedeuten, dass der Großfürst eine Niederlage erlitten hat. Nach der *Cosmas-Chronik* [I: 33] befand sich Krakau vor 999 unter tschechischer Herrschaft, wurde somit wohl 993 vom böhmischen Herzog Boleslav II. (967–999) erobert, aber nur für kurze Zeit. Nach mehreren polnischen Schriftquellen wurde Krakau 999 vom polnischen Herzog Boleslaw Chrobry besetzt. Dieses Datum wird von der *Cosmas-Chronik* [I: 34] bestätigt: Der neue Herzog Boleslav III. ließ „aus Geiz“ die böhmische Besatzung in Stich. Er wurde schon 1003 abgesetzt, worauf Bürgerkriege ausbrachen, in die sich der Polenherzog einmischte, der schließlich Boleslav III. gefangen nahm und blenden ließ. Er starb 1037 in polnischer Haft.

### Schlussbemerkung

Meine umfangreichen Studien zur polnischen Frühgeschichte führten mich zu Überlegungen, die ich nicht verschweigen wollte. Wie Heinsohn ging es mir vor allem darum, die Phantomzeit-Theorie weiter zu begründen und natürlich auch wissenschaftlich unanfechtbar zu machen. Mit diesem Ziel habe ich auch versucht, Heinsohns bahnbrechende Erkenntnisse aus den Jahren 2001/03 zu ergänzen. Hierbei stieß ich auch auf Fragen, die Heinsohn damals noch nicht stellte und in der damaligen Situation wohl auch nicht stellen konnte. So wie ich Heinsohn kenne und achte, bin ich überzeugt, dass er meine Überlegungen, die wie immer Diskussionscharakter tragen, in diesem Sinn versteht. Besonders betonen möchte ich, dass bei der derzeitigen Quellenlage es leider nicht möglich ist, die polnische Frühgeschichte vollständig zu rekonstruieren. Weitere Überlegungen und Streitgespräche sind deshalb auch in Zukunft zu erwarten.



## Literatur (Auswahl)

- Angelov, Bonju (1969): *Kyryll und Method. Die Schöpfer des slawischen Schrifttums*. Sofia
- Avenarius, Alexander (1974): *Die Awaren in Europa*. Amsterdam · Bratislava
- Bielowski, August (Hg., 1960/61): *Monumenta Poloniae Historica. I-II*. Warszawa. [Reprint der Ausgabe von 1864; enthält alle frühpolnischen Geschichtswerke in lateinischer Originalsprache]
- Bogucka, Maria (1983): *Das alte Polen*. Leipzig · Jena · Berlin
- Brandenburger, Clemens (1907): *Polnische Geschichte*. Leipzig
- Bujnoch, Josef (Hg.; 1974): *Polens Anfänge*. Graz · Wien, s. Gallus Anonymus
- Cosmas von Prag (1885): *Des Dekans Cosmas Chronik von Böhmen* (Hg. Georg Brandauer). Leipzig
- Gallus Anonymus (1978): *Polens Anfänge – Chronik und Taten der Herzöge und Fürsten von Polen* (Hg. und Übersetzer Josef Bujnoch). Graz
- Georgiev, Emil (1968): Die Entstehung des slawischen Schrifttums; in *Bulgarische Beiträge zur europäischen Kultur*. Sofia. 15-48
- Gieysror, Alexander (1976): Polen bis 1440; in *Tausend Jahre Polen*; Warszawa, 7-66
- Heinsohn, Gunnar (2001): Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologie-lücke des Weichseldeltas; in *Zeitensprünge* 13 (3) 440-462
- (2003): Die Streichung der polnischen „Karolinger“: Adam Naruszewicz bereits 1780 erfolgte Eliminierung der lechiadischen und lescidischen Könige aus Polens Frühmittelalter; in *Zeitensprünge* 15 (1) 137-149
- Hensel, Witold (1965): *Die Slawen im frühen Mittelalter*. Berlin/DDR
- (1967): *Anfänge der Städte bei den Ost- und Westslawen*. Bautzen
- (1974): *Ur- und Frühgeschichte Polens*. Berlin/DDR
- (1986): Polen und der Staat der Piasten; in *Herrmann* 1986., 242-252
- Herrmann, Joachim (1971): *Zwischen Hradschin und Vineta. Frühe Kulturen der Westslawen*. Leipzig · Jena · Berlin
- (Hg., 1986): *Welt der Slawen. Geschichte - Gesellschaft - Kultur*. München
- Hlaváček, Ivan (1997): Cosmas von Prag; in *Reinhardt* 113-115
- Jacob, Georg (1927): *Arabische Berichte von Gesandten aus germanischen Fürstenthöfen aus dem 9. und 10. Jahrhundert*. Berlin [Enthalten ist auch der Reisebericht des Ibrahim ibn Ja`qub aus dem 10. Jh.]
- Kadlubek, Wincenty (1862): *Magistri Vincenti Episcopi Cracoviensis Chronica Polonorum sive originale Regum et Principium Poloniae Cracoviae* (1961 in *Bielowski. Monumenta II*)
- (1974): *Mistrza Wincentego Kronika Polska* (Hg. Brygida Kürbis). Warszawa [Polnische Übersetzung]
- Klemens-Vita (?1972): Die Klemensvita. Sogenannte Bulgarische Legende; in *Bujnoch* (1972), 135-166 [Kirchenslaw. Originaltitel: Shitio na Kliment Ochridski]
- Konstantin VII. Porphyrogenetos (1967): *De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik); Washington/USA
- Konstantinou, Evangelos (Hg., 1991): *Leben und Werk der byzantinischen Slavenapostel Methodios und Kyrillos*. Münsterschwarzach [Diskussionsbeiträge, beson-

ders zur Klemens-Vita]

- Kürbis (Kürbisówna), Brygida (1964): Das Problem der historischen Kultur im mittelalterlichen Polen; in *Zernack* 53-69
- (1987): Gallus Anonymus; in *Reinhardt* 209-212
  - (1987b): Vincentius Magister, gen. Kadlubek; in *Reinhardt* 688-692
- Kyryll-Vita (1972): Die Vita des Konstantin; in *Pannonische Legenden* (Hg. Norbert Randow). Berlin/DDR, 5-45; auch *Bujnoch* 1972, 54-66 [Kirchenslaw. Originaltitel: „Shiwot Konstantinow“]
- Markowski, Mieczyslaw (1977): Die Schilderung des Guten und Bösen in der Chronica des Vincentius Kadlubek; in Zimmermann, Albert (Hg.): *Die Mächte des Guten und Bösen*. Berlin/West, 271-295
- Marquart, Joseph (1903): *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge*. Leipzig
- Methodios-Vita (1972): Die Vita des Methodios; in *Pannonische Legenden* (Hg. Norbert Randow): Berlin/DDR, 47-61; s. a. *Bujnoch* 1972, 107-126
- Na glawnymu spisok stran* (2005-2010) [Russische Datenbank mit territorialen Regentenlisten; inzwischen aus dem Netz genommen]
- Nestor-Chronik (1931): *Die Altrussische Nestorchronik*. Povest vremennyh let. (Hg. Reinhold Trautmann). Leipzig [Deutsche Übersetzung der Lawrentij-Chronik]
- (1950): Powest wremennych let (Hg. W.P. Adrianowa-Pererz ). Moskau · Leninograd [Neurussische Übersetzung der Lawarentij-Chronik]
  - (1986): *Rauchspur der Tauben. Die Radziwill-Chronik* (Hg. Helmut Grasshoff, Dietrich Freydank, Gottfried Sturm) Leipzig · Weimar [Deutsche Übersetzung einer anscheinend sehr frühen Variante der Nestor-Chronik]
- Paskalevski, Spartak (2006): Die Vita des Heiligen Methodios (Hg. Romkana Zlatanova). München. [Trotz des Titels enthält dieses Büchlein nicht den Text einer Methodios-Vita, sondern beschränkt sich auf die unkritische Wiedergabe heutiger konventioneller Datierungen.]
- Reinhardt, Volker (Hg., 1987): *Hauptwerke der Geschichtsschreibung*. Stuttgart
- Rhode, Gotthold (1982): *Geschichte Polens*. Stuttgart
- Siuchninski, Mateusz (1979): *Polnische Geschichte in Bildern*. Warszawa
- Thietmar von Merseburg (1958): *Chronik* (Hg. Werner Trillich). Berlin/DDR
- Topolski, Jerzy (1982): *Zarys dziejów Polski*. Warszawa
- Truhart, Peter (2006): *Regenten der Nationen. Teil 4/Band 2. Ost-, Nord- und Mitteleuropa*. München
- Weissgerber, Klaus (2001a): Zur bulgarischen Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 13 (1) 73-102 und 13 (2) 213-242
- (2001b/02): Zur früh-russischen (Kiewer) Phantomzeit; in *Zeitensprünge* 13 (4) 662-690 und 14 (1) 104-125
  - (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*. Gräfelfing
  - (2009): Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären; in *ZS* 21 (1) 109-138
- Widukind v. Corvey (1852): *Sächsische Geschichte* (Hg. Reinhold Schuttin). Berlin
- Zernack, Klaus (1964): *Mittelalterliches Polen. Probleme der polnischen Mediävistik*. Köln · Graz

# Caesar, der Elefant und die 'arabische Ära'

von Zainab A. Müller

In der Forschungsliteratur ist unklar und strittig, ob vor dem Aufkommen des Islam in Zentralarabien nach einer 'Elefanten-Ära' (Am al-Fil) datiert wurde, welche sich auf einen Angriff des jemenitischen Königs Abraha = Abramios [Prokop v. Kaiserea] gegen die Kaaba in Mekka bezog, zu dem er einen Elefanten mitgenommen haben soll, nach welchem diese Ära benannt sei. Abraha wird in den Quellen mit verschiedenen Namen bezeichnet [zur Orientierung genannt in Müller 2009, 761]. Bezüglich des Elefanten scheinen unterschiedliche Überlieferungen zu existieren, wenn es für die in Reclams Koran in einer Fußnote genannte Zahl von 13 Elefanten eine Quelle geben sollte.

In den *Zeitensprünge* wurde das Problem der angeblich auf diesem Ereignis beruhenden „Elefanten-Ära“ von Klaus Weissgerber angesprochen, der keinen Zweifel an ihrer Existenz hat [W. 2000, 441; 2009a, 111; 2009b, 398 ff.]. Ablehnend äußerte sich Günter Lüling [2001, 247]. Ich selbst halte die bisher für diese Ära angeführten 'Belege' für sehr schwach und legendär und den Ereignishorizont für zu wenig geklärt; insofern sehe ich hier Forschungsbedarf und keine Notwendigkeit, sich jetzt schon auf eine Position festzulegen [Müller 2009, 761 ff.].

## 1. Bestandsaufnahme zu ‚arabischen Ären‘

- Es gibt eine südarabische Ära, die durch Inschriften (z.B. von Abraha) bezeugt ist [vgl. Müller 2009, 763]. Ich weiß nicht, ob es sich um die himyarische Ära handelt, die -115 begonnen haben soll [Wissmann, 418], im +7. Jh. immer noch zählte und somit nahezu tausend Jahre bestanden hätte. Sie ist *nicht* identisch
- mit der in Syrien auftauchenden ‚arabischen Ära‘. (Popp [2007, 148] bezeichnet sie als einen von 622 an datierenden „säkularen Kalender“, vermischt also Kalender und Ära.)

Diese wird erstmals genannt in einer Inschrift Muawijas an den Bädern von Gadara, welche dreifach datiert: 6. Jahr der kaiserlichen Indiktion von Byzanz, 726. Jahr der Ära der Stadtgründung und nach der Ära des „Prätorianers/Regionalherrschers“ Muawija, welche hier angegeben ist mit dem Jahr 42 „nach den Arabern“ (= KAT ARABA[SI]) [Popp 2005, 38].

„Dies ist das 42. Jahr des Sieges von Herakleios über den persischen Glaubensfeind“ [Popp 2007, 58].

Dieser Sieg ist das Jahr Eins der KAT ARABAS, welche demnach eine persische Ära ablöste. Damit beginnt für christliche Araber eine neue Ära ihrer

Herrschaft, weshalb Muawija sie *KAT ARABAS* nennt (= „Gebäude/Geflecht/Gefäß der Araber“ [vgl. Kausen]). Nach der konventionellen Chronologie fand der Sieg des Herakleios bzw. die persische Niederlage im Jahre 622 statt. Seit 632 galt Herakleios als Caesar. Der Sieg wird nur in einigen fragwürdigen byzantinischen Quellen erwähnt, so dass bereits in Frage gestellt wurde, ob der Angriff/Sieg überhaupt stattfand. Illig identifizierte schon 1992 [138] Herakleios mit Romanos Lakapenos (ab 920), ohne damals die Verknüpfung mit Muawija zu thematisieren; Weissgerber [2009a, 110, 135] hat selbige m.W. bisher nicht aufgelöst und datiert die Herrschaft Muawija auf 585–602. Unklar ist, inwieweit die genannten Verknüpfungen direkt belegt sind oder durch Zirkelschlüsse aus der bestehenden Chronologie zustande kommen.

„Die als Datierungen aufgefassten Zahlenangaben auf Münzen“ geben keinerlei Hinweise auf irgendeine islamische Ära [Popp, 56], sondern stehen „für eine Ära, die ihren Beginn mit dem Sieg des Herakleios verknüpft, die Ära der arabischen Prägeherren.“ [ebd. 57]

„Das Jahr 20 der arabischen Ära (nach seleukidischem Sonnenjahr) fällt auf das Jahr 642. Dies ist das Jahr, welches dem Todesjahr des byzantinischen Kaisers Herakleios (641) folgt.“ [Popp 2006]

Darauf folgt Muawija in der bestehenden Ereignis-Chronologie als erster Herrscher der Araber. (Bis dahin war er vermutlich Statthalter des persischen Großkönigs [Weissgerber 2000, 439] und nun trotz byzantinischer Herrschaft sein eigener Herr?) Unklar bleibt, ob vor Muawija schon nach dieser Ära gezählt wurde, oder er sie erstmals einführt, aber mit dem Jahr 42 zu zählen beginnt ...42 *nach was*, wenn nicht nach dem Sieg des Herakleios? Naheliegend ist eine Zählung seit der Eroberung Jerusalems durch die Araber [ein mündlicher Vorschlag von Ewald Ernst].

Die von Popp hier betonte chronologische Verknüpfung mit Herakleios ergibt eine seltsame Datenfolge: 1 KA = Sieg 622 / 20 KA = 1 nach Tod Herakleios' = 642 / Muawija 42 KA = 664.

- Weissgerber [2009a, 111] geht davon aus, dass diese 'Ära der Araber' des Muawija mit der „Elefanten-Ära“ identisch sei und beruft sich dabei z.T. auf Sekundärliteratur [2000, 442/443; 2009b, 398], die dies aber keineswegs direkt behauptet. Ich fand nirgends eine Quelle erwähnt, aus der eine Identität der beiden Ären hervorgeht. Aus den frühislamischen Quellen ergibt sich keineswegs „eindeutig“ [ebd. 443], dass in Mekka ab dem ‚Jahr des Elefanten‘ datiert/gezählt wurde. Bei Prokop von Kaiserea und in den jemenitischen Inschriften ist zwar die Rede von dem Ereignis, aber weder vom Elefanten noch von einer solchen Ära [ebd.]. (Sollte ich angesichts von Weissgerbers inzwischen acht *Islamica* etwas übersehen haben, bitte ich um Korrektur.)

Die Sure 105 des Koran schildert in ganzen fünf Zeilen dramatisch die Legende von der Vernichtung der „Elefantengefährten“ durch „Steine“ werfende „Vögel“, was als Pockenepidemie gedeutet wird, jedoch weit besser einem Kometenschauer entsprechen könnte – sofern diese Schilderung eine reale Grundlage hat. (Da die Legende bereits aus vorislamischer Zeit stammen kann und eine Verknüpfung mit Muhammad in der Sure nicht vorkommt und darüber hinaus unklar ist, wann die Koransuren in dieser Form zusammengestellt wurden, ziehe ich meine Äußerung, die Sure könne „erst später“ in den Koran gelangt sein, einstweilen zurück [vgl. Müller 2009, 762, Punkt 4]).

- Das Ereignis wurde erst, *nachdem* es bereits zur Legende geworden war [Jansen, 29; ebenso Ronart] von islamischen Historikern mit der Geburt Muhammads verknüpft, z.B. von Tabari und Ibn Ishak, die es mit dem Geburtsjahr gleichsetzten [vgl. Weissgerber 2000, 443; 2009b, 403]. Abrahams Feldzug gegen Mekka wird unterschiedlich datiert, entsprechend verändert sich das Geburtsjahr Muhammads; im Islam galten (seit wann?) besonders die Daten 552 und 547. An letzterem orientierte sich [laut wikipedia] im 15. Jh. die klassische sunnitische Koranauslegung ‘Tafsir der beiden Dschalal’. Da der muslimische Historiker und Genealoge Ibn al Kalbi (konv. gest. 819) Muhammad 23 Jahre *nach* dem Elefanten-Jahr geboren sein lässt, war dies für den Tafsir im Jahre 570. Dieses Datum hat sich bisher durchgesetzt. (Indem Weissgerber es nun ‚korrigiert‘, nähert er sich mit seinem Datum 544 wieder der 547 an [2009a, 135].)

Auch hier liegt vermutlich ein berechneter Heilszyklus zu Grunde; Reiner Spieker entdeckte eine Troia-Palingenesie [bisher unveröffentlicht; herzlichen Dank an ihn für diesen Hinweis] über den Zyklus von  $7 \times 7 \times 9 = 441$ : Untergang Troias -1194 / Wiedergeburt Troias = Gründung Roms -753 / Beginn der seleukidischen Ära -312 / Hadrian, Bar Kochba-Aufstand 129 / Geburt Muhammads 570. Ich vermute, dazu gehört noch die Vollendung des persischen Nationalepos Shahname 1011 (Beginn des Islam – statt 1111?).

Vor allem die islamischen Historiker sind der Nährboden für eine „Elefanten-Ära“, die nirgends wirklich nachweisbar ist, aber als Phantom durch die Geschichte geistert. Insgesamt tut man deshalb gut daran, bis zu neuen Erkenntnissen die vermeintliche Ära als das anzusehen, was sie ist: eine wenig gesicherte Vermutung unter anderen. Streitet man sie jedoch rundweg ab, braucht man ihr zwar nicht weiter nachforschen, verzichtet aber eventuell auf neue Erkenntnisse. Es ist jedoch durchaus von Bedeutung, was es mit dieser Geschichte insgesamt auf sich hat, nicht zuletzt, weil Weissgerber diese Ära als ‚Hilfskonstruktion‘ eingesetzt hat bei der Überprüfung bisheriger Datierungen und zugehöriger historischer Ereignisse.

## 2. Eine andere Lesart der Legende

Das Ereignis selbst – also dass Abraha bis Mekka kam und die Kaaba angriff – wird von mir bisher nicht in Frage gestellt, obwohl Nöldeke [208] einräumte: „Einer unserer scharfsinnigsten Orientalisten, Halevy, hat mir mündlich seinen Zweifel daran ausgedrückt, dass Abraha überhaupt in die Nähe von Mekka gekommen sei. Die Übertreibungen und mehr als kühnen Fiktionen, welche [...] fromme Muslime an den Zug des Äthiopen geknüpft haben, um Mekka und Muhammads Haus zu verherrlichen, legen einen solchen Zweifel nahe. Aber dennoch geht er zu weit.“

Das macht zwar neugierig, wie Joseph Halévy (1827–1917) sich die ganze Sache erklärte (und ich würde mich freuen, wenn Leser mit Französisch-Kenntnissen dies herausfinden), doch bis dahin ignorieren auch wir hier solche Zweifel und gehen von der Prämisse aus: Abraha erreichte Mekka. *Beide* Forscher übersehen, dass in der Legende das Eindringen der Religion des Abraha(m) bekämpft wird; dieser kommt mit einem Elefanten, der eigens aus Äthiopien angefordert wurde und den Namen Mahmoud (d.i. Muhammad) trägt – doch selbst der geht in die Knie, bezwungen vom Himmel, zu Gunsten der Mekkaner, vielleicht der syrisch-trinitarischen Quraish. Seit wann diese in Mekka herrschten, ist m.W. unklar. Insofern sind – zumindest in *einer* Bedeutungsebene der Legende – **die ‘Leute des Elefanten’ die ‘Leute Muhammads’** (der angeblich später seine verfolgten Anhänger zum äthiopischen König schickt, weil ihrer beider Religionen sich kaum unterscheiden sollen). Da „der Elefant“ ansonsten keine Metapher für Muhammad war, könnte es zu dieser ‚namengebenden‘ Verknüpfung nachträglich gekommen sein wegen der sich hier tatsächlich gegenübergestandenen Parteien.

Damit wäre möglich, dass die mekkanische Legende ursprünglich gegen die ‚muhammadanische‘ (judenchristliche) Abwendung vom syrisch-trinitarischen Christentum gerichtet war und von der späteren islamischen Geschichtsschreibung umgedeutet werden musste. Ich verweise deshalb nochmals auf meinen *Vorschlag* einer anderen Lesart der Ereignisse [in ZS 2009, 762:5], wonach hier von einer angeblich verhinderten Einführung der abrahamitischen (judenchristlichen) Religion in Mekka die Rede ist, durch welche die alte *Felsenkaaba* – als eine der vielen entlang der alten Handelsstraßen – zerstört und das erste *Bauwerk* (von „Abraha[m]“) als christliche Kirche auf dem Felssockel errichtet wurde. Ob diese Ereignisse in die Zeit des Bildersturms gehören, bleibt zu klären.

Zur Inschrift des Abraha [Müller, 2009, 763] meint Weissgerber [2010, 172], dass Abraha darin „vom bereits erschienenen Messias ausgeht, der nur Jesus sein kann“. Dies halte ich für einen doppelten religionshistorischen Irrtum: Hier steht nirgends, dass der gemeinte Messias bereits erschienen wäre, und

einer der vielen damals erwarteten Messias/Mahdis hat mit „Jesus“ überhaupt nichts zu tun. Betrachtet man die Textstelle genau, kann Abraha sich hier jedoch sogar selbst als Messias (Gesalbter = judenchristlicher König) bezeichnet haben, was für eine ‚mosaische‘ (alttestamentliche) Messias-Auffassung sprechen würde.

### 3. Abrahams Angriff auf Mekka

In Mekka soll das „Jahr des Elefanten“ der Beginn einer neuen Ära-Zählung gewesen sein. Mir scheint wenig wahrscheinlich, dass die Mekkaner eine ganz neue, *eigene* Zeitrechnung/ Jahreszählung eingeführt hätten, solange sie unter fremder Verwaltung/Herrschaft standen. Abraha selbst datierte nach der südarabischen Ära. Welche Ära wurde in Mekka durch ihn beendet oder unterbrochen?

Laut Nagel [Weissgerber 2009b, 406] wurde in Mekka nach der arabischen Ära der Sassaniden bzw. Chosraus datiert; demnach waren Mekka bzw. der Hedchas persisch, als Abraha angriff. Das geht auch aus Prokop von Caesarea hervor: Abramios habe Iustinian versprochen, Persien anzugreifen, sich aber nur ein einziges Mal wirklich auf den Weg gemacht, um gleich darauf zurückzukehren [nach Weissgerber 2009b, 404]. Prokop bleibt äußerst vage, was den Verlauf der Bemühung Abrahams betrifft; vielleicht hatte ‚der Kaiserling‘ Grund, vorsichtig zu sein.

Abrahams Angriff geschah – sofern wir Prokop glauben wollen – mit Unterstützung oder Billigung des byzantinischen Kaisers. Laut Legende und herrschendem Geschichtsbild erlitt Abraha eine Niederlage. Abrahams Stele berichtet jedoch von einem Sieg, weshalb manche Autoren davon ausgehen, dass die Niederlage „wie üblich in einen Sieg umgefälscht wurde“ [Weissgerber 2009b, 405]. Dies spricht m. E. für eine ‚Gehirnwäsche‘ durch islamische Legendenbildung im Verbund mit islamisch-christlichen Datierungen, denn nicht von jeder Siegesstele wird angenommen, darauf sei die Wahrheit zu Gunsten des Herrschers verdreht. Was hätte das auch gebracht? Angesichts des Karawanenverkehrs zwischen Jemen und Syrien hätte Abraha sich überall lächerlich gemacht, seine Niederlage plus Lüge wäre ihm vorausgeeilte. Über Niederlagen wurde geschwiegen. Insofern schlage ich vor, davon auszugehen, dass Abrahams Stele einen tatsächlich errungenen Sieg berichtet, der später durch (islamisch-persische?) Geschichtsm Manipulation verdreht wurde.

Kommen wir zu dem Elefanten selbst: Meine Vermutung ist, dass einige geschichtsträchtige „Elefanten“ – und eben auch dieser ‚vor Mekka‘ – erst durch zahlreiche Missverständnisse, Übersetzungsfehler und Manipulationen entstanden sind, die insgesamt eine falsche Vorstellung von den Ereignissen erzeugen. Im Folgenden geht es mir vorrangig nicht um Datierungen, sondern

um alternative Erklärungsmöglichkeiten und andere Betrachtungsweisen dieses Ereignisses.

Wieso wurde das Ereignis ausgerechnet ‚im Namen‘ des Elefanten erinnert? Erregte er nachhaltiges Aufsehen, weil man in Arabien bis dahin noch nie syrische, indische, große und kleine afrikanische Elefanten (im Kampf) gesehen hatte [wie Weissgerber meint; 2009b, 401]? Ging er in die Knie und verweigerte den Angriff auf die Kaaba, weil er äußerst geschwächt war und nach Wasser lechzte? Meine Zweifel über einen Kampfelefanten in der arabischen Wüste wurden durch Jansen [28] keineswegs zerstreut. Aber gut, vielleicht kannte Abraha, der Äthiopier, sich besser mit Elefanten als mit Kamelen aus und vielleicht war Arabien damals noch gar nicht so trocken wie heute. Es kann also nicht ausgeschlossen werden, dass er tatsächlich einen echten Elefanten vom Jemen nach Mekka mitführte. Doch bieten sich für den „Elefant vor Mekka“ noch andere Möglichkeiten, sowohl für den ‚Elefanten‘ selbst, wie auch für die angeblich nach ihm benannte ‚Ära-Zählung‘.

#### 4. Bein, Kopf und Bauch des Elefanten

##### Bein

Als ältester Beleg für die Etymologie des Wortes „Elefant“ gilt ein Linear-B-Text mit dem mykenischen Wort *e-re-pa-to*. Ungewiss ist, ob das semitische *alap* „Ochse“ oder hethitisch *lahpa* „Elfenbein“ Grundlage war für das griechische Wort *elephas*, welches Herodot für das Tier, Homer aber für das „Elfenbein“ verwendet. Im Lateinischen wurde daraus auf direktem Wege *elephantus*. Durch „eigene volkslatein. Lautvorgänge“ [Beck, 141] entstand aus dem gleichen griechischen Wort im Gotischen *ulbandus*, im Althochdeutschen *olbenta*, was „Kamel“ bedeutet („Die Bezeichnung des nur vom Hörensagen bekannten Elefanten wurde auf das Kamel übertragen“ [ebd.]). Dennoch ‚verbinden‘ sich Althochdeutsch und Griechisch im mittelalterlichen Französisch zu *olifanz/olyphant* (entstanden aus Altfranz. *cor d'elephant?*), im Mittelenglisch zu *olifant/olifaunt*, was wieder Elefant bzw. Elfenbein meint [wikipedia; Kluge] – und damit das kostbarste aller Hörner, welches ein Zahn ist.

Seit dem Altertum beeindruckte der Elefant durch Kraft und lange Lebensdauer, durch seine trompetende lange Nase und seine großen Stoßzähne. Aus letzteren wurden Schmuck und Gerätschaften hergestellt, u.a. Signalhörner. Deren Signalwirkung ist jedoch auf ein bis zwei nicht sehr weit reichende Töne beschränkt, so dass die im 10. Jh. aus Byzanz nach Europa eingeführten weißen Elefantenhörner mit wunderschönen Schnitzereien eher Statussymbole waren als Gebrauchsgegenstände bei Krieg oder Jagd. Diese Signalhörner tauchen als *Olyphant/Olifant* häufig in der altfranzösischen Literatur auf. „Die Olifante sind in der Tat schwierig zu tragen. Ihr Hauptcharak-



ter ist der eines auffallenden und kostbaren Objektes“ [Shalem, 782 f.]. Das berühmteste Olifant des Abendlandes gehörte dem Helden Roland; es stammte laut den Lorscher Annalen von dem Elefanten Abu-l-'Abbas, den Harun ar-Rašid Karl dem Großen schenkte [vgl. UP; Redlinger; Shalem, 784]. Falls diese beiden Herrscher(-phantome?) – Weissgerber [2009a, 119, 124] setzte Harun = Hisham (946–965) – jemals Geschenke austauschten [vgl. Müller 1992], reiste es sich mit einem weißen Olifant gewiss leichter von Bagdad nach Aachen als mit einem lebenden Elefanten. Vermutlich spielten die literarischen Erzähler bewusst mit der Doppelbedeutung des Wortes *olifant/cor d' elephant* für Tier, Elfenbein und Horn.

Wenn Abraha in die Dürre des Hedschas schon keinen Kriegselefanten mitnehmen konnte (wir müssen dies offen lassen), so doch dessen ‚Zahn-Bein-Horn‘ als Zeichen seiner herrschaftlichen Majestät.

### Kopf

Kriegselefanten als „lebendige Waffe“ sind für das Altertum zahlreich in den Quellen bezeugt. Sie finden sich auf Münzen ‚schreitend‘ bereits beim ersten Ptolemäer, bei den Seleukiden, den Barkiden und in der römischen Republik. Bevor man jedoch das kunstvolle Schnitzen von Elefantenzähnen zu Hörnern beherrschte, ließ man dem erlegten Elefanten seine Zähne und schmückte sich anderweitig mit ihm:

Bereits Münzen der Ptolemäer zeigen den Herrscher/ Kriegsherren/ Helden mit einer auf seinen Kopf gestülpten Kopfhaut des Elefanten (Skalp) samt Zähnen und kobra-artig gebogenem Rüssel: z.B. Ptolemäus I. Soter (um -300) [s. Staub, 57, Abb. 3, 59]. Die gleiche Kopfbedeckung zeigen im -3/2. Jh. seleukidische Münzen.

In der Vorstellung magisch-sympathetischer Teilhabe geht damit die Stärke und Kraft des Elefanten auf den Träger über und er wird selbst zum „Elefanten“. Ob solche Skalpe wirklich als Helm getragen wurden, ist zweifelhaft; auch ein geschrumpfter kleiner Elefantenskalp dürfte noch zu groß für einen menschlichen Kopf sein. Deshalb ist anzunehmen, dass es sich um „eine Bilderfindung ptolemäischer Hofkünstler“ handelt [Ehling]. Dabei wurden auch Attribute mehrerer Götter kombiniert, wie z.B. auf einer Münze aus Alexandria (Präg. 317–306/5; s. Abb. 1 auf S. 419): Der Kopf Alexanders trägt einen Elefantenskalp; Widderhörner weisen auf seine Beziehung zu Ammon/Zeus; eine Stirnbinde, die am Haaransatz über die Stirn führt, ist von Dionysos entlehnt. Die Elefantenhaut geht am Hals in eine schuppige Ägis mit Schlangenbesatz über, ein weiteres Attribut des Zeus.

In den punischen Kriegen erlitt *Hannibals* Bruders *Hasdrubal* eine schwere Niederlage gegen den Proconsul *Lucius Caecilius Metellus*, der angeblich Hundert Kriegselefanten erbeutete, in Rom vorführen und anschlie-

ßend töten ließ (um -250). Seitdem sei der Elefant zum Erkennungszeichen der *Meteller* geworden und häufig auf ihren Münzen abgebildet. Die Meteller gehörten zu den einflussreichsten Plebeierfamilien, hatten jedes Amt in den Magistraten und zahlreiche militärische Kommandos inne. Sämtliche Mitglieder der Familie trugen den Beinamen *Caecilius*, so dass es sich eventuell um einen Titel handelt. *Caecilius* geht zurück auf etruskisch *caeculus*, einen Sohn des Vulkanus (seine sprachliche Nähe zu *caesar* erklärt sich unten); *Metellus* geht zurück auf die semitische Wurzel MTL, die in allen Worten auftaucht, welche mit dem (rituellen) Zerstückelungsopfer in Zusammenhang stehen (*metall* das „Zerstückelte“) [vgl. Lüling 1975]. Das Kognomen „Elefant“ wurde offenbar mit der Betitelung identifiziert.

„Die Familie erinnerte sich also immer wieder an denselben Sieg“ [Itgenshorst, 133], begann dies aber erst mit 120 Jahren Verspätung zu dokumentieren: Die früheste Elefantenprägung der Meteller wird auf das Jahr -128 datiert. Dabei zeigen die Münzen keineswegs immer den vollständigen Elefanten. Leider fand ich keine Abbildungen von Meteller-Münzen; hier die Beschreibung einer Münze aus dem Jahr -66 [ebd., Anm.195]:

„Q. Caecilius Metellus prägte auf dem Feldzug offenbar nach der Einnahme Kretas, aber noch vor seiner Rückkehr nach Rom, in Gortyn Tetradrachmen, deren Vorderseite den Kopf der Roma mit einem geflügelten Helm zeigt; der Helm trägt einen Elefantenkopf; davor steht KA; die Legende ist [griech] ROMAS; auf der Rückseite steht [griech.] GORTYN; man sieht eine ephesische Artemis; im Feld sind eine Biene und ein Elefantenkopf. [...] Metellus ließ also auf Kreta Münzen prägen, die auf den ‚Elefantensieg‘ seines Vorfahren anspielten, obwohl er dort nicht auf das ‚Gedächtnis‘ der stadtrömischen Bevölkerung zählen konnte.“

Tanja Itgenshorst will mit diesem „obwohl“ keine Zweifel streuen; da die Meteller seit ca. 60 Jahren Münzen mit diesem Emblem prägten, mag ihnen gleichgültig gewesen sein, ob es von anderen verstanden wurde.

Auch Caecilius Metellus Caprarius soll durch den Elefantenkopf auf seinen Münzen der Siege seines Urgroßvaters gedacht haben; jener Caecilius, der -133 mit Scipio vor Numantia war und seit -113 Konsul in Makedonien [Drumann, 19, Anm.6]. Ebenfalls an die Familien-Legende vom Elefanten soll sich jener Caecilius Metellus erinnern haben, der bereits -146 einen Triumph über Makedonien feierte: die von ihm erbeuteten Makedonenschilder tauchen zusammen mit dem (erinnerten) *Elefantenkopf* „auf den Münzprägungen der Jahre 127 und 82-80 auf“ [Itgenshorst, 133].

Spätestens hier kommen Zweifel an der behaupteten Herkunft des Elefanten der Meteller: Makedonien, die Heimat der Ptolemäer bzw. Alexanders, wurde im konv. -2. Jh. ‚geschlachtet‘ und zugleich Alexanders ‚Nachfolge‘ beansprucht – sowohl von den Römern wie von ihren Gegenspielern, den



- Abb. 1: Alexander-Münze aus Alexandria (Präg. 317–306/5) [VAM]; s. S. 417  
Abb. 2: Vermutlich Tetradrachme Seleukos' I. (312–280) [car Nr. 64]; s. S. 422  
Abb. 3: Gaius Iulius Caesar zugeschriebener Denar [doc]; (ebd.)  
Abb. 4: Silbermünze des Lucius Aelius Caesar († 138); (ebd.)  
Abb. 5: Denar des Septimius Severus, röm. Kaiser 193–212 [wallin]; (ebd.)

Seleukiden. Beide schmücken sich mit dem Elefanten. Auf die „Bildpropaganda Ptolemäus' I.“ griff noch „die letzte Ptolemäerin“, Kleopatra VII. (69–30) zurück, indem sie sich auf einer Bronzemünze mit Elefantenskalp-Helm darstellen ließ [Günther, 410].

Später zeigt eine Münze des Kaisers Hadrian (76–138) die Provinz Afrika als Frauengestalt mit dem Elefantenskalp auf dem Kopf, den Kaiser auf den Knien begrüßend. „Dieser reicht ihr die Hand, um sie aufzurichten; er ist, so sagt die Münz-Legende, der «restitutor», der Wiederhersteller der Provinz“ [MM].

Nicht auszuschließen ist, dass es in Anlehnung an die Bild-Erfindung tatsächlich Helmgebilde aus Elefantenhaut gab, die wie ein „Skalp“ aussahen und seinen Träger zum „Elefanten“ werden ließen. So könnte die Mär des Elefanten vor Mekka entstanden sein, weil der äthiopische Abraha(m) selbst einen solchen einen Helm trug, oder er wurde begleitet durch einen ‚Helden‘ mit einem solchen Helm – oder von einem (Nachfolger der) Ptolemäer.

#### Bauch

Der *Elefant* heißt im Punischen *caesa*, woran Edward Zarrow 2001 beim Jahrestreffen der *American Philological Association* (APA) erinnerte; die Quellen werden von ihm genannt [s. ebd].

Caesar ist kein lateinisches Wort; das Suffix -ar gibt es in lateinischen Namen nicht; es gehört vielmehr ins Phönizische und kann als „maurische Bezeichnung für Elefant“ noch bei den islamisierten Berbern in Nordafrika bekannt gewesen sein [Hatscher, 180]. *Caesa* ist bereits die ‚römische‘ Umschrift; im Semitischen und damit Punischen wird QSR geschrieben (*bn qsr* ist ‚Sohn des Caesar‘, *qsr mrn* ‚unser Herr Caesar‘ [Swain, 164, Anm.4]).

Die semitische Wurzel QSR/KSR bedeutet etwas, worin „große Kraft“ steckt; dies zeigt sich im Titel CaeSaR/KaiSaR ebenso wie im Namen des mythischen Helden Irans, Kai KhoSRau. Auch der Name des Berges KaRaSis erklärt sich durch die darauf befindliche mächtige Festungsanlage, die erst 1944 entdeckt wurde und den Archäologen eine „Ärgernis“ ist, u. a. weil die Bauart ihrer Kasematten aus der damals „über 1000 Jahre zurückliegenden Hethiterzeit“ bekannt ist – aber in der hellenistischen Epoche nicht mehr üblich war. Die Festung wird wegen eines kleinen Elefantenreliefs auf dem Waffenturm dem Diadochenherrscher Seleukos zugeschrieben [Zick]. Ich will hier nur daran erinnern, dass Peter Winzeler [2000] bereits eine chronologie-kritische Betrachtung des Ereignishorizontes der Caesaren und der Hethiter vornahm und zu dem Ergebnis gelangte, dass sie viel näher zusammengehören, als in der jetzigen Chronologie vorgesehen; Phantomzeiten sind ein Türöffner, aber keine hinreichende Lösung.

Bisher fand ich nur bei Hetmann den bereits früher [Müller 2000, 525] zitierten Hinweis, dass *Caesa* einen Kunstgriff bezeichnet, mit dem irische Märchenerzähler die Befehle und Verpflichtungen in ihren Geschichten unbedingt verbindlich machen und dadurch siegreiche Helden auf immer neue Abenteuer ausschicken. Dieser Kunstgriff heißt nicht so, weil die zahlreichen Figuren namens *Caesar* ihm als Vorbild gedient hätten, sondern umgekehrt: mit diesem Kunstgriff wurden jene Helden erschaffen, die nach dem Elefanten *caesa* benannt sind, dem Sinnbild „großer Kraft“, auf dass sie selbst ein solches werden mögen – im Geiste der Zuhörer.

Auf dieses ‚römisch‘ transkribierte phönizische Wort geht lateinisch *caesius* ‚blaugrau‘ ebenso zurück wie *caesaries* ‚haarig / Haupthaar‘ (die Haare galten als Sitz der Kraft), *caesus* ‚geschnitten‘ und *caedere* ‚ausschneiden; fällen, niederhauen‘. Die bereits bei Plinius d. Ä. erwähnte *sectio caesarea* ist keine tautologische Begriffsbildung, sondern der „große starke Schnitt“, heute „Kaiserschnitt“ genannt („weil die Operation für die Geburtshilfe mehr als die Königin ihres Fachs war? [Lehmann, 4]). Im Altertum war mit *sectio caesarea* jedoch häufig gemeint, dass Kinder, deren Mutter kurz vor der Geburt verstarb, aus ihrem Leib herausgeschnitten wurden (*a caeso uteri*), gegebenenfalls um eigens begraben zu werden. Diesen ‚Schnitt‘ überlebt zu haben, wird nicht nur von Gaius Iulius erzählt, sondern ebenso von Scipio Africanus d. J. (185–129) und seinem Freund, dem Feldherren Fulvianus; auch vom persischen Helden Rustam und von Buddha, bei dessen Geburt Bodhisattwa in Gestalt eines kleinen weißen Elefanten aus den göttlichen Regionen herabkam in die rechte Seite des mütterlichen Leibes [ebd. 12ff.]. Kinder, die so geboren waren, ohne durch Schleim und Blut zu gehen, galten als stark und unter göttlichem Schutz stehend. Diese Verknüpfung mag dazu geführt haben, dass man jene Kämpfer und Anführer, denen man diesen Schutz und entsprechenden Heldenmut zuschrieb oder abverlangte, als *Caesa(r)* bezeichnete und sie später im lateinischen Wortsinn zu „Schnittlingen“ erklärte. Der „Schnittling“ stand im Bunde mit den Göttern.

Die Wurzel QSR hat jedoch noch eine weitere Bedeutung, die zur Erhellung des ‚wahren Wesens‘ von *Caesar* beiträgt: neben „(ab-)schneiden“ bedeutet es zugleich „binden, zusammenfügen“, „der Ring“ und „sich verschwören“. Diese scheinbar unvereinbaren Bedeutungen gewinnen ihren Sinn aus dem archaischen Bündnisritus: Dabei wurde ein Tier (meist ein Rind) so in zwei Hälften geschnitten, dass die Bündnispartner dazwischen hindurchgehen konnten (sinnbildlich: durch den ‚Bauch‘), und anschließend wurde das Tier zum gemeinsamen rituellen Mahl zerlegt. *Caesar* ist also nur insofern ein „Verschwörer“ [Winzler, 598], als sich die Beteiligten eines Bündnisses gegenseitig ‚(ver)schwören‘. *Caesa(r)* ist sowohl das Bündnis selbst als auch der, der verbinden soll und Bündnisse herstellt, indem er zerschneidet. Das

war in Rom vermutlich die Aufgabe des obersten Opferpriesters, des *Pontifex Maximus*. Was hier *Kraft* (die Kraft des Elefanten) haben soll, ist das Bündnis selbst und der Schwur.

Unter den Stammesgemeinschaften Arabiens war es die Aufgabe des *du sha'n*, als ‚Zeremonienmeister‘ solche Bündnisse zu schließen und Verhandlungen dieser Art zu führen; auch Muhammad galt als *du sha'n* [vgl. Lüling 2003, 341 ff., bes. Anm. 18]. Es scheint verlockend, hier zu dem Elefanten Mahmud (s.o.) überzuleiten, doch haben wir dafür einfach zu wenig Fakten.

## 5. Der ganze Elefant auf Münzen

Bereits auf seleukidischen Münzen taucht der Elefant mit Herrschertitel und als Kognomen für ihn auf. Bei der abgebildeten Münze (2) soll es sich um eine Tetradrachme des Seleukos I. (312–280) handeln. [Nr. 64 in coinarchives] Das Bild: BASILEOS SELEYKOY – Elefantenbulle, um den Hals eine Glocke.

Römische Münzen zeigen den Elefant mit seinem sprachlichen Synonym, dem Titel CAESAR; dass dies in Anlehnung an das seleukidische Herrscher-Kognomen geschehen sein könnte, oder in Konkurrenz dazu, erscheint angesichts des zeitlichen Abstand in der Chronologie als ausgeschlossen.

Dieser Gaius Iulius zugeschriebene Denar (Abb. 3) enthält ebenfalls weder ein Konterfei noch Datierungen; er wird auf „Caesars“ militärische Münzausgaben nach dem Sieg über Gallien -49 bezogen, weil der Elefant ein *carnyx*, das gallische Kriegshorn aus Metall niedertrampelt (und nicht eine „Schlange“, wie fälschlich oft zu lesen).

Die Rückseite zeigt die Insignien des *Pontifex Maximus*: Flamenmütze mit *apex*, Axt mit Wölfengebiss, *flagellum* (Geißel) und *simpulum* (Wasserkelle) [Hatscher, 180]. *Pontifex Maximus* war der Titel des obersten römischen Priesters im altrömischen Götterkult; er war zuständig für den Kalender und alle sakralen Angelegenheiten.

Mit einem Elefanten soll Caesar sich sogar den Übergang über die Themse erzwungen haben. Seine Sippe, die Iulier, hatte jedoch „keine nachweisbare Beziehung“ zum Elefanten [ebd.]. Carotta [26, 385] meint, Caesar habe sich in Gegnerschaft zu den Metelli den Elefanten gewissermaßen ‚angeeignet‘, um mit ihnen gleichzuziehen. Doch erklärt das nicht die Entstehung des Titels. Außerdem scheint mir, hier müssen noch etliche Koordinaten geklärt werden, bevor sich Schlüsse ziehen lassen.

Auf Münzen mit Konterfei wird der Elefant ebenfalls abgebildet; bisher fand ich im Internet nur Münzbelege bis ins frühe +3. Jh. Beispiele:

- eine Kupfermünze des *Antoninus Pius* (86-161), röm. Kaiser 138–161;
- eine Silbermünze des *Lucius Aelius Caesar* (gest. 138) sollte Nachfolger von Kaiser Hadrian werden (Adoption 136) (Abb. 4);
- ein Denar des *Septimius Severus* (146-211) röm. Kaiser 193–212 (Abb. 5).

Mir ist nicht bekannt, ob Abraha sich selbst als Caesar bezeichnete oder in römischen Texten so bezeichnet wird. Aus Prokop kann man schließen: Abraha verbündet sich mit Iustinian. Wenn Prokop hier nicht rückwirkend dem byzantinischen Kaiserhaus einen heilsgeschichtlichen Gefallen getan hat, käme außer Iustinian allenfalls noch ein voriustinianischer Iustin in Frage. Weissgerber [2009a, 404] ist überzeugt, dass „kein Grund“ besteht, Prokops Angaben zu misstrauen; doch dass jemand allgemein als „einer der zuverlässigsten Historiker“ gilt, überzeugt mich wenig. Deshalb lasse ich offen, ob die von islamischen Historikern benutzte ältere Legende von einem späteren – und deshalb vage bleibenden – Prokop als Ereignis auf Iustinian projiziert wurde.

Die letzte hier offerierte Möglichkeit besagt: Der Mythos von der „Ära des Elefanten“ geht in irgendeiner Weise auf einen Herrscher oder eine Dynastie zurück, der bzw. die sich ikonographisch als „Elefant“ präsentierte. Diese/r war beteiligt bei einem erfolgreichen Angriff gegen die Perser in Mekka, und anschließend wurde die byzantinische Ära (der Weltschöpfung?) eingeführt oder die Ära eines bestimmten Kaisers/Caesars. Dies wäre die ‚römische Lösung‘. Die ‚seleukidische Ära‘ käme hier nur in Frage, wenn weitreichendere Korrekturen unseres Geschichtsbildes vorgenommen würden.

### Literatur

- Beck, H. (1989): „Elfenbein“; in *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*; (Hg. Beck /Jankuhn/ Wenskus) Bd. 7, Berlin · New York
- Carotta, Francesco (1999): *War Jesus Caesar?* München  
car = [www.coinarchives.com](http://www.coinarchives.com)  
doc = [www.dirtyoldcoins.com/natto/id/julius/julc009.jpg](http://www.dirtyoldcoins.com/natto/id/julius/julc009.jpg)
- Drumann, Wilhelm Karl August (1902): *Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung*; 2 Bd., Leipzig (E-book)
- Ehling, Kay (2010): Alexander der Große mit dem Elefantenskalp. Eine Bilderfindung ptolemäischer Hofkünstler; in *Antike Welt* 41 (3) 9 ff.
- Günther, Linda-Marie (2008): *Griechische Antike*; Stuttgart
- Hatscher, Christoph R. (2000): *Charisma und Res Publica*, Stuttgart
- Illig, Heribert (1992): Vom Erzfälscher Konstantin VII.; in *VFG* 4 (4-5) 132-139
- Igenshorst, Tanja (2005): *Tota illa pompa: der Triumph in der römischen Republik*; Göttingen
- Kausen, Ernst (Juni 2003): *Farren & Kad, zwei seltsame Wörter in Mendelssohns Elias*; PDF
- Lehmann, Volker (2006): Die Operation erhält einen Namen; in (ders.) *Der Kayserliche Schnitt. Die Geschichte einer Operation*; Stuttgart, 3-7, PDF
- Lüling, Günter (1985): Semasiologie und Etymologie von ‚Metall‘; in *Sprache und Archaisches Denken*; Erlangen, 101-110; (erstmalig 1977 in *Zschft. d. Dtsch. Morgenld. Gesellschaft*, Suppl. Bd. III, 721-730)
- MM = [www.moneymuseum.com](http://www.moneymuseum.com)

- Müller, Zainab A. (1992): Karl der Große und Harun al-Raschid. Kulturaustausch zwischen zwei großen Herrschern? in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4-5) 104-118 (ergänzte Fassung: [www.cronologo.net](http://www.cronologo.net))
- (2000): Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter; in *ZS* 12 (3) 519-531
  - (2009): [Leserbrief zu K. Weissgerber]; in *Zeitensprünge* 21 (3) 759-762
- Nöldeke, Theodor (1879/1973): *Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sasaniden*; Leiden
- payer = [www.payer.de/quellenkunde/quellen051.htm](http://www.payer.de/quellenkunde/quellen051.htm)
- Popp, Volker (2005): Die frühe Islamgeschichte nach inschriftlichen und numismatischen Zeugnissen; in *Die dunklen Anfänge* (Hg. K.-H. Ohlig / G.-R. Puin), Berlin
- (2006): Ergebnisse der neueren Forschung zum Frühen Islam und ihre Folgen für unser Geschichtsbild. Münzen, Papyri und Bauinschriften als Quellen für den Nachweis historischer Prozesse; in *Imprimatur*, April; PDF
  - (2007): Von Ugarit nach Sāmarrâ; in *Der frühe Islam* (Hg. K.-H. Ohlig), 13-222
- Redlinger, Daniel (2007): Rezension zu Avinoam Shalem: *The Oliphant*; in [www.sehepunkte](http://www.sehepunkte.de)
- Shalem, Avinoam (2006): Der Klang des Olifants; in *Wissen über Grenzen*, Hg. Andreas Speer / Lydia Wegener von Gruyter), Berlin
- Staub, Urs (2000): Das Tier mit den Hörnern. Ein Beitrag zu Dan 7,7 f.; in *Hellenismus und Judentum: Vier Studien zu Daniel 7 und zur Religionsnot unter Antiochus IV* (Hg. Othmar Keel / Urs Staub); Göttingen, 39-86
- Swain, Simon (1993): Greek into Palmyrene: Odaenathus as „Corrector Totius Orientis“?; in *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 99, 157-164; PDF
- UP = [www.uni-protokolle.de/Lexikon/Olifant.html](http://www.uni-protokolle.de/Lexikon/Olifant.html)
- VAM = Virtuelles AntikenMuseum, Archäologisches Institut Göttingen  
<http://viamus.uni-goettingen.de/fr/e/uni/b/10>
- wallin = [www.muenzauktion.com/wallinmynt/item.php5?id=1648](http://www.muenzauktion.com/wallinmynt/item.php5?id=1648)
- Weissgerber, Klaus (2000): Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I); in *Zeitensprünge* 12 (3) 419-448
- (2009a): Phantomzeit, früher Islam und Zeitären. Alte und neue Thesen (Islamica VI); in *Zeitensprünge* 21 (1) 109-139
  - (2009b): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII), in *Zeitensprünge* 21 (2) 398-427
  - (2010): Zur jüngsten Islam- und England-Diskussion. Persönliche Bemerkungen (Islamica VIII / Britannica I); in *Zeitensprünge* 22 (1) 169-176
- Winzeler, Peter (2000): Verfasste denn Julius Caesar die Mescha-Stele? Randglossen zur römisch-jüdischen Chronologie des Davidsreiches II; in *ZS* 12 (4) 582-611
- Wissmann, Hermann von (1976): Die Geschichte des Sabäerreiches und der Feldzug des Aelius Gallus; in *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* (Hg. Hildegard Temporini / Wolfgang Haase), Bd. 9:1, 308-544
- Zarrow, Edward (2001): Caesar, Servius, and Elephants; Nr. 100 im *Index of Electronic Abstracts for the APA Annual Meeting*
- Zick, Michael (2005): Karasis – Die Burg der Rätsel, in *Bild der Wissenschaft* 2, 58 (BdW online)

Z. A. Müller, Kontakt über [www.symbolforschung.de](http://www.symbolforschung.de)



# Vorsicht: Fischgenuss lässt Ihre Knochen altern!

## Eine C14-Glosse von Heribert Illig

So wird es wohl bald auf jeder Fischstäbchen-Packung stehen, wenn diese C14-Weltsensation Bestand haben sollte. Sie hat sich rasch herumgesprochen, wie zwei räumlich und zeitlich weit auseinander liegende Berichte verdeutlichen, die im Abstand von nur zwei Tagen erschienen sind.

Am 18. 6. wurde feierlich enthüllt: Der 2008 im Magdeburger Dom gefundene Bleisarg enthält tatsächlich die Gebeine von **Editha** († 946), der ersten Gemahlin Ottos d. Gr. Das wurde in eineinhalb Jahre dauernden Untersuchungen ermittelt. Die Strontiumanteile in Zähnen und Knochen erlauben sogar geographische Profile für unterschiedliche Lebensalter. Demnach stammte die Tote tatsächlich aus Südeuropa; selbst ihre längere Klosterverbannung lässt sich geochemisch nachweisen.

„Nur ein Befund passt nicht ganz: Die Knochen sind laut Radiokarbon-Datierung 100 bis 300 Jahre älter. Der Anthropologe Kurt Alt bietet eine ungewöhnliche Erklärung an: ‚Die Abweichung erklärt sich daraus, dass Editha viel Fisch gegessen hat.‘ ***Bewohner von Küstenregionen oder Menschen, die sehr viel Fisch essen, erscheinen bei der Datierung älter, als sie waren.***“ [Filser; Hvhg. Illig]

*SpiegelOnline* zitiert den Anthropologen Alt (ein Fund von Richard Oberrauter) zusätzlich mit dem Satz: „Diese Abweichung ist aber im Vorfeld erwartet worden.“ Wenn also eine massive Messabweichung von bis zu 30 % das erhoffte Ergebnis unmöglich macht, dann lässt es sich retten, indem man das fragliche Skelett zum Fischesser erklärt. Lag denn der Königshof von Wessex direkt an der Küste? Und liegt nicht Magdeburg mehr als 200 km von der Küste entfernt? Bekam Editha ihr halbes Leben lang die tägliche Scholle auf Eis geliefert? Und was bewirkt Salzwasser in den Knochen? Fragen über Fragen, deren Auswirkungen bis in unser aller tägliches Leben hineinreichen.

Am 20. 6. ging es dann in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* um den Pharao **Sahure**, der sich „hundert Jahre nach Cheops [...] ein ganzes Stück exquisiter bestatten“ ließ [Rauchhaupt, 56]. Obendrein ging es um seine Datierung, die durch Forscher aus Oxford in Frage gestellt wurde. Sie stellten in *Science*

„eine altägyptische Chronologie vor, die sich wesentlich auf Messungen von Radiokohlenstoff (C-14) bei organischem Material aus definierten archäologischen Kontexten – vor allem Gräbern – stützt und bekannte Fehlerquellen vermeidet. Es wurde nur kurzlebiges Pflanzenmaterial wie Textilien oder Flechtwerk datiert, aber kein Holz, das in Ägypten oft wie-

derverwendet wurde und so ein höheres Alter vortäuschen kann. Ebenso blieb menschliches Gewebe außen vor, da es älter wirkt, **wenn der Betreffende zeitlebens viel Meeresgetier verzehrte**“ [Rauchhaupt, 57].

Trotz all dieser Vorsicht ist Sahure gegenüber den Ansätzen von Spence, Hornung oder Krauss um bis zu 180 Jahre gealtert. Jedoch: ein Sturm im Schnapsglas, denn Sahure kam „am wahrscheinlichsten kurz vor dem Jahr 2500 vor Christus“ [ebd.] auf den Thron – und Jürgen von Beckerath [1997, 188] nennt in seinem Standardwerk als ältere Variante das Jahr -2496! Man stelle sich vor: Hätte man nicht gewusst, dass Sahure seine tägliche Goldbrasse von der 200 km entfernten Küste geliefert bekam, wären Datierungen von -2900 bis -3850 für seinen Regierungsantritt kritiklos hingenommen worden. Einmal mehr wäre das Alte Reich aus seinen chronologischen Fugen geraten.

Aber die Hüter von C14 wussten in beiden Fällen Bescheid und verhüteten Schlimmes. Ob sie die Speisepläne jedes Skeletts kennen? Und wissen sie, ob japanische Algenesser nicht noch viel älter aussehen? Lässt sich ausschließen, dass auch manches Landgetier oder Wurzelgemüse älter macht? Und wie steht es mit der konservierenden Wirkung von Alkohol in all seinen Formen? Wir beneiden die C14-Kenner nicht um ihre heikle Aufgabe, sind aber zuversichtlich, dass sie von ihrem Schutzpatron Reiner Protsch von Zieten, von dem sich keiner wirklich losgesagt hat, durch alle Fährnisse ihres wissenschaftlichen Lebens geleitet werden.

14 Tage später meldet Werner Thiel, Greven, dass am **Alten Fischmarkt** in **Münster** Skelette ausgegraben worden sind, die viel älter als erwartet seien, nämlich karolingisch, um 800. Sind das jetzt wirklich die ältesten Münsteraner oder sind es Meeresfrüchteesser von 1080? Schließlich liegt Münster nur 140 km vom Meer entfernt und konnte 'Krabben satt' ordern. Doch das ist grundfalsch gedacht: Diese drei Skelette werden *erst noch* mit C14 datiert! Grabungsleiter Ulrich Holtfester kennt das wahre Alter ohnehin: Gründungszeit Münsters! Er hat einen Friedhof gefunden, wo mangels Kirche keiner gewesen sein dürfte; Lokalpatrioten schließen daraus, dass Liudgers 793 gegründetes, nie gefundenes Kloster noch gar nicht fertiggestellt war. Holtfester will derartige Spekulationen vorerst nicht kommentieren, aber weil es sich „»eindeutig« um christliche Bestattungen“ – ohne Grabbeigaben – handelt, steht für ihn fest, „dass diese Menschen in der Gründungszeit Münsters beerdigt wurden“ [Kalitschke]. Nunmehr wird sich Liudgers Zeit in Münster endlich belegen lassen, musste sie doch bislang trotz mehrjähriger Grabungen mit einer einzigen Kreuzfibel vorlieb nehmen [Thiel 2005].

Nur drei Tage später kam in einem Alt-Arm der Emscher das älteste Fischfanggerät Westfalens ans Tageslicht: eine 2,30 m lange **Fischreuse aus Weidengeflecht**, datiert auf +400, in **Castrop-Rauxel**-Ickern [focus]. Sofern

auch Süßwasserfische die C14-Datierung der Reuse kontaminieren können, wäre es eigentlich eine karolingische Reuse...

Was erwartet uns noch alles? Ein Blick auf das an zwei Stellen in diesem Heft angesprochene **Danewerk II** (s. S. 433 ff., 444) lässt Böses ahnen:

„Es wurde lange angenommen, dass der Wall im 10. Jahrhundert von den dänischen Königen Sven Gabelbart oder Harald Blauzahn in Auftrag gegeben worden sei. Untersuchungen mittels Radiokohlenstoffdatierung deuten nun jedoch auf eine Bauzeit bereits um das Jahr 800, zur Zeit des Königs Gudfred, hin“ [wiki → Danewerk].

Also auch im Fall von Brackwasser.

Und auch dann, wenn Fischesser auf den Mauern von **Hildesheim** laufen [laut bild.de vom 15. 7.]:

„Grabungen legen 1000 Jahre alte Mauer frei  
Hildesheim (dpa/lni) - Im Zuge der Sanierungen am Hildesheimer Doms sind Experten auf historische Mauerreste gestoßen. Die Sandsteinmauer mit Fundamenten von zwei Metern Breite stammen aus der Zeit um 815, teilte ein Bistumssprecher am Donnerstag mit. Solch eine frühe karolingische Stadtmauer sei äußerst selten.“

Noch am selben Tag korrigierte *The Associated Press*:

„1.200 Jahre alte Stadtmauer in Hildesheim entdeckt.“

Vielleicht, nein, ganz sicher stärkt Fischessen auch die Kopfrechenleistung menschlicher Gehirne – vor allem, wenn es darum geht, Dinge und menschliches Gebein möglichst schnell zu karolingisieren.

### Literatur

- Associated Press (2010): 1.200 Jahre alte Stadtmauer in Hildesheim entdeckt; 15. 7.  
Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*; Mainz bild.de (2010): *Grabungen legen 1000 Jahre alte Mauer frei*; vom 15. 7.  
Filser, Hubert (2010): Es ist Editha; in *Süddeutsche Zeitung*, vom 18. 6., S. 16  
focus = FOCUS Online (2010): *1600 Jahre alte Fischreuse gefunden*; vom 6. 7.  
Kalitschke, Martin (2010): Liudgers Zeitgenossen gefunden - archäologische Sensation in Münster; in *Westfälische Nachrichten*, vom 3. 7. (Internet)  
Ramsey, Christopher Bronk et. al. (2010): Radiocarbon-Based Chronology for Dynastic Egypt; in *Science* 328, 1554  
Rauchhaupt, Ulf von (2010a): Leuchten und erleuchtet werden; in *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS)*, vom 20. 6., S. 54, 57  
- (2010b): Wann herrschte Sahure? in *FAS*, vom 20. 6., S. 57  
Thiel, Werner (2005): Schliemanns Fluch II oder Münsters Fundament aus Wunsch und Hoffnung; in *Zeitensprünge* 17 (2) 405-419  
wiki = angegebener Wikipedia-Eintrag

# Haruns Münzen im Hafen von Haithabu Jahrgenaue Datierung des Hafens durch Dendrochronologie?

Ewald Ernst

Der Hafen von Haithabu heißt die überarbeitete Dissertation von Sven Kalmring [= K.], die kürzlich erschien und die Ergebnisse von mehr als 100 Jahren Ausgrabungen, besonders die der Grabung 1979/80, an dem wichtigen Ostseehafen zusammenfasst. Auf 668 Seiten wird man umfassend über den Ort und die Ausgrabungsgeschichte informiert. Der schwergewichtige Band ist vorläufiger Höhepunkt der über Haithabu in den letzten Jahren erschienenen, beeindruckenden Literatur.

## Münzfunde

In einem kurzen Kapitel [K. 402 f.] werden die insgesamt 151 Münzfunde bis 2002 abgehandelt. (Seit Nutzung von Metallsonden ist auch in Haithabu eine neue Zeit angebrochen, deren Ergebnisse noch nicht publiziert sind.) Die älteste Münze stammt von Kaiser Antonius Pius (147/51), die jüngste wurde 1035/42 unter Hardeknut in Haithabu geprägt. Als Besonderheit stellt Kalmring neun stempelidentische Darahim von Harun al Rashid heraus.

Die Harun-Münzen wurden 1980 als islamische Silbermünzen registriert. Erst eine von der Volkswagenstiftung gesponserte Untersuchung an 6.000 mittelalterlichen Münzen entlarvte die Harun-Münzen als Fälschungen. 2002 gibt Steuer [143-159] einen Bericht mit Details und Fotos der neun nicht geschlagenen, sondern *gegossenen* Blei-Zink-Legierungen; sie kopieren abbasidische Münzen aus Madinat al-Salam, aus dem Hedschra-Jahr 192 (bislang auf 807/08 n. Chr. umgerechnet) und sind um 900 oder kurz danach in einer Fälscherwerkstatt in Haithabu hergestellt worden.

Die Datierung islamischer Münzen soll hier nicht im Detail diskutiert werden. Volker Popp [56] erklärt, dass die Ära (also der Bezug auf die Hedschra) auf den Münzen nicht erscheint. Wahrscheinlich ist, dass den Fälschern eine – bisher in Haithabu noch nicht gefundene Harun-Münze – als Abgussoriginal vorgelegen haben dürfte. Da Perser und Araber unabhängig von Byzanz waren, werden sie die neue Zeitrechnung des Konstantin VII. Porphyrogenetos nicht mitgemacht haben.\* Eine Münze mit 192 n. H. oder umgerechnet 807/8 n. Chr., also aus der Mitte der Phantomzeit, stammt umgerechnet aus 511/2.\*

-----  
\* Konträr: Weissgerber, S. 393 f.; Müller, S. 412; Illig, S. 447-454 [Der Hg.]

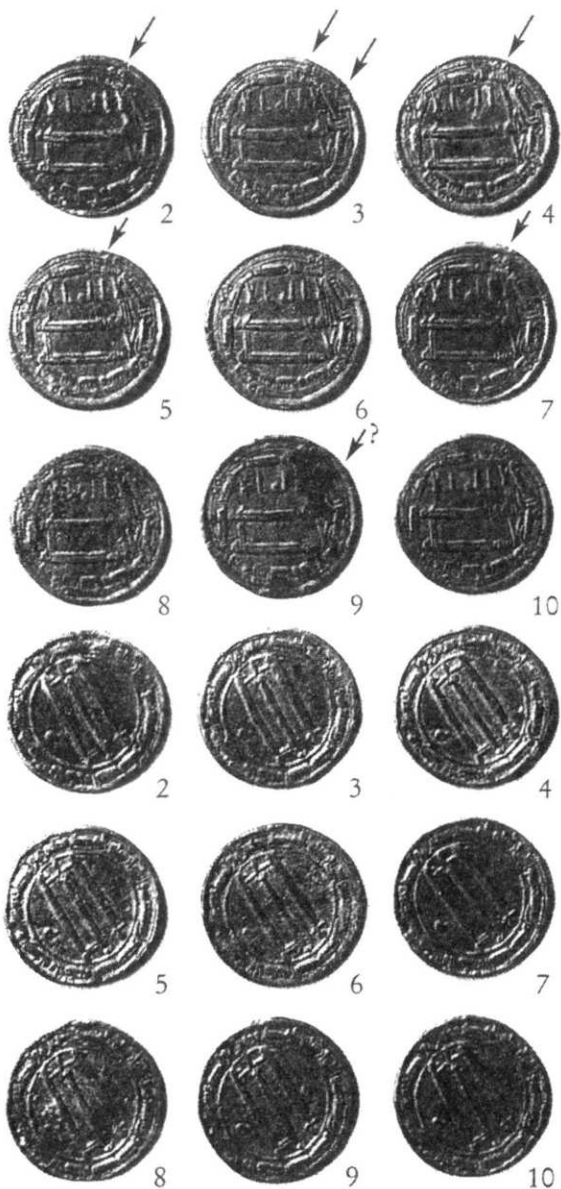


Abb. 1 Die neun stempelidentischen in Haithabu gefälschten Münzen aus der Zeit Harun al-Raschids, 807/08. Pfeile = Gusskanäle [Steuer, 156].

Objektnr.	Dendronr.	Quadrant	Querschnittsform	Nivellement Oberkante (m NN)	Nivellement Unterkante (m NN)	Länge (m)	Breite (m)	Stärke (m)
1140	441	119	Spaltbohle	-0,32	-0,96	0,64	0,19	0,05
1141	440	119	Spaltbohle	-0,19	-0,84	0,65	0,38	0,04
1153	439	119	Bohle	-0,22	-0,76	0,54	0,18	0,04
1154	438	119	Bohle	-0,19	-0,76	0,57	0,21	0,03
1155	437	119	Spaltbohle	-0,22	-0,84	0,62	0,37	0,04

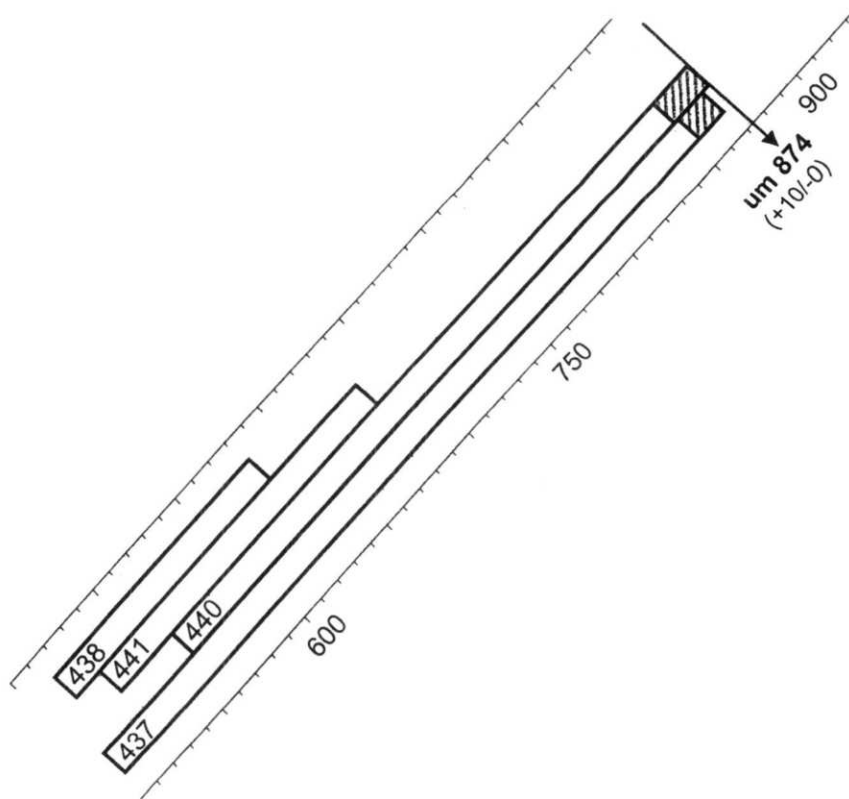


Abb. 2: Haithabu, Hafengrabung. Dendrochronologische Datierung (die Zahlen 438, 441 etc. sind Registrier-Nrn., keine Jahreszahlen) [Kalmring, 608].

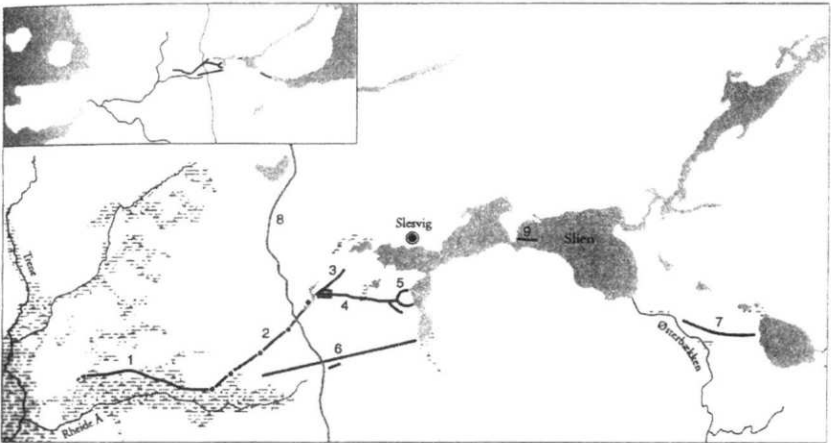
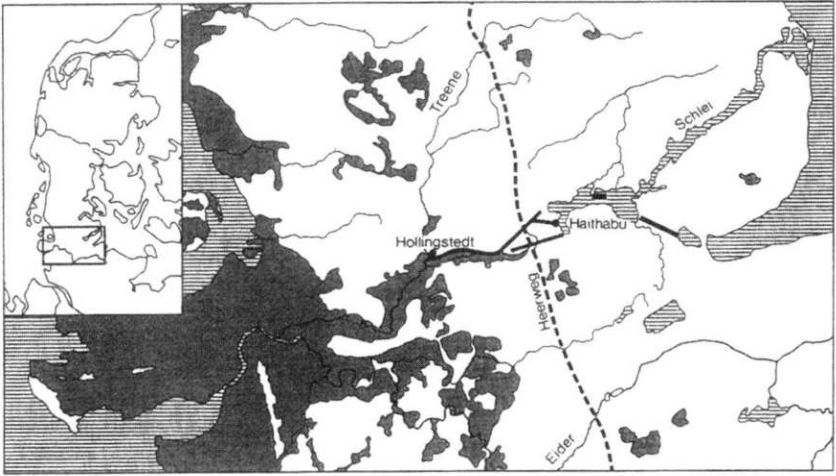


Abb. 3: Schleswiger Landenge mit den Befestigungen zwischen Eider und Schlei. Größerer Maßstab: 5 = Haithabu, 6 = Danewerk II (Kograbben; 800? oder 980?), 2 = Hauptwall (3 Phasen: 737, 965, 1160) [Kalmring, 30, 37]

Die älteste nach Hidschra datierte, in Haithabu gefundene Münze ist von 105 n. H. resp. 723/24 n. Chr. oder linear umgerechnet 426/29. Damit betrüge die Lücke zur bisher einzigen römischen Münze nur 275 Jahre. In Haithabu hat man bis 2002 keine Münze Karls des Großen gefunden, aber immerhin drei byzantinische phantomzeitliche Goldmünzen und eine von 970 n. Chr., einen „merowingischen“ Sceatta von ca. 720 (bzw. 423), sowie eine schöne und eine schlechte Münze Karls des Kahlen, aus den Jahren 843/77, eine schlechte Münze und eine spätere Nachprägung Ludwigs des Frommen und eine zum Amulett umgearbeitete Münze Ludwig des Kindes. Es sind bisher nur 6% des Gesamtgeländes ausgegraben. Man sollte jetzt die Publikation der Funde mit Metallsonden der letzten acht Jahre abwarten.

### **Eichenchronologie**

Hauptthema Kalmrings ist die Dokumentation der 4.000 Eichenstämmen und -bohlen, die aus den Spundkästen 1979/80 geborgen wurden. Die dendrochronologisch ausgewerteten 2.000 Teile ergeben eine in sich geschlossene Zeitspanne von etwa 500 Jahren. Der Ausgräber der Nachkriegszeit, Kurt Schinzel, überredete Dieter Eckstein, seine Dissertation über die zahlreichen Eichenfunde in Haithabu zu schreiben. Zunächst erkennt Eckstein, dass die westdeutsche Eichenchronologie für Haithabu nicht verwendet werden kann. 1969 erstellt er eine Standardeichenchronologie für Haithabu und die nähere Umgebung, die bis 1352 zurückreicht, und eine nichtangebundene, „schwimmende“ Eichenchronologie von 544 Jahren (Haithabu-Chronologie) aus den 2.000 Bohlen. Bis 1976 schafft er die Anbindung und glaubt nun, von heute rückwärts bis ins Jahr 503 jahrgenau Eichenholz datiert zu haben. Immerhin vermeidet er die von Blöss/Niemitz kritisierte Stützung durch C14-Daten. Aber der Brückenschlag ist dürftig dokumentiert [Eckstein 1976]. Nimmt man aber die Richtigkeit des Brückenschlages zur „schwimmenden“ Haithabu-Chronologie an, und bewegt sich rückwärts, stößt man 911 an die Grenze zur Phantomzeit. Hier muss man 297 Jahre in Richtung Spätantike zum Jahr 614 springen und endet dann mit der Eichenchronologie im Jahr 206 statt 503. Interessant wäre nun ein Vergleich mit anderen bis in die Antike reichenden Chronologien z.B. mit der Chronologie von Ernst Hollstein für Trier. Diese Frage stellt sich erst bei Berücksichtigung der Phantomzeit. Ohne Phantomzeit hat man 297 eingeschobene Jahre jahrgenau „nachgewiesen“ und datiert damit zusammenhängende Funde genauso falsch.

### **Danewerk**

Der bis zu 11 m hohe Wall, der Haithabu umgibt, ist später Teil eines Wallsystems, das angeblich schon um 800 gegen Karl den Großen errichtet wor-



den ist. Die Reichsannalen zum Jahr 804 sehen ihn an der Elbe (sic) in Hollingstedt (Holdunsteti) und den König der Dänen bei Sliesthorp, also Schleswig. Im Jahr 808 schickt Karl seinen Sohn Karl gen Norden. Der baut eine Brücke über die Elbe, verwüstet das Land der Linonen wie der Smeldinger und kehrt ohne Verluste über die Brücke zurück. Dem Dänenkönig wird gar der Bau eines Walles (vallo) von der Eider (Egidorae fluminis) bis zur Ostsee (Ostarsalt) zugeschrieben. Damit greifen die Reichsannalen weit in die Zukunft, da Schleswig, der Nachfolgehafen von Haithabu erst um 1050 gegründet wird.

Helmuth Andersen 'schwimmt' 1975 zwischen relativer Chronologie, Datierung nach literarischen Quellen und den Ergebnissen von C14 und Dendrochronologie:

„Unsere naturwissenschaftlichen Daten sind C-14 Datierungen und dendrochronologische Datierungen. Die ersteren bestätigen zwar die Richtigkeit unserer relativen Reihenfolge der drei Danewerke, verlegen sie aber

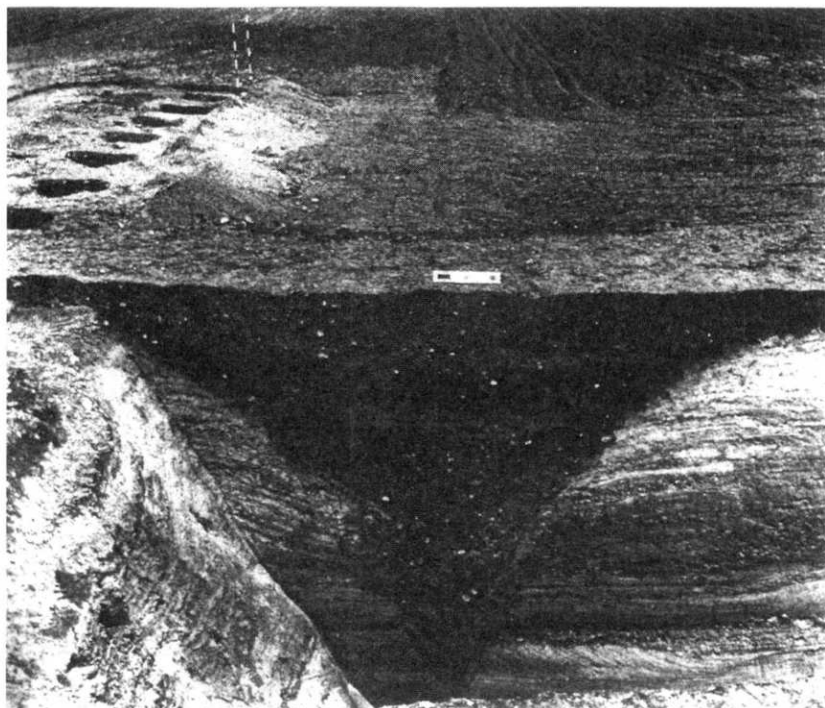


Abb. 4: Profil des Grabens vor Danewerk II (Spitzgraben) [Andersen,93]

in frühere Zeiten. Die Datierungen liegen zwischen 480 und 860 und müssen für unsere Zwecke vorläufig ausscheiden, weil die Messungen für diese Zeit zu unexakt sind.“

Sollten die C14-Werte richtig sein, wäre die Bauzeit 180 bis 560 passend zur einzigen in Haitabu gefundenen römischen Münze und passend zur Bautechnik des Danewerk II, einem 6 km langen schnurgeraden Limes mit südlich vorgelagertem Spitzgraben. Dieser Limes würde den antiken 'Nordostseekanal', die Verbindung über die Treene, 16 km über Land zur Schlei gegen Feinde aus dem Süden schützen. Man darf gespannt sein, was die noch nicht ausgegrabenen 94 % von Haithabu noch an Überraschungen bergen.

### Literatur

- Andersen, Helmuth (1975): Fragen der Danewerkforschung, in Katalog *Ausgrabungen in Deutschland*, Teil 3, Mainz
- Blöss, Christian / Niemitz, Hans-Ulrich (1997): *C14-Crash*, Gräfelfing
- Eckstein, Dieter (1969): *Entwicklung und Anwendung der Dendrochronologie zur Altersbestimmung der Siedlung Haithabu*, Hamburg
- (1975). Der Kalender im Holz – eine Einführung in die Dendrochronologie in Haithabu; in *Kölner Römerillustrierte 2/1975*, Köln
- (1976): Absolute Datierung der wikingerzeitlichen Siedlung Haithabu/Schleswig mit Hilfe der Dendrochronologie, in *Naturwissenschaftliche Rundschau*, 81-84, Stuttgart
- Hollstein, Ernst (1975): Jahresringe als Urkunden der Vergangenheit – Dendrochronologie; in *Kölner Römerillustrierte 2/1975*, Köln
- Jankuhn, Herbert (1937): *Haithabu*, Neumünster
- Kalming, Sven (2010): *Der Hafen von Haithabu. Ein Seehandelsplatz der Wikinger*, Neumünster
- Popp, Volker (2007): Von Ugarit nach Sâmarrà; in Ohlig, Karl-Heinz (Hg.) *Der frühe Islam*, Berlin
- Rau, Reinhold (1966): Die Reichsannalen, in Buchner, Rudolf (Hg.): *Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters*, Band V, Darmstadt
- Steuer, Heiko / Stern, Willem / Goldenberg, Gerd (2002) Der Wechsel von der Münzgold- zur Gewichtgeldwirtschaft in Haithabu um 900 und die Herkunft des Münzsilbers im 9. und 10. Jahrhundert; in Brandt, Klaus / Müller-Wille, Michael / Radtke, Christian (Hg.): *Haithabu und die frühe Stadtentwicklung im nördlichen Europa*, Neumünster
- Wiechmann, Ralf (2007): Haithabu und sein Hinterland – ein lokaler numismatischer Raum? Münzen und Münzfunde aus Haithabu (bis zum Jahr 2002), in *Berichte über die Ausgrabungen in Haithabu*, Bericht 36, Das archäologische Fundmaterial VIII, Kurt Schietzel (Hg.), Neumünster [Münzkatalog]

Ewald Ernst, 32805 Horn-Bad Meinberg, Lange Str. 16  
ewald\_ernst@web.de

# Münzen zur Wikingerzeit

## Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung

Heribert Illig

*Gemeinhin wird die Wikingerzeit ab 793 gerechnet, ab dem Überfall auf das Insel-Kloster Lindisfarne vor der englischen Nordostküste. Sie läuft um 1200 aus, nachdem diese Seefahrervölker so weit wie nur möglich 'die Grenzen der Erde' gesucht haben: Nordkap, Island, Grönland, Kanada, England, Normandie, Süditalien, Konstantinopel, Bagdad und übers spätere St. Petersburg hinaus. Münzen waren bei diesen Handelsvölkern zunächst nicht bekannt; als erste eigene Prägungen gelten solche, die sie in England des späten 9. Jh. anfertigen ließen, als skandinavische Siedler auf die dortigen angelsächsischen Traditionen zurückgriffen [Graham-Campbell, 198]. Diese Datierung wird mit Hilfe anderer im Baltikum aufgefundenen Münzhorte geprüft. Ebenso wird die Hidschra-Datierung von samanidischen Darahim und älteren Prägungen untersucht.*

### Rus (Kiewer Großreich)

Beginnen wir unseren Streifzug im Osten. Der warägische Fürst Rurik (skand. Hröríkr, berühmter Herrscher"; um 830 – um 879)

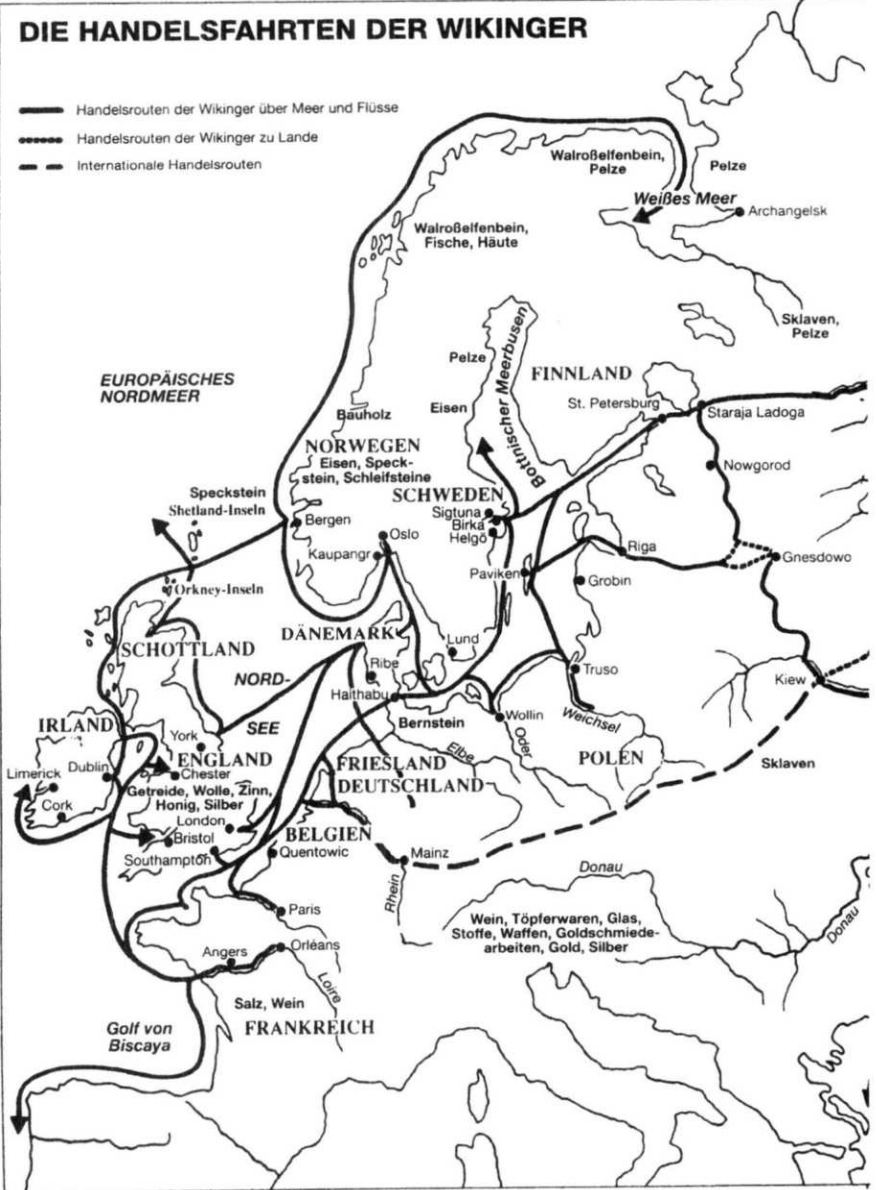
„gilt als Gründer des ersten ostslawischen Reichs im Jahre 862 und damit als Begründer Russlands, der Ukraine und Weißrusslands. Er soll von 862 bis 879 über Nowgorod sowie das Land zwischen den Flüssen Newa und Oka geherrscht haben. Als sein Nachfolger gilt Oleg, der Weise, der die Herrschaft als Regent für Ruriks Sohn Igor innegehabt haben soll.

Ob es sich bei Rurik um eine reale Person oder nur um eine Legendengestalt handelt, ist in der Geschichtswissenschaft seit mehreren Jahrhunderten umstritten. In den letzten Jahren haben deutsche und russische Archäologen seinen vermutlichen Herrschaftssitz in Rurikowo Gorodischtsche ausgegraben. Allerdings galt es bislang als weitestgehend gesichert, dass Alt-Ladoga der bedeutendste Stützpunkt der frühen Waräger im slawischen Gebiet war. Ab 750 n. Chr. ist die Anwesenheit von Skandinaviern in der Siedlung Alt-Ladoga archäologisch belegt“ [wiki → Rurik].

Die Rus sind so wenig wie ihre Landsleute im Westen wüste Schlagetots und Händler gewesen. Die brutalen Attacken wurden in den kontinentalen Chroniken fürs 9. Jh. erfunden, konnten sie doch von der Archäologie in keiner Weise bestätigt werden [Illig 1999, 97-99]. Das Handelsvolk hingegen erweist sich durch die zahlreichen islamischen Münzen aus Zentralasien als Faktum.

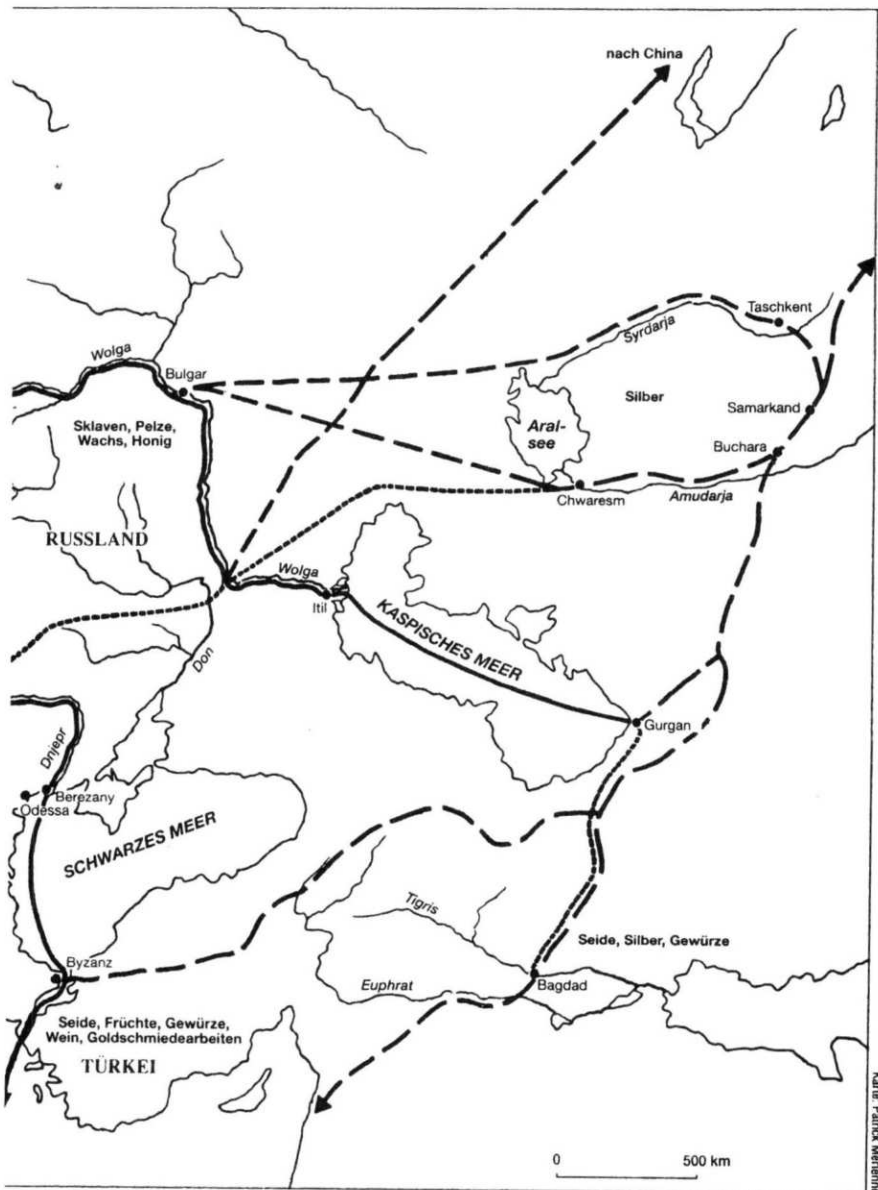
# DIE HANDELSFAHRTEN DER WIKINGER

- Handelsrouten der Wikinger über Meer und Flüsse
- ⋯ Handelsrouten der Wikinger zu Lande
- - - Internationale Handelsrouten



Nach J. Graham-Campbell, »The Viking World«, London 1980

[Graham-Campbell, 88 f.]



Eigene Prägungen kennt Rus wahrscheinlich ab 988, als zunächst Goldmünzen, aber bald darauf auch Silbermünzen geschlagen werden [Roesdahl, 308]. Als Vorbilder dienten byzantinische Prägungen. Ab 900 wächst, gemessen am Volumen der Dirhamhorte – (über deren Herkunft und Datierung s. u.) –, der Handel in Rus, dem Gardar der Wikinger [ebd. 81]. Zwischen 940 und 960 erreicht er sein Maximum:

„Etwa 30 Prozent aller ins europäische Rußland und in den Ostseeraum importierten Drachmen wurden nur in diesen beiden Jahrzehnten deponiert“ [Sawyer, 157]

Dies illustriert Russlands berühmtester Hortfund aus der Wikingerzeit: der *Silberschatz von Gnezdowo* bei Smolensk. Er besteht zumeist aus Schmuckstücken skandinavischer, slawischer und orientalischer Provenienz, enthält aber auch acht Silbermünzen: „davon 2 sassanidische, 1 indische, die übrigen islamisch (insgesamt gibt es 20 Münzen im Schatz, die jüngste von 953/954)“ [Roesdahl, 307]. Nachdem die Sassaniden 224–642 an der Macht gewesen sein sollen, hätte der Münzhort eine Belegdauer von 300 bis vielleicht über 700 Jahren, was wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Nach 960 geht der Dirhamimport dramatisch zurück und endet um 1030, als der Silberanteil der samanidischen Darahim von 90 auf 5 Prozent gefallen ist und damit die Möglichkeiten des monetären Betrugs bis zur Neige ausgereizt sind [Sawyer, 161]. Wie im Gegenzug rücken deutsche an Stelle der samanidischen Münzen:

„Von der zweiten Hälfte des 10. bis zum ersten Viertel des 12. Jahrhunderts besitzt die deutsche Münzprägung eine geradezu dominierende Stellung für Nord- und Osteuropa“ [Kluge, 9].

So gibt es im Norden und Osten nun beträchtliche Horte mit deutschen Münzen; allein mehr als 12.000 im *Hort von Vichmjaz* am Ladogasee [vgl. Illig 1996, 164]. Nachdem das Gebiet 'Deutschlands' bis gegen 1100 ausgesprochen arm an Münzfunden ist – das für Münzpräger lukrative In-Verruf-Bringen von Münzen scheint effektiv gewesen zu sein –, kann die Geschichte seiner Prägungen nur auf Basis derartiger Funde im Norden und Osten geschrieben werden [Kluge, 9, 12]. Deutlich wird, dass westliche Münzen in dem Maße nach Osten vordringen, in dem dort die Münzimporte aus islamischen Ländern zurückgehen. So wirkt der kurze Höhenflug der Darahim in Rus plausibel.

### Westslawen

Außerhalb der Einflussphäre von Rus lag die Südküste der Ostsee, also aus heutiger Sicht Teile Polens und Norddeutschlands. Hier lebten Westslawen, auf deren Territorium sich ungefähr 30 Prozent aller Darahim aus den baltischen Ländern fanden. Zumindest für Mecklenburg lässt sich sagen, dass ihre

Prägungsjahre umgerechnet zwischen 892 und 998 lagen [Beltz]. Die Handelsbeziehungen der Westslawen sind noch schlecht erforscht, aber diese sind archäologisch in den Gebieten der Rus, etwa in Ladoga vertreten [Sawyer, 162 f.].

Heinsohn [2001a, 444 f.] hat für die Weichselmündung bereits die Probleme herrschender Lehre geschildert:

- Nach einer Münze von Herakleios [der ab 610 regiert, aber nach 612 nur wenige Münzen in nur noch zwei Prägeorten schlagen lässt] gibt es bis 724 bzw. 750 bzw. 800 keine Münze mehr; danach wenige kufische ohne jeden archäologischen Kontext.
- Nach 800 reißt eine zweite Lücke bis 960 [900?] auf, bis erneut kufische Münzen vorkommen, diesmal zusammen mit vielen Münzen anderer Völker und Siedlungskontexten. Persische und byzantinische Münzen treten erst ab dem 11. Jh. (wieder) auf.

Es gibt also erratische Münzen des 8. Jh., wobei Heinsohn [2001a, 445] auf die von Simson festgestellten „Volatilitäten der islamischen Münzchronologie“ hingewiesen hat, die sich nur durch erfundene Jahrhunderte erklären lassen. Offenbar erreichen die samanidischen Darahim die Weichselmündung erst später als die russischen oder skandinavischen Gebiete. Oder hätte es eine kurze Besiedlungslücke zwischen Gepiden/Goten und Slawen vor der Grenzabklärung gegeben?

## Schweden

Nachdem der Handel durch die nordischen Völker vorangetrieben wird, geht man davon aus, dass große Mengen der samanidischen Silber-Darahim den Weg über die Ostsee gefunden haben. Wiederum liefern Hortfunde die entscheidenden Facetten für die Rekonstruktion. Demnach sind in Nordeuropa rund 600 Münzen aus Byzanz (Grekland für die Wikinger) gefunden worden, aber 85.000 islamische [Roesdahl, 80]. Erstaunlicherweise verzeichnet die Insel Gotland die meisten Dirhamfunde, ohne dass hier ein adäquates Handelszentrum gefunden werden konnte. Das wichtigste für den russischen Raum war vielmehr Birka am Mälarsee, also in Mittelschweden [Sawyer, 162].

Wie in Rus wächst in Schweden der Handel ab 900 und kulminiert zwischen 940 und 960. Doch es gibt zwei entscheidende Unterschiede zu den russischen Funden: Zwischen 965 und 985 gibt es keine islamischen Münzen in Skandinavien! Das wird mit gebräuchlichen Methoden der Silberbeschaffung motiviert, die damals durch die Rus vereitelt wurden, denn im Osten sind in diesem Zeitraum weiterhin Darahim zu finden [Sawyer, 26]! Und:

„Von den 950er Jahren an wird die chronologische Zusammensetzung der schwedischen Drachenschätze zunehmend älter, da weniger Drachmen nach Schweden kamen“ [Sawyer, 162].

Diese Einschätzung ist allgemein. So schreibt etwa Brather [2001, 234] über den Ostseeraum: „Dort zirkulierten bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts nur noch »überalterte« arabische Münzen“. Eine aktuelle web-site bringt ein weiteres Argument:

„In Skandinavien ca. 60.000 Münzen entdeckt. In der zweiten Hälfte des 10. Jh. waren die Silbervorkommen erschöpft, der Münzaustausch kam zum Erliegen. So erklärt man sich die überalterten Münzen“ [wikinger].

Anders gesprochen: Weil die Legierungen immer schlechter wurden, blieben die älteren Prägungen aus dem Südosten begehrt; demnach braucht es hier keine Erklärung durch phantomzeitliche Auswirkungen. Laut Sawyer [2000, 162] ebbt der Zustrom nach 950

„aus unbekanntem Gründen ab, um im zweiten Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts gänzlich zu versiegen. Und genau in dieser Zeit begann Nowgorods Aufstieg zum Zentrum von Rußlands neuem Handel mit dem Ostseeraum“.

Das politische Argument würde zu spät greifen: Der Dirham-Rückgang setzt bereits nach 950 ein, aber die samanidische Herrschaft erlosch erst 999 oder 1005. Spätestens damals wurde ihre Dirham-Produktion eingestellt; danach übten teils die Ghaznawiden – eine muslimische Dynastie türkischer Sklavenherkunft bis 1186 – die Herrschaft in den südlichen Gebieten aus, teils die Kara-Chaniden – eine türkische Herrscherdynastie, die in Samarkand bis 1212 bestand – in den östlichen Gebieten.

Gotland ist die 'Schatzinsel' schlechthin. Rund 700 Silberschätze aus der Wikingerzeit sind geborgen worden.

„»Aus dem 9. und 10. Jahrhundert liegen sehr viele arabische Münzen vor«, weiß die Kulturbeauftragte von Visby, Majvor Östergren. »66.000 wurden auf Gotland gefunden. Die Münzen aus dem 11. Jahrhundert kommen überwiegend aus Europa, natürlich auch aus Deutschland« [3sat].

Gotländische Horte wie etwa der **Förlhagen-Schatz** beweisen, dass um 1000 keineswegs nur samanidische Münzen 'gesammelt' wurden: Neben zahlreichen Schmuckstücken und Gold- wie Silberbarren gehörten zu ihm:

„ganze und fragmentarische islamische, deutsche, böhmische, byzantinische und englische Münzen (ursprünglich 1241 Stück, hauptsächlich islamisch und deutsch; die jüngsten geprägt etwa 991–1004)“ [Roesdahl, 264].

Das gleiche Bild zu gleicher Zeit bietet auch der **Skavsta-Schatz** [ebd. 293].

In Schweden sind unter Olof Skötkonung (ca. 994–1022) die ersten Münzen geprägt worden. Als Vorlage diente der Crux-Typus Æthelreds II., wie er zwischen 991 und 997 geschlagen wurde; englische Münzmeister sind nachgewiesen [Roesdahl, 338]. Bis 1025 wurden englische Typen teils sehr schlecht, teils so gut nachgeprägt, dass nicht klar ist, ob sie nicht aus England selbst



stammen [ebd. 338]. Da muss es überraschen, dass es zwischen ca. 1045 und 1140, fast ein Jahrhundert lang keine einheimische Münzprägung gegeben hat [ebd. 221]. Dann beginnen die hochmittelalterlichen Prägungen, die nicht mehr von englischen, sondern von norwegischen Vorbildern abhängen [ebd. 373].

### Norwegen

Das Land ist früh in dänische Hand geraten (s.u.). Von Bedeutung ist der **Goldschatz von Hon**, der größte erhaltene Goldschatz der Wikingerzeit mit hervorragend gearbeiteten Schmuckstücken, darunter eine karolingische Kleeblattfibel. Zu ihm gehört ein zeitlich weit gestreutes Ensemble von 20 Gold- und Silbermünzen:

- 1 oströmische, von 354/57,
- 2 byzantinische, eine der beiden von ca. 850,
- 1 merowingische,
- 10 arabische (davon 1 bis 2 Nachbildungen), davon 1 von ca. 850;
- 5 karolingische, 1 davon um 850,
- 1 angelsächsische [Roesdahl, 234].

Aus phantomzeitlicher Sicht stammt der Schatz nicht aus der zweiten Hälfte des 9. Jh., sondern aus dem frühen 10. Jh.

Die ersten eigenen norwegischen Prägungen veranlasste Olav Tryggvason (ca. 995–1000), analog zu den ersten schwedischen Münzen [ebd. 338]. Der norwegische Einigungsprozess scheint erst 1060 beendet gewesen zu sein.

### Dänemark

In der westlichsten Ostsee sind kaum mehr Darahim zu finden. Dafür gibt es gleich drei Zeiträume für dänisches Münzschlagen. Die frühen aus dem 8. Jh. gelten als Nachbildungen englischer Münzen, ohne dass klar ist, ob sie in Dänemark oder in Friesland geprägt worden sind. Spätere dänische Prägungen des 9. Jh. sind karolingischen Münzen nachgebildet, bringen aber größeren Detailreichtum, gerade was Schiffsdarstellungen angeht [Sawyer, 12, 198]. Das bezieht sich auch und gerade auf die Münzstätte in Haithabu, die nur von 825 bis etwa 850 und dann von ca. 890 bis ca. 990 tätig gewesen sein soll [Graham-Campbell, 199; Pörtner, 373]. Ihr werden neuerdings auch Fälschungen islamischer Münzen zugeschrieben (vgl. Ernst, S. 428). Können all diese Münzen im 10. Jh. untergebracht werden? Um 950 übernehmen die Jellinge die Macht von Gorm dem Alten; es folgen

- |                 |  |
|-----------------|--|
| Harald Blauzahn | 950– 986 (auch Oberherr über Norwegen)           |
| Sven Gabelbart  | 986–1014 (auch Eroberung Englands)               |
| Harald Svensson | 1014–1018  |
| Knut der Große  | 1018–1035 (auch Norwegen und England in Besitz). |

Blauzahn ist archäologisch gut belegt: Gedenkstein, Holzkirche, lange Holzbrücke, zwei Grabhügel, Befestigungen; bezeichnenderweise erneuert er zwischen 950 und 960 das legendäre Danewerk gegen die Franken, das schon vor 700 oder um 800 (s. S. 427) begonnen worden sein soll. Veralternde Verdopplung oder Beginn vor 614 (s. S. 434)? Das erklärt auch, „daß die beiden Hauptperioden von Wikinger-Unternehmungen in Westeuropa jeweils gegen Ende des 8. und 10. Jahrhunderts einsetzten“ [Sawyer, 27]. Haithabus Befestigungen wurden nach 960 mit dem Danewerk verbunden. Indem Haithabus Münzen die in Dorestad geschlagenen karolingischen Münzen imitieren – insbesondere die Buchstaben CAROLUS und DORSTAD –, dies aber sowohl im 9. wie im 10. Jh. tun [Graham-Campbell, 199], können sie das ebenso gut nur im 10. Jh. nach Vorbildern von Carolus simplex getan haben [vgl. Heinsohn 2001b].

Der Dirham-Silberstrom riss in Dänemark bereits Mitte des 10. Jh. ab [Sawyer, 178]. Die eigene Münzprägung beginnt unter Gabelbart ab 986, analog zu den Prägungen in Schweden und Norwegen [Roesdahl, 338]. Aber erst unter Knut d. Gr. kam das Münzschlagen richtig in Gang [ebd. 220]. Er prägte in England Münzen in dortiger Tradition, um dann im Stammland ein Münzsystem nach englischem Muster einzuführen [Sawyer, 183]. In Schweden stiftete eine Münzfälschung Unsicherheit: In Knuts

„Namen in Sigtuna geprägte Münzen, die oft als Beweis dafür angesehen wurden, daß die Svear ihn als König anerkannten, waren in Wirklichkeit alle mit einem einzigen Prägestempel geschlagen, der von einer Münze Knuts reproduziert war, genauso wie es andere Sigtuna-Münzen im Namen Æthelreds, des Königs der Engländer, gibt. Diese Münzen sind deshalb kein Beweis, dass Knut über die Svear herrschte“ [Sawyer, 185].

Machthaber haben für Macht, Einfluss und Besitz nicht nur Urkunden, sondern auch Münzen fälschen lassen. Aufschlussreich sind „vier dänische Münzen von etwa 825–980“, verraten sie doch Wesentliches über die karolingischen Münzen. Dafür hier die ausführliche Legende für die Münzen a bis c:

„a: Vorder- und Rückseite zeigen zwei gegenübergestellte Hähne und ein Schiff mit Segel. Für die Vögel gibt es keine numismatischen Vorbilder, doch viele karolingische Münzen zeigen Schiffsdarstellungen. [...] Wahrscheinlich in Haithabu gegen 825 geschlagen, zu den ältesten dänischen Münzen gehörend. [...]

b-c: Die Motive von Vorder- und Rückseite sind die Namen Karls des Großen und der friesischen Stadt Dorestad. Diese Münzen zeigen die Entwicklung bei den dänischen Nachbildungen von im späten 8. Jh. in Dorestad geprägten Denaren Karls des Großen: Sie werden ständig dünner und leichter, und es wird immer schwerer, die Motive wiederzuerkennen. Das ist zu allen Zeiten ein normaler Prozeß bei Münzimitationen. Die Serie beginnt Anfang des 9. Jhs. und endet etwa 975/80“ [Roesdahl, 266 f.].

Hier wird der Eindruck vermittelt, dass die Dänen 200 Jahre lang nicht von Karlsmünzen lassen konnten, obwohl andere, viel jüngere Münzen kursierten. Das ist nicht überzeugend. Viel plausibler ist es, diese Münzen Karl dem Einfachen zurückzuerstatten, wie es Heinsohn [2001b] getan hat, worauf die dänische Serie nicht mehr bis aufs späte 8. Jh. zurückgreift, sondern auf die Zeit um 920, und die Karlsverehrung in Gestalt von Münznachahmungen maximal 60 Jahre anhält. So lassen sich derartige Prägungen vor Knut, also von 960 bis 1018 so ansetzen, dass ihre Funde keine Darahim als Begleitung zeigen.

Ein Nachtrag: Im obigen Zitat werden sehr alte dänische Prägungen bei 825 gesehen; in der Auslassung danach steht der Verweis auf einen anderen Katalogeintrag. Bei ihm geht es um friesische Sceattas, also um kleine, dicke Silbermünzen, „geprägt im 8. Jh. (nach ca. 720)“ [Roesdahl, 266], die ein Gesicht (Wotan?) und ein rückwärts blickendes Tier zeigen. Weil sie wegen englischen Gegenstücken so früh angesetzt werden müssen, werden sie im Überblick [ebd. 220] zwar abgebildet, aber von Roesdahl nicht besprochen. Sie könnten entsprechend Renate Laszlos Ausführungen zur englischen Geschichte [2007] bald nach dem Zeiteinsprung in Jütland geschlagen worden sein.

### Das Frankenreich

Bekanntermaßen sind fränkische, also merowingische wie karolingische Münzen äußerst rar, obwohl ungeheure Edelmetallmengen als Tribute und Lösegelder an die Wikinger gezahlt worden sein sollen: allein zwischen 841 und 884 mehr als 40.000 Pfund (!) an Gold und Silber [Sawyer, 47] – zu einer Zeit, in der dort allenfalls Flussgold gewaschen und weder Tiroler noch Harzer Silberminen erschlossen waren. Letztere werden für 968 erstmals bei Widukind von Corvey erwähnt; bald darauf gehörten die Bergrechte dem Kaiser. Die übliche Erklärung für den zu frühen Silbersegen ist das Einschmelzen arabisch-islamischer Münzen (nachgewiesen fürs späte 10. Jh.); einfacher ist die Erklärung, dass es sich um grobe Erfindungen handelt, um Rückprojektionen aus späterer Zeit. Große Tribut- oder Lösegeldzahlungen werden erst im 10./11. Jh. plausibel, wenn nachweislich Silber vorhanden ist.

Als große *Münzschatze* werden die von *Compiègne*, *Courbanton* und *Bonnevaux* genannt, die insgesamt weniger als 6.000 Pence enthielten, also keine fränkischen Münzen, sondern solche von der englischen Insel [ebd.]. Dabei sind Orte wie Quentowik (nahe Boulogne) durchaus als Sitz einer „produktiven Münzanstalt“ aus der Karolingerzeit überliefert [Sawyer, 56]. Nennenswerte Bestände an Darahim haben sich nicht ins Frankenland verirrt. Der Satz, „auch in Mainz wurden sie [Darahim; HI] nach Aussage eines Sklavenhändlers namens Ibrahim Jakob im 10. Jahrhundert verwendet“ [wiki → Samani-

den), beweist nur, dass hierzulande mangels Dirhamfunde auf Schriftquellen zurückgegriffen werden muss.

Aber es gibt noch andere Prägungen, nämlich normannische, also wiederum Wikingerprodukte. Geschlagen wurden sie unter Wilhelm I. Langschwert vor 940; sie sollten wohl die Selbständigkeit der Normandie gegenüber dem fränkischen König unterstreichen. Als Vorbild dienten wie in Schweden angelsächsische Münzen [Roesdahl, 333]. Aber prägten hier Wikinger fast 60 Jahre früher als in Skandinavien? Wilhelm II. regierte ab 1035.

Nicht unerwähnt dürfen die Münzen bleiben, die fränkischen Herrschern wie Pippin d. J., Karl d. Gr. und Ludwig d. Frommen zugeschrieben werden. Bekanntermaßen kennt man das Gros der 13.723 fränkischen Münzen aus der Zeit von 750 bis 900 [Heinsohn 2001, 653] aus Horten *außerhalb* der Reichsgrenzen: nördlich der Elbe, in Dänemark, Schweden und Norwegen. Sie sind dort verschwistert mit kufischen Münzen und, wie z.B. in Varnhem und Norledet, mit angelsächsischen Exemplaren [Real, 32: 14]. Aus phantomzeitlicher Sicht stammen die Münzen von

Pippin d. J., 750–768, von Pippin d. Ä., –614? [Heinsohn 2001, 648; Illig 2009]

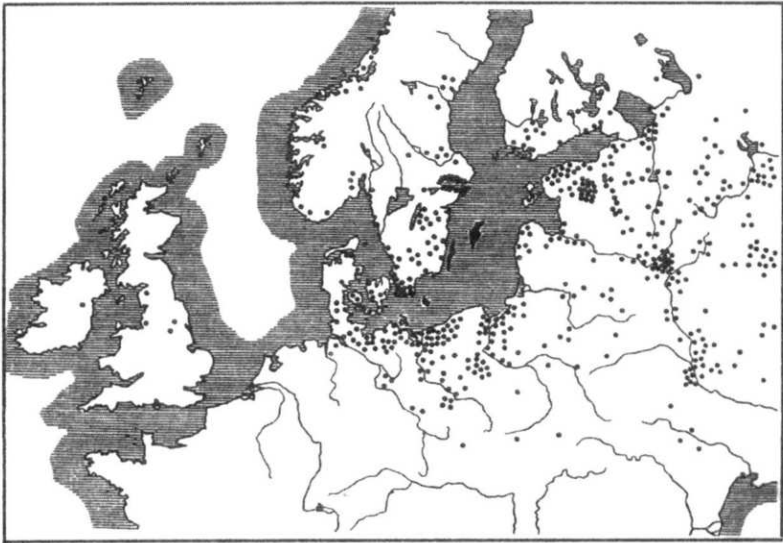
Karl d. Gr., 768–814, von Carolus simplex, 7911–922 [Heinsohn 2001]

Ludwig I. d. Frommen, 814–840, von Ludwig III. d. Blinden, 7911–928, der nach herrschender Lehre 901 zum Kaiser gekrönt worden ist. Die Situation 614||911 zeigt die Situation der merowingischen Teilstaaten Neustrien, Burgund und Ausrrien, die sich in Richtung Deutschland mit zeitweilig geschlossenem Burgund und Frankreich auseinander entwickeln.

## England

Auf den britischen Inseln hat sich die Münztradition wie bei den Merowingern von den Römern hergeleitet. Deswegen könnten die Wikinger, die 793 mit Lindisfarne das erste Inselkloster angegriffen haben sollen, nicht nur kostbares liturgisches Gerät, sondern auch Münzbestände gesucht haben, wie der **Åspinge-Schatz** in Schweden mit seiner Halskette aus Silberpenze zu demonstrieren scheint. Aber sie stammen nicht aus dem 8. oder 9. Jh., sondern von Æthelred the Unready und waren zwischen 997 und 1016 im Umlauf [Sawyer, 65]. Unter dessen Herrschaft haben die Engländer hohe Summen gezahlt, um Wikingerangriffe zu vermeiden [Sawyer, 27].

Gleichwohl gibt es Münzen, die Alfred d. Gr. oder Ceolwulf zugeschrieben werden, ergo der Zeit von 871–899 [Sawyer, 67]. Das illustriert der **Schatzfund** nahe **Cuerdale**, Lancashire, mit ca. 7.500 Münzen: Er wird als in einer Flussböschung vergrabene Wikingerbeute angesehen, die Münzen aus Skandinavien, Francia, Italien, Irland, piktischen und anderen insularen Gebieten vereint [Sawyer, 64]. Ursprünglich enthielt er über 8.500 Silberteile von etwa 40 kg Gewicht und war damit



Arabische Münzfunde in Europa; die Elbe als deutliche Trennlinie [Pörtner, 370]. Fränkische Münzen im Norden; wieder die trennende Elbe [Jankuhn 1956]

„fünf mal schwerer als jeder andere wikingerzeitliche Hort aus Skandinavien oder Westeuropa. Anhand seiner gut 7.500 Münzen läßt sich seine Vergrabung etwa auf das Jahr 905 bestimmen. Die meisten von ihnen sind zeitgenössische wikingsche Prägungen aus Northumbria und East Anglia, aber es finden sich auch angelsächsische, fränkische, italische und kufische Münzen darunter sowie vier aus Haithabu“ [Roesdahl, 323].

Sofern es sich bei den kufischen Münzen um Darahim handelte, die erst nach 900 überhaupt in den Westen gewandert sind, erschiene das Vergrabungsjahr 905 als deutlich zu früh angesetzt. Aus dem Blickwinkel erfundener Zeit sind die dem 9. Jh. zugeschriebenen Prägungen en bloc in eine spätere Zeit zu verbringen. Wir werden im Weiteren Argumente finden, dass derartige Münzen dem 10. Jh. zugeschrieben werden können.

Auch Großbritanniens spektakulärstes Schiffsbegräbnis, *Sutton Hoo*, wird mit Hilfe zugehöriger Münzen datiert, obwohl die Beigaben keineswegs nur von Angelsachsen geschaffen, sondern aus aller Herren Ländern importiert worden sind: Schweden, Byzanz, Rheinland, merowingische Francia und eine Schüssel mit Stempelmarken von Kaiser Anastasius I. († 518).

„Die Münzen in dem Begräbnis sind eine gewisse Zeit nach 622 zusammengestellt worden [...] Klar ist, dass wir ein Schlussdatum zwischen etwa 625 und 635 für die Objekte der Grablegung haben“ [Wilson, 25].

Dagegen haben sich die beiden Laings [216] indirekt ausgesprochen:

„Ab dem späten [! HI] siebten Jahrhundert, als sie wieder eingeführt worden sind, sind auch Münzen gültige Fingerzeige für die Datierung, obwohl nur wenige aus archäologischen Kontexten kommen.“

Demnach wären die hier gefundenen Münzen keine gültigen Fingerzeige darauf, ob diese Bestattung vor oder nach 614||911 anzusetzen ist. Man ging immer von einem königlichen Begräbnis aus und schließt wegen der Münzen seit langem auf Raedwald of East Anglia († 617 oder 625), der in Bedas *Historia ecclesiastica gentis Anglorum* als Bretwalda geführt wird [wiki → Sutton Hoo]. Erstaunlicherweise gibt es aktuell eine sehr vorsichtige Einschätzung: „vermutlich **vom frühen 7. bis zum 9. Jh.** zu datieren“ [Engl. wiki → Sutton Hoo; Hvhg. HI]. Damit wird neuerlich klargestellt, dass die dark ages ‘auf der Insel’ noch längst nicht verstanden sind. Denn nach Raedwalds Zeit sind nur wenige ostanglische Könige greifbar: Aelfwald († 749), Aethelberht (von Offa 794 getötet) und Edmund (von den Wikingern 869 umgebracht) [Wood, 8]. Eine Erzählung des 11. Jh. verbindet aber diesen Edmund mit Sutton Hoo [Wood, 79], womit Woods Buchtitel *In Search of the Dark Ages* noch keineswegs ausgeschöpft ist. Es wird Zeit, dass die These vom erfundenen Mittelalter hier neues Licht wirft.

## Irland

Für Irland ist nur anzumerken, dass Sihtric Seidenbart als nordischer König von Dublin um 997 die ersten irischen Münzen prägen ließ [Roesdahl, 333]. Sie folgten englischen Vorbildern, wie sie auch Handelsbeziehungen mit dem südlichen England belegen [Richter, 114].

### Fazit für nordische und englische Münzprägungen

Bei unserer Sichtung haben wir erfahren, wann die Nordmänner in ihren jeweiligen Ländern mit dem Münzprägen begonnen haben (Circa-Nennungen als eindeutig behandelt):

England	880	(nach angelsächsischem Vorbild)
Normandie	930	(nach angelsächsischem Vorbild)
Rus	988	
Schweden	997	(zwischen 994 und 1022)
Irland	997	(nach angelsächsischem Vorbild)
Norwegen	998	(zwischen 995 und 1000)
Dänemark	1000	(986-1014, nach 1018 ansteigend)

Wenn wir bedenken, dass es hier durchwegs um nordische Prägungen geht (auch in England), dann erkennen wir sofort, dass in Gebieten ohne Vorgängermünzen zwischen Irland und Kiew eigenes Münzprägen der Wikinger nicht vor 985 einsetzt. Da muss es denn doch sehr verwundern, dass es in Norwegen oder Schweden sogar englische Münzmeister gab, dass aber das dortige Münzprägen im Vergleich mit dem nordischen Münzprägen in Britannien ein volles Jahrhundert zurückgestellt worden wäre, obwohl auch in diesen Gebieten die Fundzahlen der Darahim nach 960 bereits rückläufig waren.

Es ist daraus zu schließen, dass die meisten der der Phantomzeit zugewiesenen Münzprägungen auf der britischen Insel – sie tragen keine Jahreszahlen – dem 10. Jh. zuzuschlagen sind. Damit rücken auch die seltsam vorpreschenden dänischen Münzen des 8. Jh., die englischen Prägungen nachempfunden sind, ins 10. Jh. Und in Haithabu erledigt sich die unerklärliche Fundlücke in der zweiten Hälfte des 9. Jh. dadurch, dass die älteren Münzen dieses Jahrhunderts nur wegen ihren 'karolingischen' Vorbildern so früh datiert werden. Erhält Karl der Einfache oder Einzige seine Münzen vom fiktiven Großkarl zurück, dann gehören auch diese Münzen ins 10. Jh. – dem Jahrhundert aufstrebenden Münzschlagens und -exports.

### Samanidische Darahim des 9. und 10. Jahrhunderts

Russland und Baltikum sind mit samanidischen Darahim – das Wort *Dirham* leitet sich von den sassanidischen und hellenistischen *Drachmen* her – förm-

lich überschwemmt worden. Woher stammten sie? Die Dynastie der Samaniden herrschte über Transoxanien und Chorasán, also über ein Gebiet östlich vom Kaspischen Meer und südöstlich des Aral-Sees; ihre Hauptstadt war Buchara, später auch Samarkand. Dank seiner überreichen Silberprägungen diente das Land als Drehscheibe im Handel zwischen China, Indien, vorderem Orient und Wolgagebiet. Das Silber kam aus dem Grenzbereich Transoxaniens im Südosten, also aus dem Hindukusch.

Von dort also, vom „Serkland“ der Wikinger aus strömte eine kaum vorstellbare Menge an Silberdirhams ins Reich von Kiew und ins Baltikum; es sind mehr als 1.000 Horte mit fünf und mehr Darahim im Ostseeraum gefunden worden. Die Gesamtzahl ihrer Münzen liegt derzeit bei mehr als 228.000 Exemplaren [Kluge, 9]. Der Umstand, dass wir sie nur aus Hortfunden kennen, also nur aus damals vergrabenen und erst in der Neuzeit gehobenen Schätzen, weist darauf hin, dass ein Vielfaches im Umlauf gewesen sein muss [Sawyer, 155]. Bertil Almgren hat allein für Gotland eine geradezu umwerfende Rechnung aufgemacht:

„Wenn man annimmt, »von tausend der durch den Handel eingebrachten Münzen habe sich jeweils nur eine einzige erhalten (was wahrscheinlich eine zu optimistische Schätzung ist), dann müssen die Gotländer während der anderthalb Jahrhunderte der Blütezeit ihres Handels mehr als hundert Millionen Münzen eingenommen haben. Und die Jahreseinnahme dürfte wahrscheinlich auf eine Million Stück zu schätzen sein“ [Pörtner, 342].

Die Handelsgüter sind schwer zu erschließen. Denn während vom Südosten nach Nordwesten nicht nur Silber – von den Samaniden über Kaspisches Meer und die dort mündende Wolga –, sondern alle möglichen Handelswaren das Baltikum erreichten, scheinen die Wikinger keineswegs so viel anzubieten gehabt haben, wie der Silbergegenwert erwarten lässt. Gotland selbst „konnte allenfalls Fleisch und Tran, Häute und Daunen liefern“ [Pörtner, 342]. Ansonsten ging es en gros um Pelze, en détail auch um Spezialartikel wie etwa Walrosshauer. Nachdem aber die Wikinger und Rus kaum Schutzgelder von den Samaniden erpressen konnten, bleibt als größter Warenposten wohl der Sklavenhandel [vgl. Pörtner, 378 ff.].

Wann fand dieses ‚Wirtschaftswunder‘ statt? In der Literatur wird zwar von 9./10. Jh. gesprochen, doch die eigentliche Zeit beginnt erst (s. o.) nach 900. Die frühesten Münzen scheinen nicht weit ins 9. Jh. zurückzureichen, nämlich nur bis 895.

### Die Anfänge der Samaniden

Die samanidische Genealogie umfasst die Zeit von 819 bis 1005. Aber ihr Beginn verliert sich – wie andernorts – in mythischen Nebeln. Drei Herrscher scheinen festzustehen, ermangeln aber der richtigen Fundierung:



819–864 Saman Khuda

864–892 Nasr I.

892–907 Ismail I.

Als Stammvater gilt Saman Khuda, der sich von einem General der persischen Sassaniden herleitet. Aber dieser General Bahram Chobin hatte sich viel früher, 590, gegen die Sassaniden an die Macht geputscht, nur um 591 wieder von deren Thron gestoßen zu werden; sein Schicksal verliert sich im Dunkeln. So lägen 228 Jahre zwischen Ahn und möglichem Nachfahren.

Hier lässt sich mehr ermitteln, denn Ismail I. konnte nicht nur weite Teile des östlichen Irans gewinnen, sondern auch die Oghusen zurückdrängen. Er „löste dadurch jene Kettenreaktion in der Steppe aus, die zum Erscheinen der Magyaren (d. h. der Ungarn) in Pannonien führte (um 895)“ [wiki → Samaniden].

Das verweist uns dank Weissgerbers Studien [2003] in die Zeit um 598||695, als dicht gestaffelt Awaren, Slawen und Ungarn Osteuropa erreichen; die ungarische Landnahme unter Árpád rechnet sich um in 600||897. Damit verschwinden die über 200 Jahre zwischen Bahram Chobin und Saman Khuda. Zugleich verschwinden die ersten beiden Samaniden vor Ismail. Der erste stand schon vor über 100 Jahren zur Disposition: Wer im alten *Meyers* von 1888 'blättert', erfährt, dass damals Nasr I. als erster Samanide gesehen worden ist, also die ersten 45 Jahre Samanidenzeit fehlen. Für uns entfällt auch Nasr I., so dass die Samanidenzeit mit Ismail I. um 595||892 einsetzt.

Der größte Münzherr war dann Nasr ibn Ahmad, der von 913 bis 943 regierte und die Silberminen von Taschkent und Afghanistan geradezu plündern ließ [Pörtner, 370].

Weissgerber [2003, 265] hat bereits ausgeführt, dass die Regierungszeiten der Samaniden nach den Jahreszahlen ihrer Münzen bestimmt worden sind, wobei an Stelle von Hidschra-Daten auch lokale Chronologien in Betracht kommen könnten. Ihre Münzen sind bildlos mit Texten in kufischer Schrift, üblicherweise Suren des Koran, mit dem Namen des Propheten; Prägeort und -datum sind aufgeführt. Die nach der irakischen Stadt Kufa benannte Schrift ist im 6. Jh. entstanden, kurz vor Mohammed von den Arabern übernommen und bis ins 12. Jh. beibehalten worden; der Koran ist bis zum 10. Jh. in dieser Diakritika-losen Schrift kopiert worden. (Hier wird zu prüfen sein, wie viele Korankopien in dieser Schrift vorliegen.)

### Die Anfänge des Islam (Hidschra, 622)

Nachdem die Hidschra als Startpunkt islamischer Zeitrechnung ebenso in die Phantomzeit fällt wie die erste Ausbreitung des Glaubens an Allah, musste früh eine real mögliche Alternative gefunden werden. Zunächst wurde klargestellt, dass Koran und Hidschra vor 614||911 liegen [Illig 1992]. Manfred Zeller

[1993b] hat dann für die Hidschra das Jahr **544** vorgeschlagen. Weissgerber hat sich wiederholt zur Datierung von Mohammeds Lebensdaten (herkömmlich um 570–632) geäußert; er sieht eine kürzere Lebensspanne von 544 bis 586, dazu die Berufung 564 und die Hidschra **576** [Weissgerber 2009, 414, 417]. Er hat auch überlegt, ob die Hidschra auf **562** zu legen wäre [ebd. 425 f.].

Es sind – siehe Mecklenburg – islamische Samanidenmünzen ab 892 nachgewiesen, die linear auf 595 umgerechnet werden können und damit dem Herrschaftsbeginn Ismails I. entsprechen. In Gräbern der ungarischen Landnahmezeit stammen die ältesten samanidischen Münzen aus der Zeit Ismails. Als einziges erhaltenes Bauwerk der Samaniden gilt Ismails Mausoleum in Buchara, ein rechteckiges, überkuppeltes Gebäude, das vage ins 10. Jh. datiert wird [wiki → Samaniden-Mausoleum], aber auch jünger sein könnte.

Insofern ist von einem Dynastie- und Prägebeginn bei 595||892 auszugehen. Aber bis Buchara musste der Islam erst von Arabien nach Persien und von hier nach Transoxanien kommen. Dafür dürfte Weissgerbers Hidschra-Datum (576) zu spät liegen; Zellers Ansatz (544) wäre plausibler. Doch zunächst muss geklärt werden, ob die samanidischen Darahim linear umgerechnet werden können. Oder anders gefragt: Sind denn all diese Ummengen von Darahim richtig datiert? Nachdem sie ab dem späten 10. Jh. sukzessiv von westlichen Prägungen abgelöst werden, müssen sie dem 10. Jh. erhalten bleiben. Aber warum tragen sie dann korrekte Hidschra-Datierungen, obwohl das Bezugsjahr 622 aus unserer Sicht fiktiv ist?

### Die Lösung der Rätselgleichung

Bereits früher von Detlev Büscher und mir eine Entsprechung gesehen [Illig 2003, 562]; sie verbindet die Eckjahre der von mir heuristisch geforderten Phantomzeit mit der Hidschra (622) und dem Jahr 325 (wobei 297 Mondjahre in etwa 289 Sonnenjahren entsprechen):

$$\begin{array}{ccc}
 \leftarrow 297 \text{ Sonnenjahre} \longrightarrow & \mathbf{622} & \leftarrow 297 \text{ Mondjahre} \longrightarrow \\
 \mathbf{325} & & \mathbf{911} \\
 \leftarrow 297 \text{ Mondjahre} \longrightarrow & \mathbf{614} & \leftarrow 297 \text{ Sonnenjahre} \longrightarrow
 \end{array}$$

Wenn nun gültige Hidschra-Zahlen auf samanidischen Münzen genannt werden, dann gibt es dafür zwei interessante Relationen:

- Bezogen auf 325 n. Chr., die Phantomzeit 614||911 gestrichen:  
 $325 - 614 \text{ n. Chr.} \cong 0 - 289 \text{ Sonnenjahre}$   
 $911 - 1050 \text{ n. Chr.} \cong 289 - 428 \text{ Sonnenjahre bzw.}$   
 $289 - 432 \text{ Mondjahre}$
- Bezogen auf die Hidschra (622 n. Chr.), die Phantomzeit belassen:  
 $911 - 1050 \text{ n. Chr.} \cong 289 - 432 \text{ Mondjahre n. H.}$

Es ist also evident, dass bei der Hidschra-Datierung auf 622 je Jahr dieselben Jahresangaben n. H. auftreten wie n. Chr., gerechnet ab 325 n. Chr. Diese beiden Rechnungen gehen ineinander über, nur unterschieden um den Faktor  $\sim 1,03$  für die Differenz zwischen Sonnen- und Mondjahr.

Anders gesagt: Hidschra-Datierung *und* Phantomzeit liefern dieselben Jahresangaben wie ein Bezug auf das Jahr 325 n. Chr. *ohne* Phantomzeit. So ist das Jahr 622 nach Einführung der Phantomzeit mit großem Bedacht gesetzt worden, ähnlich wie Karls Krönungsjahr 800/01 taggenau an den Beginn des siebten Jahrtausend seit Schöpfung. Das Jahr 622 hat nichts mit einem Sieg des Herakleios über die Perser zu tun, wie Ohlig und Popp glauben (vgl. S. 412, 452).

Bis wann wurde mit Sonnenjahren, ab wann mit Mondjahren gerechnet? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. Z.A. Müller [2002, 348] sieht vor dem reinen Mondkalender ein gebundenes Sonnenjahr, Volker Popp lässt die *Arabische Ära* auf Sonnenjahren beruhen, während der ihn referierende Weissgerber [2009a, 111] „keine Zweifel mehr [hat], dass die Araber bis zur Einführung der Hidschra-Zeitrechnung nach Sonnenjahren datierten“.

Dahinter steht die Problematik, dass der Umayyaden-Emir Mu'awiya einen Text in Stein verewigen ließ, den auch Z. A. Müller auf S. 411 behandelt. Zu ergänzen ist nur der Schluss von Karl-Heinz Ohlig [2007]: „Daraus ergibt sich, dass das erste Jahr »nach den Arabern« das Jahr 622 war; gezählt wird **nach Sonnenjahren**.“ [Hvhg. III]

Popp bringt die konkreten Zahlen [laut Weissgerber 2009a, 110]: „6. Jahr der Indiktion; Jahr 726 der Stadtgründung; Jahr 42 KAT ARABAS“. Weissgerber [ebd.] zeigt auf, dass Gadaras 726. Gründungstag spätestens ins 6. Jh. fällt und Mu'awiya vor 614 Syrien beherrscht hat. Müller widmet im vorliegenden Heft den verschiedenen arabischen Ären einen Artikel (s. S. 411 ff.) und widerspricht Weissgerber, der die Arabische Ära mit dem Jahr des Elefanten (544 n. Chr.) beginnen lässt, das er zugleich für das Geburtsjahr Mohammeds hält (s. S. 393 f.). Es zeigt sich im vorliegenden Aufsatz, dass die Araber verschiedene Bezugspunkte für ihre Ära-Angaben hatten und dass Mohammed eher noch vor 544 geboren worden ist. Das wäre mit den Befunden von Müller (s. S. 412 f.) oder Popp [56-59] vereinbar.

Laut Ohlig [2007] findet die erste arabische Münzprägung im Jahr 19 nach Hidschra, also 641 n. Chr. statt, doch der 'junge' Islam hatte damals weder einen reinen Mondkalender noch eine spezifische Ikonographie [Ohlig]:

„Diese Münzen sind ihrer Ikonographie nach christliche Prägungen: Sie zeigen Kreuze, Herrscher mit Langkreuz oder andere eindeutige Symbole. Offensichtlich gab es keinen Grund, eine neue Symbolik aufzuprägen.“

Die erste Prägung mit der Konsonantenfolge „MHMT“ erfolgt 38 n. H. bzw. 659 n. Chr. Dass Ohlig daraus einen Hinweis auf Christus gemacht hat, ist in

dieser Zeitschrift bereits zurückgewiesen worden [Weissgerber 2007; Müller 2009, 153-163]. Für Ohlig gab es keinen Propheten Mohammed (s. dazu die Einmischung von J. Fried auf S. 474) und damit auch keine Hidschra. Das Jahr 622 leite sich vielmehr von einem Perser-Sieg des Herakleios ab [auch Popp, 57]. Man sollte angesichts dieser eigenwilligen Islamsicht objektiverweise daran erinnern, dass Ohlig als Professor für katholische Theologie bereits 1973 die eigenwillige Frage aufgeworfen hat: *Braucht die Kirche einen Papst?*

#### Zum Bezugsjahr 325

Was wäre der Bezugspunkt? Bislang wurde ausschließlich das Konzil von Nicäa des Jahres 325 gesehen, das die erste, später wieder aufgehobene Verurteilung des Arianismus brachte (von mir als Rechenbezug [Illig 1992, 35, 40], von Topper [1998, 480] zugleich als Jahr der Hidschra gesehen). Bislang ist übersehen worden, dass in demselben Jahr 325 auch die große Münzreform von Konstantin d. Gr. stattfand, die den Solidus als 1/72 des römischen Pfundes definiert und damit auf ca. 4,55 g Gold festgelegt hat – für 700 (bzw. 400) Jahre [Stein → Jahr 325]. (Hartwin Brandt [99] merkt hierzu an, dass der Solidus als solcher – doch mit anderem Gewicht – bereits von Diokletian kreiert worden ist.) Der Bezug auf die wichtigste Währung der damaligen Welt könnte für arabische Münzmeister von großer Bedeutung gewesen sein. Von nachrangigem Interesse waren wohl die 20-Jahr-Feier von Konstantins Regierung [ebd. 110], seine Alleinherrschaft nach den Morden an ‘Ostkaiser’ Licinius und dessen Sohn Licinianus Licinius [ebd. 71 ff.] sowie die Ernennung Konstantinopels zur Hauptstadt des römischen Reiches und zur Kaiserresidenz, die sich ab 326 in Münzprägungen niederschlägt [ebd. 138].

#### Früher eingestufte islamische Münzen

Somit ist geklärt, warum islamische Münzen des 10. Jh. sehr wohl Datierungen tragen können, die sich auf die Hidschra von 622 beziehen. Doch gibt es deutlich früher eingeschätzte Münzfunde aus der arabischen Welt. So scheint der Wikingerhandel mit den Gebieten der Rus bereits um 750 einzusetzen; damals wird Staraja Ladoga (norweg. Aldeigjuborg) als kleine Siedlung gegründet, die erste Stadt mit skandinavischer Einwohnerschaft in Nordwestrussland [Sawyer, 151]. In diesem Alt-Ladoga, nach dem der Ladoga-See östlich von St.-Petersburg benannt worden ist, fand sich ein um 790 deponierter Schatz islamischer Münzen [Sawyer, 24], darunter laut T. S. Nooman „die älteste in Europa gefundene Münze des arabischen Mittelalters, auf das Jahr 786 datiert“ [wiki → Staraja Ladoga]. Doch wenn man sich der aufstrebenden Metropole im Osthandel der Wikinger zuwendet, also Kiew, das vor Olegs Ankunft (um 887) zum Chasarenreich gehört haben soll, dann muss man erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass

„das Fehlen sowohl von Drachmenschatzen als auch von skandinavischen Artefakten andeutet, daß Kiew während der meisten Zeit des 9. Jahrhunderts keine nennenswerte Rolle im Osthandel spielte“ [Sawyer, 157 f.].

Dabei lag doch mit Itil die chasarische Hauptstadt im Wolgadelta, also mitten auf dem Handelsweg zu Transoxanien. Wie erklärt sich diese Lücke?

Die Wissenschaft nimmt sie nur zur Kenntnis. Eine Antwort darauf, wie die Wikinger schon um 750 mit dem Osthandel beginnen konnten, obwohl Rurik erst ab 862 die Herrschaft der Rus übernimmt, bleibt dunkel. Einmal mehr braucht es zur Erklärung die Phantomzeit, die mit allzu frühen Handelsplätzen um 750 gefüllt worden ist.

Sofern das Auftreten Ruriks linear auf 862||565 umgerechnet werden kann, blieben 30 Jahre bis zum dortigen Auftreten der Darahim, 595. Derartige Münzen wurden nicht nach 325 bzw. 622 datiert, sondern nach einem anderen Bezugspunkt. Diese These lässt sich nachrechnen. Auf der von Nooman angesprochenen ältesten Münze muss die Jahreszahl 164, 168 oder 169 vermerkt gewesen sein ( $786 - 622 = 164$  Sonnenjahre  $\hat{=}$  168/169 Mondjahren). Gehen wir für eine Proberechnung von der Mitte zwischen 565 und 595, also 580 aus, so erhalten wir für eine Münzangabe von 164, 168 oder 169 ungefähr das Bezugsjahr 415 n. Chr. Gehen wir von dem Schatzfund von Kettilstorp aus Westergötland aus, der 3 Pippin-, 3 Karls- und 2 Ludwigsmünzen mit 12 arabischen Silbermünzen vereint, deren jüngste aus dem Jahr 850/51 stammt, und setzen für ihn als jüngstes Jahr = 920, so errechnet sich für die arabischen Münzen ungefähr das Bezugsjahr 395. Am 17. 1. 395 ist Theodosius I. gestorben; danach ist das Reich dauerhaft geteilt: die römischen Provinzen in Palästina, Syrien und Ägypten gehörten zu Ostrom (Byzanz). Das wäre auch für arabisch-persische Prägemeister ein Bezugspunkt.

So haben jene Datierungen, die ins 8. Jh. n. Chr. umgerechnet worden sind, einen anderen Referenzpunkt, den wir vorschlagshalber um 395/400 sehen. Münzen mit nur zweistelligen Jahresangaben benötigen einen dritten Referenzpunkt: mutmaßlich das ursprüngliche Hidschra-Datum – ob nun 544 oder 576 n. Chr. [vgl. aber Weissgerber 2008, 705; 2010, 393 f.]. Wie sagt Popp [57]?

„Hier hilft nur ein völliger Neubeginn. Zahlenangaben, welche ohne Angabe einer Ära sich auf Münzen finden, können weder für die Ära eines Propheten der Araber noch für die Ära eines späten Sassaniden stehen.“

### **Vor-islamische Münzen des vermeintlichen 7./8. Jahrhunderts**

Lässt sich in Zentralasien ein Anschluss an ältere Münzprägungen gewinnen? Bezeichnenderweise ist auch dort das Zahlengerüst äußerst wacklig. Eine web-site vermerkt für Bucharas samanidischen Einfluss bereits nach 350, insbesondere bei den Münzen: Hellenistische Symbole wie Herkules auf dem

Omphalos werden in der Spätantike durch Bilder eines Feueraltars ersetzt, „typisches Symbol der samanidischen Periode“, das beibehalten wird.

„Es gibt noch ein weiteres Problem von nicht geringerer Bedeutung. Es betrifft die Datierung und die Herkunft der sog. Buchara-khudat-Silbermünzen, die entsprechend den Vorbildern der Sassaniden-Drachmen von Varahran V. (421–439) geprägt worden sind. Hierzu gibt es zwei Meinungen. Die erste besagt, dass Buchara mit der Prägung derartiger Münzen im zweiten Viertel des 5. Jahrhunderts begonnen und sie **nach einer zweihundertjährigen Unterbrechung neuerlich** im zweiten Viertel des 7. Jahrhundert geprägt hat. Nach der zweiten Meinung, in Übereinstimmung mit Narshahis Datierung [für die Gründung Bucharas in der Mitte des 6. Jh., während die Archäologie auch bedeutend ältere Funde vorweisen kann; HI], geht die erste Prägung von Buchara-khuda-Drachmen auf die Regierung des Kalifs Abu-Bakr (623–634) zurück. Die Münzlegende, geschrieben in der Buchara-Variante der soghdianischen Schrift, ist zu lesen als ›Prinz, Bucharas König‹. Die Umschrift erwähnt den Königsnamen nicht“ [uzbekistan; Hvhg. und Übersetzung HI].

Es ist also strittig, ob derartige Drachmen im 5. oder 7. Jh. geprägt worden sind, obwohl erwartet werden könnte, dass der Kalif bereits in geänderter, zum Islam weisender Form prägen ließ. Da wir nicht die gesamte Zeit bis zu den Samaniden mit Münzen füllen müssen, können wir diese Drachmen dem 5. und 6. Jh. belassen, konstatieren aber, dass die damalige Münzprägung im konventionellen Chronologie generell auf wackligen Beinen steht und einer Neubegründung bedarf.

### Fazit für den islamischen Raum

Die samanidischen Darahim, die zu Hunderttausenden im östlichen und nordöstlichen Europa gefunden worden sind, bleiben in ihrem 'angestammten' 10. Jh., die ersten rangieren in der Zeit ab 595||892. Der Vergleich mit ungarischen Funden hat erwiesen, dass wir den Dirham tatsächlich ab ca. 600 erwarten können; als erster Samanidenfürst kann Ismail gelten, der ab 595||892 an der Macht gewesen sein dürfte.

Die bislang in der Phantomzeit liegende Hidschra ist von 622 bis 576, besser bis 544 zu verschieben, um dem Islam die Möglichkeit zu geben, bis 595 die Samaniden zu erreichen.

Der Bezugspunkt für die Datierung der Darahim des 10. Jh. ist für die eingepprägten Jahreszahlen – zu einem beliebigen Zeitpunkt ab Einfügung der Phantomzeit – folgenlos von 325 auf 622 verschoben worden. Älter eingeschätzte Münzen haben andere Bezugspunkte: einen früheren um 395/400, einen späteren wohl zur Hidschra, eher 544 als 576.

## Literatur

- Beltz, Robert (1927): Die wendischen Schatzfunde aus Mecklenburg; in *Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde*, Bd. 91 (1927), 249-256
- Brandt, Hartwin (?2007): *Konstantin der Große. Der erste christliche Kaiser. Eine Biographie*; München
- Brather, Sebastian (2001): *Archäologie der westlichen Slawen. Siedlung, Wirtschaft und Gesellschaft im früh- und hochmittelalterlichen Ostmitteleuropa*; Berlin
- Capelle, Torsten (1990): *Archäologie der Angelsachsen. Eigenständigkeit und kontinentale Bindung vom 5. bis 9. Jahrhundert*; Darmstadt
- 3sat (2009) = <http://www.3sat.de/page/?source=/nano/cstuecke/133100/index.html>  
Sendung vom 20. 4.
- Ernst, Ewald (2010): Haruns Münzen im Hafen von Haithabu; in *ZS* 22 (2) 428-434
- Graham-Campbell, James (1980): *Das Leben der Wikinger: Krieger, Händler und Entdecker*; Berlin · Hamburg
- Heinsohn, Gunnar (2001a): Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas; in *Zeitensprünge* 13 (3) 440-462
- (2001b): Karl der Einfältige (898/911-923). Ist er mit Carolus-Münzen und KRLS-Monogrammen lediglich ein nichtswürdiger Imitator Großkarls oder liefert er das Urmuster für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser? in *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- Herrmann, Joachim (1986): *Welt der Slawen. Geschichte · Gesellschaft · Kultur*; Jena
- Herrmann, Horst (2010): Konstantin der Grobe. Anmerkungen zur Idealisierung eines Tyrannen; in *Aufklärung und Kritik* 2/2010, 203-228 [**Postredaktioneller Hinweis** auf die Sicht auf einen blutrünstigen, mörderischen Tyrannen, dem Eusebius ergeben ein christliches Mäntelchen umwarf]
- Illig, Heribert (1992): Wann lebte Mohammed? Zu Lülings „judenchristlichem“ Propheten, zur Frühzeit des Islam und zur Orthodoxiebildung in Judentum, Christentum und Islam; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (2) 26-41
- (<sup>1</sup>1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, ab <sup>2</sup>1996 auch München, ab 2005 Berlin; bis <sup>21</sup>2009 immer gleiche Seitenzahlen)
- (<sup>1</sup>1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Mittelalter erfunden wurden*; München, dann Berlin
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in *ZS* 15 (3) 556-569
- (2009): Ein Silberpfennig auf der Goldwaage. Der solitäre 'vorkönigliche' Pippin-Denar; in *Zeitensprünge* 21 (1) 220-223
- Jankuhn, Herbert (<sup>3</sup>1956): *Haithabu*; Neumünster
- Kluge, Bernd (1991): *Deutsche Münzgeschichte von der späten Karolingerzeit bis zum Ende der Salier (ca. 900 bis 1125)*; Sigmaringen
- Laing, Lloyd and Jennifer (1996): *Early English Art and Architecture. Archaeology and Society*; Stroud
- Laszlo, Renate (2007): In England gehen die Uhren anders; in *ZS* 19 (3) 687-716
- (2009): Der englische Chronist Æthelweard; in *Zeitensprünge* 21 (2) 428-451
- meyers = *Meyers Konversationslexikon* von 1888  
<http://www.peter-hug.ch/lexikon/transoxanien>

- Müller, Zainab Angelika (2002): Yesdegird und Djalali. Zu persischen und islamischen Kalendern; in *Zeitensprünge* 14 (2) 341-365
- (2008): Zustände in den ‚Islamwissenschaften‘; in *Zeitensprünge* 20 (3) 670-691
- (2009): Über das Verwalten schriftlicher Schätze (Zustände in den Islamwissenschaften II); in *Zeitensprünge* 21 (1) 139-167
- (2010): Caesar, der Elefant und die ‚arabische Ära‘; in *ZS* 22 (2) 411-424
- Ohlig, Karl-Heinz (1973): *Braucht die Kirche einen Papst? Umfang und Grenzen des päpstlichen Primats*; Düsseldorf
- (2007): Zur Entstehung und Frühgeschichte des Islam; in *Aus Politik und Zeitgeschichte* 26-27/2007 (Internet-Version)
- Popp, Volker (2007): Von Ugarit nach Sāmarrâ; in K.-H. Ohlig (Hg. 2007): *Der frühe Islam. Eine historisch-kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen*; Berlin
- Real = *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* (2006); Berlin
- Richter, Michael (1996): *Irland im Mittelalter. Kultur und Geschichte*; München
- Roesdahl, Elke (1992): *Wikinger · Waräger · Normannen. Die Skandinavien und Europa 800–1200*. (Katalog für die XXII. Kunstaussstellung des Europarates in Berlin); Berlin
- Sawyer, Peter (Hg., 2000): *Die Wikinger. Geschichte und Kultur eines Seefahrervolkes*; Darmstadt
- Spieker, R. (2009): Leserbrief zu Renate Laszlo; in *Zeitensprünge* 21 (3) 759 f.
- Stein, Werner (Hg., 1987): *Der große Kulturfahrplan*; München · Berlin
- Topper, Uwe (1998): Ein neues Bild des mittelalterlichen Spanien; in *Zeitensprünge* 10 (3) 466-491
- uzbekistan = Bukhara history Part 4. The early Middle Ages  
<http://www.advantour.com/uzbekistan/bukhara/history/004.htm>
- Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte. Árpád eroberte schon 600 das Karpatenbecken*; Gräfelfing
- (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129
- (2008): Fundleere gegen Traditionen. Bemerkungen zur islamischen Problematik (Islamica V); in *Zeitensprünge* 20 (3) 702-708
- (2009a): Phantomzeit, früher Islam und die Zeitären. Alte und neue Thesen (Islamica VI); in *Zeitensprünge* 21 (1) 109-138
- (2009b): Mekka, Muhammad und Ali. Chronologische Überlegungen (Islamica VII); in *Zeitensprünge* 21 (2) 398-427
- (2010): Zur polnischen Frühgeschichte (Polonica I). Unkonventionelle Überlegungen unter besonderer Berücksichtigung Krakaus; in *ZS* 22 (2) 389-410
- wiki = *Wikipedia*-Artikel unter dem angegebenen Stichwort
- wikinger = <http://www.wikinger.org/wikinger/osten.htm>
- Wilson, David M. (1984): *Anglo-saxon Art from the seventh century to the Norman conquest*; London
- Wood, Michael (1982): *In Search of the Dark Ages*; London
- Zeller, Manfred (1993a): Das Kalifat der Omayyaden; in *ZS* 5 (3) 69-86
- (1993b): Der Iran in frühislamischer Zeit (bis zum 10. Jh.); in *ZS* 5 (3) 87-110



# Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten der Augustuszeit

Werner Frank

Dies ist ein Plädoyer dafür, dass die astronomischen Äquinoktien zur Kaiserzeit sehr wohl um den 21. März bzw. 23. September lagen und der daraus folgende Illig'sche Schluss auf ca. 300 Jahre zu viel im Kalender richtig ist. Als Einleitung ein Zitat aus Illigs Buch *Wer hat an der Uhr gedreht?*

„Unbestreitbarerweise ist diese Anlage [*Sonnenuhr des Augustus*, Buchner (1982); WF] für die Äquinoktie ersonnen; ebenso unbestreitbar ist sie für den am 23. 9. geborenen Augustus ersonnen worden. So läßt sich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit behaupten, dass kurz vor der Zeitenwende die (Herbst)-Äquinoktie auf den 23.9. gefallen ist. Nur eine Haaresbreite trennt uns vor der absoluten Sicherheit.

Da aber diese absolute Sicherheit absolut tödlich wäre für unsere [herrschende] Chronologie, unsere Zeitachse und unser Jahr 2000 n. Chr., hat man dieses Haar nach Kräften gestärkt, getreu dem Motto, das Erich Kästner dem armen Damokles gewidmet hat: ›Die Nähe des möglichen Schadens liegt nicht in der Schärfe des Schwertes, vielmehr in der Dünne des Fadens.« [Illig 1999, 51 ff.]

Es fehlte damals nur noch der Nachweis, dass zu Augustus' Zeiten die Herbstäquinoktie tatsächlich auf dem 23.9. gelegen ist. Im folgenden wird versucht, den Faden durchzuschneiden oder zum mindesten ihn so dünn zu machen, dass er demnächst von selber reißt.

Die von Papst Gregor XIII. 1582 per Enzyklika *Inter gravissimas* angeordnete „Kalenderrestitution“ – sie wurde offiziell nicht als „Reform“ bezeichnet, sondern nur als „Richtigstellung“ – hatte als einziges und eindeutig erklärtes Ziel, endlich ein vernünftiges und zuverlässiges Rechenschema, eben einen verbesserten *computus ecclesiasticus* zur Verfügung zu haben, um den Termin des Ostersonntages korrekt berechnen zu können [*Proceedings* 1983, 73]. Dabei musste die päpstliche Anordnung, die notwendigen Änderungen am bestehenden Julianischen Kalender auf das absolut notwendige Minimum zu beschränken, strikt befolgt werden. Das die Öffentlichkeit interessierende Ergebnis ist hinreichend bekannt, es wurden 10 Kalendertage ersatzlos gestrichen und die Schaltregel verfeinert. Die Genialität des neuen Rechenschemas äußert sich nicht nur in der Tatsache, dass der „Gregorianische“ heute welt-

weit im internationalen Verkehr ausschließlich verwendet wird, sondern auch in der Flexibilität des Rechenverfahrens, welches durch einfache Modifizierung der darin enthaltenen säkularen Schaltregeln (*aequatio solaris / lunaris* [Näheres s. Frank 2008]) auch an etwaige Änderungen im astronomischen Weltgefüge angepasst werden kann. Im übrigen ist der „Gregorianische“ nur ein korrigierter „Julianischer Kalender“.

Die Begründung für die Auslassung einer bestimmten Anzahl von Tagen ist die aktuelle Jahreslänge von  $(365 + \frac{1}{4} - \frac{3}{400})$  Tagen. Mit diesem Wert wurde damals gerechnet; er differiert nur um 26 Sekunden vom heutigen Wert. Die Abweichung von  $-\frac{3}{400}$ stel Tagen von Cäsars Wert bedingt ein Zurückweichen der Jahreseckpunkte – Äquinoktien und Solstitien – alle 128,2 Jahre um einen Tag. Da es um den Erhalt des 21. März, des seit spätestens dem 3. Jh. gültigen Datums für das Frühlingsäquinoktium ging [Harvey 1976, 20; Pedersen 1983, 42], sollte dieses wieder auf diesen Termin zurückgesetzt werden. Das Frühlingsäquinoktium war inzwischen – 1570er Jahre – auf dem 11. März angekommen, also mussten zu seiner „Restitution“ 10 Tage übersprungen werden. Andererseits musste man die 10 Tage „astronomisch“ rechtfertigen, denn jeder ausgelassene Tag entsprach (gerundet) 128 Jahren.  $10 \times 128$  macht 1.280 Jahre, die man vom Jahr 1582 des Erlasses zurückzurechnen hatte. Dies ergab das Jahr 302, welches dicht bei dem Jahr des ersten sog. Ökumenischen Konzil von Nicaea, 325, lag. Da dort unter anderem und nebenbei (!) auch über einen gemeinsamen Termin für die Feier des Osterfestes gesprochen wurde, hat der Verfasser des Textes der Enzyklika – man geht wohl recht in der Annahme, dass es der aus Bamberg stammende deutsche Jesuitenpater Christoph Clavius war – mit einem kühnen Handstreich behauptet, das Nicaea-Konzil habe das Frühlingsäquinoktium auf dieses Datum, den 21. März, gesetzt, worauf dann die Kalenderkorrektur abzielen habe.

Die einschlägige Stelle in der Enzyklika *Inter gravissimas* lautet: Zurücksetzen des Frühlingsäquinoktiums auf den 21. März, dorthin, „wo die Väter des Konzils von Nicaea es gesetzt hatten“. [*Inter gravissimas* 1582]

Nun gibt es in der Kirchengeschichte ernstzunehmende Forscher, welche das Nicaea-Konzil gründlichst beforcht haben [Duchesne 1880; J. Schmid 1905; de Urbina 1964] und zu dem Schluss kamen, dass von einer Terminfestlegung auf diesem Konzil nichts überliefert ist. Sein Hauptthema war sowieso etwas ganz anderes, nämlich die Bekämpfung der Lehre des Arius. Lediglich ein Schreiben von Kaiser Konstantin, dem „Vorsitzenden“, ist überliefert, mit dem Inhalt, dass sich die Ost- und West-Kirchen geeinigt hätten, Ostern künftig gemeinsam zu feiern (was deshalb noch lange nicht geschah) [Schmid 1905, 52]. Also ist der Passus der Enzyklika wohl als eine „pia fraus“ – wörtlich: ein „frommer Betrug“ – des P. Clavius anzusehen; ich möchte es lieber eine Notlüge nennen, denn unabsehbar wären die Konsequenzen gewesen, wenn zuge-

geben worden wäre, dass diese Korrektur das astronomische Frühlingsäquinoktium zur Zeit Cäsars wiederherstellte!

Diese seit über 100 Jahren aufgeworfene kritische Frage zum 21. März und dem Konzil von Nicaea wird von allen Gegnern Illigs geflissentlich ignoriert. Der Glaube an diese angebliche Festsetzung des Konzils von Nicaea ist offenbar nicht zu erschüttern. Selbst der Umstand, dass 1982 innerhalb des Vatikans ein astronomischer Kongress zum 400. Jahrestag der „Kalenderrestitution“ das Problem ausgeleuchtet hat [Proceedings 1983], wird eisern ignoriert.

Wo im soeben durch Caesar eingeführten *Julianischen Kalender* lagen die Jahreseckpunkte? Sie sind anscheinend nicht überliefert, müssen also rekonstruiert werden. Wegen der elliptischen Erdbahn sind es nicht  $4 \times 91,25$  Tage, sondern ab dem Frühlingsäquinoktium (gerundete heutige Werte [Evans 1998, 210 f.]):  $93 / 93 / 90 / 89$ ; in Summe 365 Tage.

Hipparch (ca. 190–120) wusste darum und nannte  $94 \frac{1}{2}$ ,  $92 \frac{1}{2}$ ,  $88 \frac{1}{8}$ ,  $90 \frac{1}{8}$  mit Summe  $365 \frac{1}{4}$  Tage, also der Jahreslänge des Julianischen Jahres. Fixiert man in diesem Schema einen einzigen der vier Punkte im Kalender, so liegen die drei anderen auch fest. Setzt man, wie die Kirche es seit spätestens Dionysius Exiguus (528) tut, als Grundlage für die Berechnung des Ostertermins das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März, so folgen darauf zwangsläufig die drei anderen Eckpunkte:

Sommersolstitium 22. Juni, Herbstäquinoktium 23. September und Wintersolstitium 22. Dezember (in Schaltjahren alle einen Tag früher).

Interessant ist nun folgendes: Von Caesars Kalenderreform weiß man so ziemlich alles: Die Neuordnung der Monate – auch hier: Korrekturen am bestehenden Kalender so gering wie möglich zu halten (diente u.a. auch Gregor XIII. als Leitbild), die Einfügung von 90 Tagen, um das Frühlingsäquinoktium wieder „in den März“ zurück zu bringen, **außer dem exakten Datum desselben**. Clavius [1607, 73] berichtet in seiner *explicatio novi calendarii*, dass es verschiedene Definitionen zur augustäischen Zeit gab: Die Jahreseckpunkte als jeweils am „VIII Kal. Aprili, Julii, Octobri, Januari“, d.h. am 25.3., 24.6., 24.9. und 25.12. Diese werden nach Clavius als „aequinoctium resp. Solstitium civile vel politicum“ bezeichnet. Hiervon zu *unterscheiden* seien die Daten mit dem Zusatz „astronomicum seu verum“, aber auch diese werden von Clavius nicht mitgeteilt.

Um doch noch Licht ins Dunkle zu bringen, untersuchen wir zwei Werke aus der Regierungszeit von Augustus:

*Columella, De re rustica – Über die Landwirtschaft* [1981] entstanden ca. +60, ein gigantisches Werk, welches man heute ein Kompendium des gesamten Agrarwesens nennen würde. Mir liegt eine zweisprachige Ausgabe vor, die 12 Bücher umfassen über 1.900 Druckseiten im Oktavformat. Ackerbau in

allen Aspekten, Grünbrache, Aussaat, Erntezeit, Lagerung, Vertrieb auf dem Markt – nichts bleibt unerwähnt. Viehzucht: Schweine, Schafe, Rinder, Esel, Pferde, Geflügel aller Art – bis ins Detail, wie die Grammetsvögel zu rupfen seien. Gartenbau, Weinbau und Kellereitechnik, wann wo welche Weinstöcke und/oder Obstbäume zu pflanzen, zu propfen und zu pflegen sind, wie man Bienen hält und deren Stöcke sauber hält – kurzum, ein wahres Kompendium.

Nun ziehen sich durch das ganze Werk natürlich Anweisungen, zu welchem Zeitpunkt irgendwelche Handlungen vorzunehmen sind und diese orientieren sich an den oben genannten vier Jahreseckpunkten. Es wimmelt nur so von Anweisungen wie: Spätestens nach dem Herbstäquinoktium, um das Wintersolstitium, nicht vor dem Sommersolstitium usw. usw.

Es fällt auf, dass vom Übersetzer das Stichwort „aequinoctium“ nicht für Wert gehalten wurde, in den an sich reichhaltigen Index verborum aufgenommen zu werden (möglicherweise kommt es zu oft vor). Unter dem Stichwort „solstitium“ findet man immerhin 16 Erwähnungen. Es lohnt sich, in dem Werk zu „stöbern“. Hier zwei Fundstellen:

*Buch II, Kap. 8: De temporibus sationum – Termine der Aussaat*

Übersetzung:

„Unser Dichter (d.i. Vergil) hält es für richtig, den Dinkel und auch den Weizen nicht eher auszusäen, als bis die Pleiaden untergegangen sind; In Versen drückt er das so aus:

Wenn Du aber das Land für Weizen und kräftigen Dinkel anbaust und dir der Sinn nach Ährenfrüchten allein steht, müssen am Morgen zuerst die Atlasstöchter hinabgehen.

[Vergil, *Georgica I*, 219 ff.]

Sie gehen aber 31 Tage nach der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche unter, welche **etwa am 23. September** eintritt.“ [Hvhg. WF]

Damit haben wir ein eindeutiges Kalenderdatum aus der Augustuszeit, das die Historiker bis heute nicht finden konnten! Schon Edmund Buchner [36] bekam keine Hilfe von ihnen, als er das Äquinoktiendum für Augustus' Sonnenuhr suchte, um so weniger H. Illig.

Zunächst also der 23. September, dazu das Wort „fere“ - „etwa“, andeutend, dass im Schaltjahr sich dieses verschiebt.

Des weiteren findet sich im IX. Buch, 14. Kapitel die Überschrift: *Wie sich die Bienen in den einzelnen Jahreszeiten verhalten und was ihr Pfleger in den einzelnen Jahreszeiten zu tun hat*. Ab Zeile 12 :

„Vom Pleiadenuntergang bis zur Wintersonnenwende, die etwa am VIII Tag vor den Kalenden des Januar (25. Dezember) eintritt, leben die Völker bereits von ihrem angelegten Honigvorrat. Natürlich ist mir die Berechnung des Hipparchos bekannt, nach der die Sonnwenden und Äquinoktien nicht auf die achten Tage der Sternbildzeichen, sondern auf die

ersten fallen. Aber in unserer Landbauwissenschaft folge ich den Kalendern der alten Astronomen Eudoxos und Meton, die mit unseren staatlichen Kultfesten übereinstimmen, weil dieser alte, den Bauern vertraute Ansatz bekannter ist und weil die größere Exaktheit des Hipparchos für die elementare Bauernweisheit nicht notwendig ist.“

Diese Stelle ist zunächst kaum zu verstehen, sie klärt sich aber auf, wenn man ein wenig in der Literatur gräbt. Malitz [1987] schreibt in seiner Arbeit *Die Kalenderreform Cäsars*:

„Cäsar setzte der Anwendung rein wissenschaftlicher Prinzipien [bei der Neugestaltung des Kalenders; WF] allerdings auch Grenzen, um die Widerstände gegen die Reform gering zu halten. So lassen einige Angaben in Plinius' Naturgeschichte.. (ed. 2007) XVIII. Buch vermuten, dass Caesars Berater Sosigenes durchaus in der Lage gewesen ist, astronomisch korrekte Angaben über die einzelnen Jahrpunkte zu machen – gemeint sind damit die Solstitien und Äquinoktien.“

So findet man bei Plinius [XVIII. Buch, 220-222]:

„[220] Die Cardinalzeiten (d.i. Solstitien und Äquinoktien) beruhen auf der Eintheilung des Jahres in 4 Theile, nach der Zunahme des Lichts. Dieses vermehrt sich vom kürzesten Tage an, und kommt nach 90 Tagen, um 3 Stunden verlängert, in dem Frühlingsäquinoktium der Nacht gleich. Hierauf übertrifft es nach 93 Tagen, zur Zeit des Sommersolstitiums, die Nacht um 12 Stunden, nimmt dann wieder ab, und verliert, nach dem im Herbst-Äquinoktium Tag und Nacht gleich geworden sind, bis zum kürzesten Tage, in 89 Tagen, noch 3 Stunden.

[221] Bei allen diesen Zunahmen werden Äquinoktialstunden, nicht solche eines jeden anderen Tages gerechnet, und alle diese Abweichungen geschehen in den achten Theilen (Graden) der himmlischen Zeichen. Den kürzesten Tag haben wir im Steinbocke, am 23. Dezember; das Frühlingsäquinoktium im Widder, das Solstitium im Krebse, das Herbstäquinoktium in der Waage.“

Rechnet man nun, beginnend mit dem 23. Dezember mit diesen Angaben die weiteren Jahreseckpunkte aus, so erhält man, römische Inklusivzählung benutzend, folgende Daten: 22. März / 22. Juni / 22. September. (Ich versehe diese Daten sicherheitshalber noch mit jeweils  $\pm 1$  Tag.) Malitz weiter:

„Caesar hat, im Unterschied zu seinem astronomischen Berater, Wert darauf gelegt, die Jahreseckpunkte seines neuen Jahres, das doch 10 Tage mehr als das alte hatte, wie bisher auf den achten Tag vor den Kalenden (a.d. VIII Kal.) des Folgemonats zu setzen [diese sind die oben bei Columella genannten staatlichen Kultfeste; WF]. Die Abstände zwischen den einzelnen Jahreseckpunkten entsprachen damit sehr genau den Abständen

des vorcaesarischen Kalenders und betonen die Kontinuität der römischen Zeitrechnung.“

Dies ist die Erklärung für die von Clavius gemachte Unterscheidung zwischen „aequinoctium politicum vel civile“ und dem „aequinoctium astronomicum seu verum“. Damit wird auch Columellas oben gegebenes Zitat verständlich, ebenso der dann bei Columella im IX Buch, Kap. 2 gegebene ausführliche landwirtschaftlichen Kalender. Die berühmten „VIII Kal.“-Daten haben ihre Erklärung in Caesars ‘Schonung’ der öffentlichen Meinung, welche diese Feiertage beibehalten sehen wollte!

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, was Malitz [1987] schreibt. Der altrömische Kalender mit seinen zahlreichen, nicht vorhersehbaren willkürlichen Schaltungen und Auslassungen war für einen Bauern schlicht und einfach nicht zu gebrauchen, da keinerlei kalendarische verbindliche Daten daraus zu entnehmen waren. So ist es zu erklären, dass alle einschlägigen Werke über Landwirtschaft – angefangen von Hesiod über Cato bis zu Vergil – keinerlei Kalenderdaten bringen, wann diese oder jene Arbeit fällig sei, sondern sich nur an astronomischen Daten – Auf- oder Untergängen, Jahreseckpunkten – orientieren. Erst mit Caesars Reform kam eine verlässliche Zuordnung von jahreszeitlichen Gegebenheiten und Kalenderdaten auf. Columella ist offenbar der erste, der dies nutzte [Ausführlicher s. Malitz].

Wir schauen abschließend in eine zweite römische Schrift, das *Astronomicon libri V* des Marcus **Manilius**, ein großes Lehrgedicht über die Kenntnisse der Himmelsvorgänge in ihrer Beziehung zum irdischen Geschehen. Manilius wird dem +1. Jh., der Augustus-Zeit zugeordnet [Details s. Wikipedia]. Uns interessiert hier nur eine Stelle [IV. Buch, 769]:

„Welches Gestirn dürfte lieber Italien verehren bei freier Wahl als jenes, das alles regiert, die Gewichtung der Dinge kennt, die Beträge bezeichnet und Gleiches vom Ungleichen scheidet, wo sich die Zeiten die Waage halten und Tag und Nacht gleich sind? Herr ist im Westen die Waage [bei ihrem Aufgang im Äquinoktium]. In ihr fand Rom seine Gründung wie auch sein Weltreich und gibt den Ausschlag in sämtlichen Dingen und erhöht und erniedrigt die Völker, gelegt in die Schalen. Der unter ihr geborene Kaiser [qua genitus Caesar] stellt die Stadt nun besser noch hin und regiert eine Welt, seinen Winken ergeben.“

Augustus also im Zeichen der Waage geboren, Herbstäquinoktium am 23. September – nun fehlt nur noch eine sichere Quelle für das Geburtsdatum von Augustus. Auf der Suche nach Quellen für dieses entscheidende Datum stieß ich auf die Arbeit von Illig [1991], eine gründliche Recherche zu dieser Frage, der ich nichts hinzuzufügen habe. Deshalb übernehme ich hier seinen Text:

„Und es zeigt sich sofort, dass dieser 23.9.-62 [damals das „-“ noch astronomisch benutzt, also -63] ein besonders gut überliefertes Datum ist: Es steht nicht nur in der *Römischen Kaisertabelle* (von D. Kienast 1990, S. 61, als jüngster Quelle) sondern wir kennen es aus verschiedenen antiken Inschriften (*Corpus Inscriptionum Latinarum* I<sup>2</sup> 329 VI 253.9254 XI 3303 XII 4333). Weiter ist bekannt: »Sein Geburtstag wurde seit 30 v. Chr. offiziell als Glückstag für Rom gefeiert“ (Zanker 1987, 57).

Bereits Diodor (-1. Jh.) überliefert uns dieses Datum (LV 30,5 LV 6,7), obwohl seine *Historische Bibliothek* über die Gesamtgeschichte der Völker nur bis -53 [-54] reicht. Der römische Schriftsteller Velleius Paterculus, geb. zu Lebzeiten von Augustus (ca. -20 [-21]) nennt es ebenso in seiner *Historia Romana* (II 65,2) wie A. Gellius, geb. um +123 (in XV 7,3; gemäß Großem Pauly, unter dem Stichwort *Julius Augustus*).

Am ausführlichsten berichtet uns der römische Biograph Suetonius Tranquillus (geb. ca. +70). In seinem Leben der Caesaren erzählt er: »Geboren ist Augustus im Konsulatsjahr von Marcus Tullius Cicero und Gaius Antonius am dreiundzwanzigsten September, kurz vor Sonnenaufgang, in der Gegend des Palatins, die ‚Bei den Rinderköpfen‘ genannt wird« (Sueton *Augustus* 5,1; im lateinischen Originaltext steht natürlich nicht 23. September, sondern in der vertrackten römischen Zählweise „ante diem IX Kalendas Octobres“). Auch das Todesdatum von Augustus hat er in Bezug zum Geburtsdatum gesetzt: »Augustus starb [...] am neunzehnten August, ungefähr um vier Uhr nachmittags, und es fehlten noch fünfunddreißig Tage bis zu seinem sechsundsiebzigsten Geburtstag“ (ebd., 100,1). Daraus errechnet sich wiederum – bei 31 Tagen für den August (und das war schließlich ‚sein‘ Monat) – der 23.9. als Geburtstag. Alle diese Angaben stimmen mit dem Befund der Sonnenuhr und des Friedensaltars überein, die der 50jährige Augustus zur Verherrlichung seines Geburtstages (und seines Zeugungstages) bauen ließ.“

Damit ist meiner Meinung nach Illigs Beweiskette schlüssig: Das Herbstäquinoktium zur Zeit von Augustus fiel auf dessen Geburtstag – und damit das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März; die Korrektur von 10 Tagen greift richtig auf die Zeit von Caesars Kalenderreform. *Aber wir haben jetzt ca. 300 Jahre zu viel im Kalender.*

Die Argumentation dieses Aufsatzes, die sich nur auf Texte aus der Zeit stützt, lässt Illigs Hauptargument, nämlich die Inkongruenz von Diplomatie und Bodenfunden der dark ages, völlig außer Acht. Der hier auf Grund von einschlägigen Texten geführte Beweis, dass die Daten der Äquinoktien um die Zeitenwende die gleichen sind wie heute, eben durch Gregor XIII. „restituiert“, ist als „Fadendurchschneider“ für den kalendarischen Auslöser der Phantomzeit-These zu sehen.

## Literatur

- Buchner, Edmund (1982), *Die Sonnenuhr des Augustus*; Mainz
- Clavius, Christophorus (1603), *Romani Calendarii..... Explicatio*, Romae, apud Aloysium Zanetti, Caput III, S. 73
- Columella, Lucius Iunius Moderatus (1981), *De re rustica*, Zwölf Bücher über Landwirtschaft, Buch eines unbekanntenen über Baumzucht, lateinisch-deutsch, herausgegeben und übersetzt von Will Richter, Namen- und Wortregister von Rolf Heine; München
- Duchesne, Louis M.D. (1880), La question de la pâque au Concile de Nicée; in *Revue des questions historiques* XXVIII, 5-42
- Evans, James (1998), *The History and Practice of Ancient Astronomy*; Oxford
- Feeney, Denis (2007), *Caesar's Calendar. Ancient Time and the Beginnings of History*; Berkeley · London [Das als „außergewöhnlich ambitioniert“ gelobte Buch kann zu den hier behandelten, grundsätzlichen Problemen nichts beitragen, da es sich weder mit Äquinoktien und Solstitien noch mit Gregors Kalenderreform befasst.]
- Frank, Werner (2002), Welche Gründe gab es für die Autoren der Gregorianischen Kalenderreform 1582, die Frühlingstagundnachtgleiche auf den 21. März zurückzuholen? in *Zeitensprünge* 14 (4) 646-655
- (2005) 21. März – Datum der Frühlingstagundnachtgleiche zu Zeiten Caesars, des 1. Nicaea-Konzils und der Gregorianischen Kalenderreform 1582; in *Zeitensprünge* 17 (1) 4-14
  - (2008): Die Korrektur des Mondjahres (*aequatio lunaris*) in der Gregorianischen Kalenderreform; in *Zeitensprünge* 20 (1) 241-246
- Illig, Heribert (1991): Augustus auf dem Prüfstand. Ergänzungen zur Kritik an der gregorianischen Kalenderreform; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (2) 43-49
- (2000), *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- Inter Gravissimas* (1582) (zitiert nach einer Sammlung päpstlicher Bullen, Romae, Apud....Blados Typographarios Camerales 1588)
- Malitz, Jürgen (1987), Die Kalenderreform Caesars; in *Ancient Society* 18, 103-131 [Internet-Version, nicht paginiert]
- Manilius, Marcus (1990), *Astronomia / Astrologie*, Lateinisch/Deutsch, übersetzt und herausgegeben von Wolfgang Fels; Stuttgart
- Plinius, Gaius Secundus, (2007), *Die Naturgeschichte, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von...G.C. Wittstein 1881, neu bearbeitet*; Wiesbaden
- Proceedings of the Vatican Conference to commemorate its 400<sup>th</sup> Anniversary 1582 – 1982* (Ed. George V. Coyne / Michael A. Hoskin / Olaf Pedersen, 1983); Specola Vaticana, Città del Vaticano
- Schmid, Josef (1905), *Die Osterfestfrage auf dem ersten allgemeinen Konzil von Nicäa*; Wien
- Urbina, Ignacio Ortiz de (1964), *Nizäa und Konstantinopel*; Mainz

Prof. Dr. Werner Frank, 91807 Solnhofen, Ferdinand-Arauner-Straße 4  
wfxfrank@t-online.de



# Johannes Fried widerlegt eigene Memorik und missachtet Prioritäten

Auch Max Kerner beginnt zu fiktionalisieren

Heribert Illig

Manchmal geschehen Dinge zur Unzeit. Etwa wenn gerade während der Druckzeit eines *Zeitensprünge*-Heftes alle Welt mit einem sensationellen Statement beglückt wird, das eigentlich längst bekannt ist und einen anderen Urheber hat.

Diesmal war es Prof. Johannes Fried, der sich ohne direkten Widerspruch mit fremden Federn schmücken konnte. Am 15. April vertraute er der ZEIT an: „Benedikt gab es nicht.“ Eine angestaubte, 16 Jahre alte Sensationsmeldung! Warum gerade jetzt? Wollte Fried auf seine eigene Existenz als nunmehriger Emeritus aufmerksam machen? Niemand weiß es, denn er selbst bezieht sich auf die Lektüre eines Buches von Francis Clark, das er vor 15 Jahren gelesen habe. Die Lösung hat also sehr lange in ihm gereift; noch in seiner *Memorik* von 2004 war er sich über Benedikts Wesenheit nicht sicher. Doch zunächst will auf etwas von Fried Verdrängtes hingewiesen sein.

1993 erfuhr ich aus einem Artikel von Klaus Reichold, die Benediktiner hätten herausgefunden, dass vieles der Benedikt-Vita nicht stimmen könne. Darauf schrieb ich meinen ersten einschlägigen, noch spekulativen Artikel. Dann las ich das Buch von Francis Clark und konnte 1994 begründet behaupten: Benedikt gab es nicht – beziehungsweise erklärte ich in meiner eigenen Diktion unter dem Zwischentitel „Abschied vom hl. Benedikt“ [1994, 31]:

„Wir wollen hier den nächsten und endgültigen Schritt tun und den laut Reichold drohenden Sturz des Benedikts endgültig vollziehen.“

Dieser Denkmalsturz auch des zweiten „Vaters des Abendlands“ war keine große Leistung, weil Clark bereits gründlich vorgearbeitet hatte, allerdings den angeblichen Gründer von Monte Cassino nicht gänzlich zur Fiktion erklären wollte, sondern einen zeitlichen Neuansatz für ihn erhoffte [ebd.].

## Fried zum Ersten

Fried dachte 1994 noch nicht an dergleichen Fiktionalisierungen. Aber er geriet 1995 in eine Zwickmühle. Auf der einen Seite erhielt er damals den Preis des *Historischen Kollegs* in München für sein 1994 erschienenes Buch, „das wissenschaftliches Neuland erschließt, über die Fachgrenzen hinaus wirkt und in seiner sprachlichen Gestaltung vorbildhaft ist“ [hist. koll.], ande-

rerseits warf ihm sein Kollege Gerd Althoff vor, er lasse gerade in diesem Buch viel zu viel Phantasie walten. „So zu verfahren, bemerkt Althoff, sei unwissenschaftlich“ [nachzulesen wie der gesamte Sachverhalt bei Illig 1996a, 110 und passim; 1996d]. Bei der Preisverleihung im November 1995 musste sich Fried von diesem Ruch der Unwissenschaftlichkeit befreien und verfiel auf eine mehr als phantasievolle Verteidigung. Die Ohrenzeugin Renate Schostack schilderte es so:

„Wenn nun allenthalben phantasiert wird, wäre es ein leichtes zu behaupten, daß der große Karl gar nicht gelebt hat. Fried zerschmetterte solche ‚Karlsruhe‘ [...] Beim Lügenbold sieht Fried ‚destruktive Illusion‘, beim wahren Geschichtserzähler ‚konstruktive Phantasie‘ am Werk“ [ebd.].

Die Weiterungen sind uns bekannt. Frieds sich selbst zur Wissenschaftlichkeit hinaufstilisierende „konstruktive Phantasie“ musste damals als ihren Gegenspieler den „Lügenbold“ (er)finden, den Verbreiter einer „Karlsruhe“ mit seiner gefährlichen Phantasie, also mich [vgl. Illig 1997a].

Fried hat den ihm nützlichen „Lügenbold“ 1995 in einem Buch gefunden, das 1994 in einem Kleinverlag erschienen war (*Hat Karl der Große je gelebt?*); allgemein bekannt wurde es erst, als es 1996 [b] – Dank sei Fried – als *Das erfundene Mittelalter* in einem bekannten Verlag erschien. Er hatte also einen hinreichend unbekanntem Autor samt unbekanntem Buch entdeckt, die zum Vertreter und Träger der „destruktiven Illusion“ hinabstilisiert werden konnten. Ebenfalls 1995 ist Fried laut eigener Angabe auf Francis Clark gestoßen, dessen Lektüre ihn jetzt zu der Schlagzeile veranlasste: „Benedikt gab es nicht.“ Der Schluss ist nicht zwingend, aber sehr wahrscheinlich, dass der belesene Fried 1995 im Zuge der nachgewiesenen Beschäftigung mit meinen Schriften auch auf meine Aufsätze über den hl. Benedikt – in Frieds Wirkungsstätte Frankfurt liegen Pflichtexemplare dieser Zeitschrift – und so auf Clark gestoßen ist.

Wie dem auch sei: Fried kann für seinen benediktinischen Nachvollzug keine Priorität beanspruchen – und weiß es auch, so er es nicht verdrängt hat.

### Fried zum Zweiten

Frieds Lektüre von Clark führte zunächst zu keinem eigenen Text. Aber die Auseinandersetzung mit der ‘guten’ und ‘schlechten’ Phantasie, für deren Einordnung er kein Entscheidungskriterium besaß, und mit den sich nach seiner Aussage wechselseitig bestätigenden Quellen [vgl. Illig 1996a], die sich in Wahrheit so oft widersprechen, ließ ihm keine Ruhe. Er setzte sich sogar mit neuronalen Vorgängen im Gehirn auseinander und sprach vielleicht 1998 erstmals vom „Schleier des Gedächtnisses“. Diese Entdeckung vertiefte er, bis er sie 2004 auch den Buchlesern präsentieren konnte: Frieds historische

Memorik war kreierte! Allerdings war sofort festzuhalten, dass dieses Buch nur erscheinen konnte, weil Fried die Psychologie in Gestalt von Freud beharrlich ignorierte [vgl. Illig 2004], wofür er zwei Jahre später ausgerechnet mit dem *Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa* ausgezeichnet wurde – wahrlich ein Verdrängungswettbewerb! (Die mehr als respektierliche, 57-seitige Bibliographie der friedschen Memorik enthält kein Werk von Freud !)

Meine Rezension der Memorik ist längst geschrieben [Illig 2004], weshalb hier nur aus Frieds Klappentext zitiert wird:

„verformende Kraft des Gedächtnisses“,

„Unzuverlässigkeit des menschlichen episodischen Gedächtnisses“,

„Vergangenheit wird in der Gegenwart stets neu geschaffen; unbewußt konstruiert aus unterschiedlichen Elementen erinnerten Geschehens. Wesentlich geprägt durch die Erfordernisse der jeweiligen Gegenwart entstehen scheinbar stimmige Vergangenheitsbilder, die doch in ihren elementaren Aussagen erheblich vom tatsächlich Geschehenen abweichen können.“

Vergangenheit wird in der Gegenwart stets neu geschaffen – diese Erkenntnis war Egon Friedells Vermächtnis in seiner *Kulturgeschichte des Altertums* von 1936:

„Man sagt: die Gegenwart steht im Schatten der Vergangenheit. Aber ebensogut kann man behaupten: die Vergangenheit ist der Schatten, den die Gegenwart wirft“

„Alle Geschichte ist Gegenwart.“ [Friedell 1963, 32 f.; 1989, 132 f.]

(Die mehr als respektierliche, 57-seitige Bibliographie der friedschen Memorik enthält kein Werk von Friedell.)

Ausgespart habe ich damals Frieds Auslassungen zum hl. Benedikt [2004, 344-357], die ja als ein leuchtendes Beispiel für die Leistungskraft der Memorik stehen sollten. Sie können nun vorgestellt und mit seinem Bild von 2010 konfrontiert werden.

Der Frankfurter Professor hatte sich mit Clarks beiden Bänden von 1987 und mit der Debatte um die Echtheit der *Dialoge* Papst Gregors I. beschäftigt und wusste:

„Träfe es zu [dass die *Dialoge* „erst etwa achtzig Jahre nach dessen Tod fabriziert worden seien“; HI], die mächtige Gestalt des heiligen Mannes [Benedikt] verflüchtigte sich im Lügengespinnst.“ [Fried 2004, 345]

Zunächst bescheinigte er Clark, er sei „über sein Ziel hinausgeschossen, insofern er ihre Entstehung um 600 leugnete“ [ebd.], womit er bereits anklingen ließ, dass neben dem ‘Karlsleugner’ auch noch ein ‘Benediktsleugner’ auftrete, also wieder die moralische Verurteilung durch Fried, die in seinen Worten

„leugnen“ und „Lüge“ zwangsläufig mitklingt. Gleichzeitig stellte er aber fest, dass viele Argumente Clarks ihre Gültigkeit behalten: Die *Dialoge* sind ein Fremdkörper im Werk Gregors, die Rezeptionsgeschichte der *Dialoge* setzt erst Jahrzehnte nach Gregors Tod ein und das keineswegs in Rom oder wenigstens in Italien; Gregor selbst schwieg über diese Schrift. Die Suche nach dem Grund des Schweigens löste einen von Frieds typischen Katarakten an rhetorischen Fragen aus:

„Sollte das Argument umzukehren sein? [...] Hatte sie der Papst gar nicht verfaßt? Wer war dann Benedikts Schöpfer?“ [ebd. 346]

Weitere rhetorische Fragen ersetzen klare Stellungnahmen:

„Sollte das Werk nicht aus einem Guß, vielmehr spätere Montage sein? Sollte dasselbe tatsächlich sein, was es zu sein vorgibt: schriftlicher Niederschlag erinnertes Gespräche zu verschiedener Zeit, mithin von Mündlichkeit? Was bedeutete dies für seinen Inhalt?“ [ebd. 347]

„Sollte dieser Unbekannte [der gleichfalls nur in Gregors *Dialogen* auftaucht; HI] der Mann und der Name hinter Gregors des Großen heiligem Mönchsvater gewesen sein? Der Mann, an den der eine oder andere Zeitgenosse des Papstes sich tatsächlich zu erinnern vermochte? Träfe dies zu, was durchaus zu erwägen ist, dann zerfielen der Erzvater der Mönche in mehrere Gestalten, verschmolze in Gregors Perspektive zu einer Synthese, einem Konstrukt, einem Übermenschen, einer Idee, kurzum zu jenem «guten Menschen», nach dessen Wundern Petrus, des Papstes Dialogpartner, um so stärker dürstete, je mehr er von ihnen zu trinken bekam. Sein vergangenes, sein künftiges Leben verdankte sich dem erbaulichen Gespräch, mündlicher und später, sehr später kultischer Tradition, keiner gelebten Wirklichkeit“ [ebd. 355].

Und so kam es zu dem vorhersehbaren Ergebnis, dass die Realität Benedikts ungeklärt blieb, aber Frieds Memorik hell leuchtete:

„Wer also war Benedikt wirklich, im tatsächlichen Leben? Wir wissen es nicht; und für den Augenblick scheint er nicht mehr zu sein als ein Mythos, eine fromme Legende, ein Phantom, vielleicht eine Projektion, ein Produkt einer erbaulichen Geschichte, das wie der hl. Christophorus oder die hl. Barbara seinen Weg ins «Martyrologium Romanum» fand. Daß Benedikt von Nursia mit seiner Schwester [Scholastika; HI] dort zu Recht seinen Platz gefunden hat und nicht, wie jene beiden, wieder auszusuchen sei, bedarf erst des Beweises. Abermals hatte das Gedächtnis oder genauer seine Verformbarkeit eine Geschichte zu schaffen und als real zu verbreiten erlaubt, die fern des gelebten Lebens angesiedelt war. Auch jetzt überlagerte Erinnerung das Leben.“ [Fried 2004, 356]

Die mehr als respektierliche, 57-seitige Bibliographie der friedschen Memorik enthält kein Werk des einst nützlichen „Lügenbolds“, obwohl der die Fiktionalisierung Benedikts 1999 [69] auch gut zugänglich publiziert hat: „Das Wirken des Hl. Benedikt, der 547 gestorben sein soll, aber mittlerweile als fromme Fiktion erkannt ist“.

### Fried zum Dritten

Das war der Stand 2004. Warum es im April 2010 zu einer neuen Bewertung des hl. Benedikt durch den mittlerweile emeritierten Fried kam, ist nicht erkennbar. Auf jeden Fall sind aber seine Zweifel verfliegen: Benedikt gab es nicht! Im Bemühen, seine These – also in Wahrheit meine These – gegen seine Kollegen abzusichern, macht er hochinteressante Aussagen [Fried 2010]:

**Fried:** „Wenn diese Quelle [Gregors *Dialoge*; HI] falsch ist – dann ist womöglich auch Benedikt eine »Fälschung«. [...]

**Zeit:** Ist Benedikt also so etwas wie ein Idealporträt Gregors?

**Fried:** Genau das nehme ich an. Ich bin darauf durch den Benediktinerpater Adalbert de Vogüé gekommen, der den Benedikt der *Dialoge* als »spirituelles Selbstbildnis« Gregors beschrieben hat – ohne die Existenz des Heiligen zu bezweifeln. Tatsächlich aber muss man de Vogüés Idee wörtlich nehmen. Denn Benedikt wird in den *Dialogen* wie ein Papst beschrieben.“

„Benedikt, die ganze Benedikt-Legende, ist ein **Implantat** im kollektiven Gedächtnis. [...]

Rasch verbreiteten sich die Benedikt-Legende und die *Regula Benedicti*. Das Mönchstum boomte. Im 8. Jahrhundert kam der Kult dann in Rom an.

**Zeit:** Das **Implantat** begann zu funktionieren.

**Fried:** Ja, fortan behauptete die Kunstfigur Benedikt einen Platz in der Geschichte – so wie ein **Herzschrittmacher** zum Körper gehört, ohne wirklich Teil des Körpers zu sein.“ [Hvhg. HI]

In diesem Interview stellt Fried drei Dinge klar, so weit sein Duktus dies ihm erlaubt:

- Benedikt gab es nicht (mein Ergebnis).
- Es gab einen Pseudo-Gregor, der erst nach dem Tod Gregors die *Dialoge* verfasst hat (Clarks Ergebnis).
- Die *Regula Benedicti* könnte im Umkreis Gregors verfasst worden sein, also ca. 60 Jahre später als bislang gedacht (statt ca. 530 nun ca. 590). Clark sah sie ungefähr bei 550/60 [Illig, 1994, 30].

Verräterisch ist sein Gebrauch der Worte „Implantat“ und „Herzschrittmacher“. Wer von einem „Implantat im kollektiven Gedächtnis“ spricht, hat damit seine Memorik nicht bestätigt, sondern widerlegt! Es geht keineswegs

um Vergangenheit, „unbewußt konstruiert aus unterschiedlichen Elementen erinnerten Geschehens“, wie oben aus Frieds Klappentext zitiert. Nein, im Falle Benedikts geht es ganz im Gegenteil um ein gut vorbereitetes, klug ersonnenes und bedacht inszeniertes Einfügen eines Verstandesprodukts, das sehr bewusst konstruiert worden ist. Hier siegt nicht das Unbewusste im Sinne Freuds, sondern hier findet klarer Verstand ganz in meinem Sinn und ganz gegen Fried zu einer sauber durchgeführten Fälschung.

Was Fried und alle seine Kollegen im Falle Karls, dem nach Benedikt zweiten „Vater des Abendlands“, entrüstet abgelehnt haben – die gewollte Konstruktion einer Kaiserfigur zum Zwecke der Erhöhung späterer Herrscher, Dynastien, deutscher Kaiser, aber auch der krönenden Päpste –, das wird nunmehr im Falle Benedikts von Fried und zunehmend mehr Forschern bestätigt: Geschichte, das sind keineswegs immer „scheinbar stimmige Vergangenheitsbilder, die doch in ihren elementaren Aussagen erheblich vom tatsächlich Geschehenen abweichen können“ (wie oben aus dem Klappentext zitiert), sondern Menschen konstruieren sehr bewusst Teile ihrer Vergangenheit so, wie sie ihnen nützlich und erinnerungswürdig erscheint. Geschichte ist häufig genug bewusstes Konstrukt.

Damit können wir Frieds Memorik getrost ad acta legen, denn die Teile, die wahr bleiben, wie Verdrängungen, Hereinspielen des Unbewussten und andere Verformungen hat nun wahrlich Freud lange vor Fried und durchaus umfassender beschrieben. Hinfällig wird dagegen Frieds beharrlicher Versuch, mein ‘Karl der Große hat nie gelebt’, das ihn seit 1995 stark beunruhigt, dadurch zu relativieren, dass er in immer stärkerem Maß auf die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses hinweist. Wenn er Charakter hat, entschuldigt er sich für die Prioritätsanmaßung in Sachen hl. Benedikt und akzeptiert den großen Karl als kühnes Produkt rationaler Logik.

### **Max Kerner und Klaus Herbers erklären ‘die Päpstin’ zur wahrscheinlichen Fiktion**

Der Papst mit den meisten Monographien in den letzten Jahrzehnten war kein Papst, hat nie gelebt, sollte aber möglichst eine Frau gewesen sein: die „Päpstin Johanna“. Nun haben zwei Autoren der Hochschulen Aachen und Erlangen-Nürnberg zu ihr eine neue Arbeit vorgelegt. Der uns wohlbekannte Max Kerner, streitbarer Paladin Karls in Aachen, tritt nochmals in den Ring, obwohl dem Emeritus bald der 70. Geburtstag ins Haus steht.

Zwar widmen die beiden Autoren ihr erstes Kapitel der Frage: „Fiktive oder historische Figur?“, aber sie sind sich weitgehend einig, dass es sich um eine Fiktion handelt, aber nur weitgehend. Sonst gäbe es nicht in der gemeinsam verfassten Einleitung die Feststellung, dass es um einen Papst gehe, „den

es aller Wahrscheinlichkeit niemals gegeben hat: die Pöpstin Johanna“ [K/H, 10]. Etwas spöter heißt es:

„Als Zwischenfazit ergibt sich aus all diesen Hinweisen und Ausführungen, dass die Fabel von der Pöpstin Johanna alles andere als die Geschichte eines real existierenden weiblichen Papstes darstellt. Einen solchen hat es im Mittelalter nach allem, was wir wissen und aus den historischen Quellen entnehmen können, nicht gegeben.“ [K/H, 34]

Aber schon die nächste Kapitelüberschrift kokettiert erneut mit ihrer Möglichkeit: „Platz für (k)eine Pöpstin?“ [K/H, 35] Das mag dem Publikumsinteresse geschuldet sein, vielleicht auch der völlig unbegründeten Angst, dass schon morgen der Vatikan geheime Akten über den Casus veröffentlicht.

Gewichtiger scheint mir der Untertitel des schmalen Bandes: „Biographie einer Legende“, signalisiert er doch gewollte Verwirrung. Denn bislang hatten Menschen eine Biographie, Erfundenes eher nicht, Sachen selten, selbst klug erdachte Bücher hatten ‘nur’ ihre Schicksale (habent sua fata libelli). Der Umstand, dass jetzt auch Legenden eine Biographie haben, wird von beiden Autoren unentwegt betont: „Geschichte ihrer geschichtlichen Überlieferung“ [K/H, 9], „legendarische Biographie“ [K/H, 34] oder eben „Biographie einer Legende“ [so auch K/H, 34, und zwei Mal 144]. Bislang hätte man nicht von einer Biographie, sondern von der Rezeptionsgeschichte gesprochen – diese Vermengung ist ein Schritt in eine neue Richtung: Wer sich wie die französischen Mediävisten schon lange nicht mehr mit einer Person Karl d. Gr., sondern nur mit ihrer Rezeptionsgeschichte beziehungsweise mit der Geschichte seines Mythos beschäftigt, der könnte sich auch mit der „Biographie“ der Legende Karl beschäftigen. So erfährt die Legende, also das manchmal Wundersame rings um einen häufig fiktiven Kern, ihre Aufnahme in die eigentliche Historik. Es steht also den Wissenschaftlern nichts mehr im Weg, sich mit Erfundem und Erfundenen zu befassen. (Wir lassen beiseite, dass dies bereits auf dem Historikertag zu Aachen anno 2000 zentrales, allseits begrüßtes Thema war [vgl. Illig 2000], also nichts Neues ist).

Zur im Buch ausgebreiteten „Biographie“ der Legende lässt sich sagen: Die Pöpstin ist abwechselnd um 850, um 900 und um 1100 angesetzt worden [K/H, 84], wobei die älteste Ansetzung auch als der älteste Hinweis zu gelten hat; Marianus Scotus († 1082) hat ihn in seiner Universalchronik für 854 gegeben [K/H, 126]. Doch die Legendenbildung verlief dann reziprok:

- Jean de Mailly sah sie in seiner Metzger Universalchronik (1250) zwischen 1099 und 1101 [K/H, 63].
- Ein anonymer Erfurter Franziskaner platzierte sie in seiner *Chronica minor* (1261/65), also nur wenige Jahre später, in die Zeit um 900 [K/H, 67].

- Wiederum nur wenige Jahre später, 1277, setzte der schlesische Dominikaner Martin von Troppau die Päpstin direkt nach Leo IV. an (855), folgte also Marianus Scotus; Martin hat „als der »Erfinder« der konkretisierten Johanna-Legende zu gelten“ [K/H, 70]. Bis um 1300 ist die frühe Ausbildung der Legende abgeschlossen, es beginnt „die »recéption de la fable«“ [K/H, 85], die uns hier nicht weiter zu interessieren hat.

Im Detail bringt das Buch manch' Verwunderliches. So heißt es zum Beispiel von Ignaz von Döllinger, dem Verfasser der *Papst-Fabeln des Mittelalters* [1863], dass er das päpstliche Unfehlbarkeitsdogma von 1870 solange bekämpfte, bis er exkommuniziert wurde: „Danach gab Döllinger alle kirchlichen Aufgaben auf“ [K/H, 21]. Man hätte hier durchaus erwähnen können, dass es auch außerhalb der *Catholica* Heil gibt, legte doch v. Döllinger zusammen mit Johann Friedrich v. Schulte, Franz Heinrich Reusch und dem späteren Bischof Joseph Hubert Reinkens den Grundstein für die Altkatholische Kirche in Deutschland, also für eine Kirche ohne Papst.

Quellenangaben lassen sich, ein weiteres Beispiel für Verwunderliches, beliebig verkomplizieren. Zunächst fällt auf, dass es Faksimiles der *Jahrbücher von Fulda* gibt, die ins 9. Jh. datiert werden [K/H, 40]. Gezeigt wird allerdings die MHG-Ausgabe von 1891 mit einem Druckbild, das sich kaum von dem einer Schreibmaschine unterscheidet und dementsprechend allenfalls schlichte Setztechnik, keine mittelalterliche Schreiberhand illustriert. Wer nun die deutsche Übersetzung goutieren möchte, wird auf Anmerkung 2 verwiesen, die sich dann auf S. 39 f. findet und zur S. 147 führt. Dort erfahren wir, dass die MHG-Edition von Rau stammt; dazu gibt es auf S. 161 unter Rau den Verweis zum nächsten Stichwort, zu den *Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte*. Also alles unmittelbar zugänglich.

Für die Verfechter des erfundenen Mittelalters haben Kerner und Herbers erfreuliches Material bereit gestellt.

Neben der Päpstin-Legende bringt die *Chronica minor* eines unbekanntenen Erfurter Franziskaners (um 1261/65) den Hinweis auf *zwei* Pseudopäpste (pseudopapa): der eine – weibliche – während des Pontifikats von Formosus (891–896), der andere, „dessen Name und und Pontifikatsdauer unbekannt seien“, unmittelbar nach Sergius III. (904–911)! Es ist überaus erfreulich, dass ausgerechnet im Jahr **911** ein Pseudopapst gesehen wird [K/H, 67], der den Übergang von fiktiven zu realen Zeiten markiert.

Dazu passt, dass Martin von Troppau in seiner Papst- und Kaiserchronik von 1277

„im Frühmittelalter nur einen Papst [habe] finden können, »der um seiner hervorragenden Wissenschaft willen« zum Papst gewählt worden sei; dies



ist für ihn nicht der gelehrte Gerbert von Aurillac gewesen – weil es der Teufel war, der ihn zum Papst (Silvester II., 999–1003) gemacht hatte und nicht sein eigenes Wissen – sondern Papst Leo IV. (847–855), der ein solcher Mann des Wissens war [...] und der sich durch vorbildliche Lebensweise ausgezeichnet hat“ [K/H, 78].

Seltsam: Diesem Leo IV. sind die gleichen Charakteristika zugeordnet worden wie der Päpstin Johanna, die deshalb laut v. Döllinger den Platz unmittelbar nach ihm zugeordnet bekam. Was seine wissenschaftlichen Leistungen gewesen wären, bleibt hier dunkel, ebenso dunkel bleibt, warum der Wissenschaftler Silvester II. des Teufels war. S. 38 bringt ein zeitgenössisches Konterfei von Papst Leo IV., „einer gelehrten Persönlichkeit“ [K/H, 37], über deren Gelehrsamkeit man offensichtlich keine Details kennt, zumindest nicht im *Ökumenischen Heiligenlexikon* oder bei *Wikipedia*. Wie es der Zufall will, hat Buchautor Herbers den entsprechenden Eintrag im *Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon* [Bautz 1992] geschrieben. Er berichtet dort über umfangreiche Bautätigkeiten (civitas leoniana rings um St. Peter), bringt aber kein Wort über irgendein wissenschaftliches Interesse bei Leo IV.!

Dafür scheint es nur eine einzige Erklärung zu geben, nachdem es ja nicht an den wissenschaftlichen Bemühungen selbst gelegen haben kann: Man erinnerte sich offensichtlich im 13. Jh. noch daran, dass Silvester II. es gewagt hatte, die Uhr vorzudrehen! Mochte er gedacht haben, Christi Willen auszuführen, sahen spätere darin den Willen Satans.

Das Fresko in der Unterkirche von San Clemente zeigt Leo IV. mit dem (blauen) Quadrat-Nimbus, der nach meinen Recherchen nicht für Zeitgenossen zum Einsatz kam, sondern nur für fiktive Persönlichkeiten während der erfundenen Jahrhunderte [vgl. Illig 1996c]. Nachdem zwischen 1060 und 1130 lebende Persönlichkeiten mit einem goldenen Quadratnimbus ausgezeichnet worden sind, liegt es nahe, die Darstellungen mit einem blauen Quadratnimbus ebenfalls in dieser Zeit anzusetzen. Das gilt auch für die Darstellung in San Clemente [Illig 1996c, 317].

Auf S. 83 wird ein Kunstwerk gezeigt:

„Marmorbüste der Grabanlage ‚Bonifaz‘ VIII. (ein Werk des Arnolfo di Cambio, wahrscheinlich aus Anlass des Heiligen Jahres 1300 geschaffen): »das erste plastische Porträt eines noch lebenden Papstes« (A. Paravicini Bagliani).“

Deutlicher lässt sich die Bescheidenheit der Päpste nicht demonstrieren: Sie haben nicht das Beispiel Karls d. Gr. nachgeahmt, der sich eitel in Münstair als lebensgroße Stuckfigur oder in Metz als winziger Reiter abbilden ließ – nein, sie haben sich fast 500 Jahre Zeit für ihre ersten wirklichen Porträts gelassen.

Für Vertreter der Phantomzeitthese ist es selbstverständlich, dass eine Päpstin im 9. Jh. Fiktion sein muss [vgl. Illig 1997b]. Kerner, der einst in der Fiktionalisierung Karls eine Sünde wider den Hl. Geist sah [vgl. Illig 2000, 635], gibt mittlerweile Ratschläge zum Umgang mit Fiktionen.

„Vielleicht sollten wir Fiktionen eher danach befragen, ob sie für nicht verstandene Entwicklungen der Zeit ein Sinnangebot bereit hielten. Wahrscheinlich müssen wir umdenken: Nicht die erzählerisch geschaffene Gestalt einer Päpstin, die auf uns heute vielleicht unglaublich wirkt, war das Unerhörte für mittelalterliche Hörer und Leser, sondern die Wirklichkeiten, die erst nach fiktionaler Ausdeutung verständlich wurden. Somit konnte die Legende über Jahrhunderte hinweg gestaltet werden und lebendig bleiben. **Wenn aber Fiktionalität in diesem Sinn ernst genommen wird**, dann entfaltet sie Wirksamkeit, weil sei Vorstellungshorizonte und auch Handlungsziele weiter bestimmte, wie dies im Falle der Päpstin geschah“ [K/H, 137 f.]; Hvhg. Hl.

Wir verneigen uns vor Paulus Kerner, von dem wir noch viel Positives über die erfundenen Jahrhunderte lesen werden dürfen.

### Nachträge

Zum Schluss seines Interviews leistete sich Fried eine unerwartete Volte.

„**Zeit:** So war Benedikt wirklich ein »Gesegneter«.

**Fried:** Den Namen gibt es übrigens auch in anderen Religionen. Im Judentum heißt Benedictus Baruch, im Islam Mohammed.

**Zeit:** Dann könnte sich Papst Benedikt ja Mohammed nennen?

**Fried:** Der Prophet hat auf jeden Fall gelebt.“

Seltsam: Um sich in die aktuelle Diskussion um die einstige Realität Mohammeds einmischen zu können [vgl. Müller 2007, 600; 2009, 155; Weissgerber 2007 Beaufort 2008, 327], setzt Fried abrupt sein Diktum – aber um den Preis, dass es nun klingt, als könne sich Papst Benedikt XVI. deshalb nicht Mohammed nennen, weil der Prophet gelebt hat, der Papst hingegen ...

In diesem Heft weise ich darauf hin, wie die Autoren und Administratoren der *Wikipedia* zunehmend darauf achten, dass keiner meiner Befunde breiter dargestellt und keinesfalls als wahrheitsnah bezeichnet wird (s. S. 492-495). Um so mehr freut es mich, dass meine These vom fiktiven Benedikt von *Wikipedia* aufgegriffen und registriert worden ist – nur weil sich ein Fried als Urheber ausgibt:

„immer mehr Historiker gehen aufgrund des Fehlens zeitgenössischer Nachrichten sogar davon aus, dass es Benedikt niemals gegeben habe: Er sei wahrscheinlich nur eine »erfundene Idealgestalt« (Johannes Fried)“ [wiki → Benedikt von Nursia].

Für die These vom erfundenen Mittelalter mit seiner ebenso erfundenen Idealgestalt Karl geht es voran...

Max Kernalers Auftreten erinnert an ein nahendes Jubiläum, das er Hand in Hand mit Sven Schütte [vgl. Illig 2010] begehen wird. Im Dezember werden es zehn Jahre, dass er mir öffentlich „baldmöglichst ein Exemplar des Kernaler-Werks [*Karl der Große – Entschleierung eines Mythos*; 2000] – mit Widmung“ versprochen hat [vgl. Illig 2000, 635]. Nachdem er nunmehr dem Fiktionalisieren huldigt, wäre es nicht verfrüht, vor seinem 70. Geburtstag am 1. Dezember sein Versprechen einzulösen...

### Literatur

- bautz = *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon* <http://www.bautz.de/bbkl/>
- Beaufort, Jan (2008): Arius und Ali. Über die iranischen Wurzeln des Christentums und die christlichen Wurzeln des Islam; in *Zeitenstränge* 20 (2) 314-331
- Clark, Francis (1987): *The Pseudo-Gregorian Dialogues* (Studies in the History of Christian Thought 37-38); Leiden
- (2003): *The Gregorian Dialogues and the Origin of Benedictine Monasticism* (Studies in the History of Christian Thought 108); Leiden
- Fried, Johannes (1994): *Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024* (Propyläen Geschichte Deutschlands Bd. 1); Berlin
- (1998): The veil of memory. Anthropological problems when considering the past; in *The Annual lecture German Historical Institute* 1997; London
- (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- (2010): Benedikt gab es nicht. Der »Vater des Abendlandes« ist nur eine Kunstfigur des Mittelalters. Das behauptet der Frankfurter Historiker **Johannes Fried**; in *DIE ZEIT*, vom 15. 4. [Befragung durch Chr. Staas, s. dort]
- Friedell, Egon (1963): *Kulturgeschichte des Altertums*; München (<sup>1</sup>1936)
- (1989): *Kultur ist Reichtum an Problemen*. Extrakt eines Lebens gezogen und vorgelesen von Heribert Illig; Zürich
- hist. koll. = <http://www.historischeskolleg.de/preis/frame.htm>
- Illig, Heribert (1993): Das Ende des Hl. Benedikt? Der andere 'Vater des Abendlandes' wird auch fiktiv; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 5 (2) 23-28
- (1994): Doppelter Gregor - fiktiver Benedikt. Pseudo-Papst erfindet Fegefeuer und einen Vater des Abendlandes; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 6 (2) 20-39
- (1996a): Streit ums zu lange Frühmittelalter. Mediävisten stolpern über hohe Ansprüche und leere Zeiten; in *Zeitenstränge* 8 (1) 107-120
- (1996b): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1996c): Roms 'frühmittelalterliche' Kirchen und Mosaik. Eine Verschiebung und ihre Begründung; in *Zeitenstränge* 8 (3) 302-326
- (1996d): Von der Karlslüge. Über die Fortsetzung einer wissenschaftlichen Debatte; in *Zeitenstränge* 8 (3) 327-336
- (1997a): Von Wenden und schrecklichen Visionen. Die Mittelalterdebatte wird umfassend; in *Zeitenstränge* 9 (2) 260-285

- (1997b): Pöpstin Johanna? Rezension von Elisabeth Gössmanns Buch; in *Zeiten-sprünge* 9 (2) 287 f.
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden worden sind*; München
- (2000): Den Mythos erinnern, Karl vergessen. Ring um den Historikertag zu Aachen; in *Zeiten-sprünge* 12 (4) 626-638
- (2004): Siebigs' Fund und Fried ohne Freud. Aktuelles zur Frühmittelalterdebatte und mehr; in *Zeiten-sprünge* 16 (3) 625-652 [u.a. Rezension der Memorik]
- (2010): Zehn Jahre Warten auf Schütte. Eine Würdigung; in *Zeiten-sprünge* 22 (1) 198-208

Kerner, Max / Herbers, Klaus (2010): *Die Pöpstin Johanna. Biographie einer Legende*; Köln u. a.

Müller, Zainab-Angelika (2007): Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer; in *Zeiten-sprünge* 19 (3) 600-609

- (2009): Über das Verwalten schriftlicher Schätze (Zustände in den Islamwissenschaften II); in *Zeiten-sprünge* 21 (1) 139-167

Staas, Christian (2010): Heiliger oder Legende? Benedikt gab es nicht. Der »Vater des Abendlandes« ist nur eine Kunstfigur des Mittelalters. Das behauptet der Frankfurter Historiker Johannes Fried; [ein von Staas geführtes Interview mit Fried] in *ZEIT ONLINE*, vom 16. 4. <http://www.zeit.de/2010/16/GES-Interview?page=1>

Weissgerber, Klaus (2007): Zur Felsendom-Inschrift (Islamica IV); in *Zeiten-sprünge* 19 (1) 120-129

wiki = *Wikipedia*-Eintrag unter dem genannten Stichwort

# Planet UnWissen: Wie man mit Hilfe Karls d. Gr. das Fernsehpublikum weiter verdummen kann

## Subjektives von Gerhard Anwander

*Sendung vom 26. Februar 2009 [im wdr]*

*Karl der Große - Ein Kaiser und sein Riesenreich*

*Karl der Große, der erste Kaiser des Mittelalters, schuf ein Reich, das von der Nordsee bis nach Mittelitalien, von den Pyrenäen bis ins heutige Ungarn reichte. Planet Wissen macht sich mit seinen beiden Gästen: der Romanautorin Martina Kempff und dem Historiker Johannes Fried, auf die Spuren des Frankenkönigs. Außerdem wird geklärt, was die beiden weißen Pferde in den Flaggen von Nord-Rhein-Westfalen und Niedersachsen, die Nationalhymne von Andorra und der erste Präsident der USA, George Washington, eigentlich mit Karl dem Großen zu tun haben.*

Es gibt eine Fernsehserie namens *Planet Wissen*, die der WDR herstellt und die des öfteren recht interessant klingt. Eine ganze Stunde wird einem Thema gewidmet, meist mit einem Hauptgast. Derartige Sendungen schätzt man aber nur so lange, bis ein Thema kommt, in dem man sich selber gut auskennt, nicht zuletzt dank der *Zeitensprünge*. Danach denkt man weniger günstig über *Planet Wissen*, weil sich der Verdacht aufdrängt, dass in anderen Fachgebieten ähnlich (schlecht) verfahren wird. So geschehen bei einer Sendung am 26. 2. 2009, von der hier berichtet sei.

Einleitend verkündet Moderator (Dennis Wilms), flankiert von Moderatorin (Birgit Klaus) u.a., dass sich Andorra, der Zwergstaat in den Pyrenäen, auf Karl den Großen beruft. Sollten die sich mit einem *Zeitensprünge*-Heft [2/2006, 268] vorbereitet haben, wo es um das letzte verbliebene Rudiment des Reichs von El Gran Carlemany und seine karlophile Nationalhymne ging? Hinweis gar auf eine phantomzeitlich unterwanderte Karlssendung?

Moderatorin spricht von Karl und davon, dass er uns nach 1.200 Jahren so massiv beeinflusst, weil er „unglaublich viele Spuren noch hinterlassen“ hat, auch da, wo man es gar nicht glaubt. Hierzu hält uns Moderator einen 1- $\$$ -Schein vor Augen mit dem Porträt von George Washington, und – ich weiß nicht, ob Sie's schon wussten – dieser ist in der Tat ein Karolinger, jaja, ein Nachfahre unseres Superkarls! Was wäre aus Amerika ohne Karl geworden? Und was aus Europa, dessen gesamter Hochadel sich von IHm herleitet? Moderatorin leitet über zum ersten Gast [Zitat hier und im Folgenden: WDR]:

„Martina Kempff [= MK] arbeitet heute als Schriftstellerin und Übersetzerin in der Eifel. [...] Im Zentrum ihrer historischen Romane stehen starke und interessante Frauenfiguren, die sie sich jeweils durch historisches Faktenwissen und Detailkenntnis erarbeitet.“

So bekommen wir als Karlsspezialistin eine Poetin präsentiert und dürfen gespannt auf neue Karlsevolutionen sein, denn auch diese Frau hat sich tief in das erotische Leben Karls eingefühlt. Sie reiht sich damit ein zwischen Schauspielerinnen, die sich im Traum von IHm umarmen ließen und Frau Fischer-Holz, die uns das Buch *Die Frauen Karls des Großen* gegönnt hat. Kempff kennt besonders Karls starke Mutter gut und weiß auch schon, warum Karl später seine Töchter quasi eingesperrt hat: Er selbst wurde nämlich von seinem Papa Pippin vernachlässigt, weil dieser dauernd zu Pferde unterwegs war. Karl war zwar auch dauernd unterwegs, mindestens 20 Jahre lang, aber er löste eben dieses Vernachlässigungsproblem seines Nachwuchses feinsinnig durch Einsperren desselben. Ein wahrhaft vorbildlicher Vater Europas! Dabei hatten wir doch bislang fest geglaubt, er habe sie auf allen Umritten mitgenommen! [Illig 1996, 49]

So eingestimmt in einen ersten psychischen Abgrund des großen Karl erfahren wir – dem Kenner natürlich längst vertraut –, dass er ein „Frauenheld erster Güte war“. Erstmals erfahren wir hier die Gründe: Nicht primär der Triebdruck an sich war es, der unseren Karl zum Drüsensklaven werden ließ, sondern der Druck des Reiches und seiner Probleme. Stress also! Damals gab's die gute alte (Männer-)Zeit: Ein bisschen Druck auf einen Mächtigen und schon durfte sich dieser als allerchristlichster Herrscher einen Harem halten. Helas, die Zeiten sind vorbei, liebe Männer.

Moderator wird ob des Themas gleich selbst etwas gamsig (bayer. für triebgesteuert) und fragt sichtlich interessiert, ob ER all die Konkubinen gleichzeitig oder anstandshalber nacheinander gehabt hätte. MK weiß es natürlich genau: gleichzeitig! Wow! Neid! So ein Hund, dieser Karl! Was war doch Bill Clinton dagegen für ein armer Hund – eben kein Karolinger.

Moderatorin hingegen ist – wie es sich gehört – etwas pikiert und fragt nach, ob es sich Karl nicht nur von der Macht, sondern auch vom Äußeren her habe leisten können. Nun, MK weiß genau, dass die Frauen ihn liebten, und das aufgrund des Skelettes, das man in Aachen von IHm fand: „1,93 m, für die damalige Zeit sensationell groß.“ Wie sagte doch ein Gutachter irgendwann einmal zu diesem Skelett: Es spricht nichts dagegen, dass das Skelett von KdG stammt, wohlweislich die Fortsetzung unterdrückend, die da lautet: Aber es spricht auch nichts dafür, dass es seines ist! Die letzte Untersuchung hat übrigens 1,82 m ergeben, also einen 'Kurzfranken' [Illig 1996, 46].

Weitere wichtige Befunde durch MK: Sein Hals war kurz und seine Stimme piepsig, wie die von Boris Becker beim Fehlschlag. Insgesamt über-

ragte er mit seiner Stattlichkeit aber Helmut den Großen, also Kohl. Nun wissen wir auch das!

Vollweib MK strahlt vor Begeisterung, wenn sie von ihrem Superkarl berichtet. Moderatorin – offensichtlich gut durchgegendert – meint nun aber, dass es doch eher Macht und Geld gewesen sein müssen, womit ER die Frauen gefügig gemacht habe.

Diesem Steilabstieg ins Triviale sieht äußerlich gelassen ein Professor für Geschichte des Mittelalters zu. Ab und zu sortiert er seine Beine unter dem Tisch neu, ansonsten zeigt er professorales Pokerface. Deshalb will ich mich im Gedankenlesen versuchen, analog zu den Ferndiagnosen der MK über Superkarl; so könnte ich mir vorstellen, dass er vielleicht Folgendes denkt:

»Ist das, was diese Tussi verzapft, nicht zum Davonlaufen? Würde ich diese nicht sofort aus jedem Proseminar schmeißen mit ihrem schwülstigen Karlsgetue? Was wäre, wenn sie wenigstens selber einigermäßen nach was... ach, lassen wir das. Wird sie endlich aufhören mit dem Stuss? Irgendwie positive Phantasie, aber doch wohl Stuss? Nur gut, dass ich mir diesen Illig verbeeten habe, diesen gefährlichen Karlsleugner! Der redet keinen solchen Stuss. Was wäre gewesen, wenn ich selbst da draufgekommen wäre? Wäre das nicht toll? — Soll ich dazwischenfahren oder ist es sinnvoller, ruhig zu bleiben und sich nichts anmerken zu lassen? Wann kommst Du endlich dran, Johannes?«

Es ist in der Tat Prof. Johannes Fried (= JF) leibhaftig, der hier daneben sitzend leiden muss. Endlich wird auch er gefragt und soll in seiner Eigenschaft als vollakademischer Historiker die wichtige, um nicht zu sagen: entscheidend wichtige Frage beantworten, wie viel denn dieser stattliche Karl normalerweise verzehrt habe. Nun, JF, ob der Komplexität der Fragestellung sich etwas verhaspelnd, vermeldet, ein gewisser Einhard hätte, analog zur Augustusbiografie des Sueton, geschrieben, ER habe sich im Gegensatz zu Augustus, dem drei Gänge pro Mittagessen genügten, vier (!) Gänge gegönnt und wäre damit der Schlemmerei verfallen. Als wären vier Gänge für *den* Deckhengst Europas zu viel!

Das Niveau der Sendung ist trotz der professoralen Intervention noch nicht sonderlich gestiegen, da knallt der Moderator endlich die kulturelle 50.000 €-Frage auf den Tisch: Hat ER, der Große, überhaupt lesen können?! Endlich darf JF warmlaufen: „Ja, doch, er konnte wohl Latein und er konnte wohl auch Lesen“, aber die Feinmotorik des Schreibens war für die schwertgewohnte Eisenfaust unseres Karls nicht zu erreichen. Ist das möglich? Darf JF diesen unsäglichen Unsinn immer noch von sich geben, elf Jahre nach dem ersten Mal [14. 8. 1999; vgl. Martin 2000a, 100]? Hat ihm immer noch kein Schmied mit dem Hammer auf die Finger geklopft?

Immerhin wissen wir – das sei von uns hinzugefügt – doch aus anderen reinen Quellen historischer Erkenntnis, dass er die Neumen erfunden hat, eine

frühe Notenschrift zum Festhalten von Musik und Gesang. Für einen des Schreibens Unfähigen doch eine hervorzuhebende Leistung, geradezu ein Karlswunder, dessen Glanz in dieser Sendung nicht hervorgehoben wird.

Dafür wird es politisch brisant: War Karl ein Deutscher oder was war er? So lautet die Frage. Fried blüht weiter auf: Deutsche, Franzosen entstanden erst nach SEinem Tod. Nun darf MK dank Moderatorin weiterreden und das mit Karl Martell, Pippin und den putschenden Hausmeiern erklären. Das wäre doch des Professors Part gewesen. Aber eben Frauen unter sich! Wahrscheinlich war die MK dabei, so genau weiß sie all diese Dinge. Wer die Macht hat, hat die Macht zu Recht. Das hat die EU-Kommission von ihrem eigentlichen Gründungsmitglied übernommen.

Damals wäre beinahe auch alles schon gut gewesen, aber die Sachsen wehren sich 30 Jahre lang gegen unseren allerchristlichsten Missionar und Schürzenjäger, was in der Sendung mit einem Film (natürlich mit Originalaufnahmen aus der damaligen Zeit) illustriert wird. Darin wabert und brütet es wie in einer frühen Inszenierung der *Götterdämmerung* zu Bayreuth. Eingebildet findet sich die goldglänzende Karlsbüste aus dem 14. Jh. – fürs glotzende Volk sogar (Fastoriginal-)Porträts. Planet UnWissen!

Immerhin bekommt der Zuschauer mal was anderes zu sehen als nur diese MK und den feinsinnig parlierenden Professor. Unvermeidlich bei solchen Filmen scheint das penetrante Einspielen gregorianischen Gesanges, wenn irgendwo eine Mönchskutte oder ein Kirchenschiff auftaucht. Das muss im Curriculum der Filmschulen festgeschrieben sein: Mönch oder vorbarocke Kirche: Gregorianik; barocke Kirche: Bachtrompete oder Mozartmesse; Paris: Musette; Anden: Pustepanflöte usw. Oh Filmemachereleid!

Corona wendet sich nun Paderborn zu, dem Anti-Sachsen-Mahnmal des Großen Karl; Moderator verweist aufs Internet, wo die karolingischen Pfalzreste zu bewundern sein sollen. Was es nicht alles geben soll!

Es wird über Sinn und Unsinn von Guerrillakriegen gerechnet, wobei JF betont, dass ein christlicher König der Nächstenliebe natürlich Nicht-Christen bekämpfen muss. „Karl d. Gr. wollte ein für allemal Frieden schaffen.“ Und die Sachsen gingen unter, weil sie in sich uneins waren und einem großen Taktiker und Militärstrategen gegenüberstanden. Klar.

Das Karolingerreich wird auf der Karte gezeigt, und MK behauptet, dass dieses eigentlich so groß gewesen sei, wie vorher nur das Römerreich. JF interveniert nicht, als sei ihm entfallen, dass die römischen Adler bis Persien, Assuan und Tripolis getragen worden sind.

Wie Karl denn dieses Reich beherrscht habe, wird gefragt. Wieder redet sich MK heiß und der arme JF muss zuschauen: Tausend Familien mit Grafen, über das Reich verstreut, habe Karl auf seiner Seite gehabt, aber letztlich wäre dann die doch Korruption aufgeblüht zum Schaden des Ganzen.



Diese Frau sollte der Professor ausführlich konsultieren; sie verfügt offensichtlich über ihm unbekanntes Quellen. So könnten auch Professoren der Geschichte von Trivial-TV profitieren und die lahrende frühmittelalterliche Geschichtswissenschaft wieder vorwärts bringen!

Nun ist aber doch wieder der Professor dran; er darf – aber bitte kurz – erläutern, wie es zur Kaiserkrönung kam. Also: Es sei verraten, dass es Papst Leo war. Der uralte Streit, ob nun Karl verabredet nach Rom kam oder dort heimlich und hinterrücks der Krönung verfiel, wie es die zwei sich widersprechenden Quellen vermelden, ist dem Emeritus nur eine Randbemerkung wert. Moderator ist auch bemüht, den Zuschauer nicht zu überfordern. Er zeigt das Krönungsbild Karls als Stich nach dem Gemälde Kaulbachs von 1861 [Taschenbuchtitel Illig, 1998] und fragt, ob man sich die Sache so vorstellen könne. JF weicht aus, es gäbe nur wenige und widersprüchliche Berichte.

JF: „So wie dieses Bild aussieht, wird’s sicher nicht gewesen sein.“

Moderator: „Sondern?“

JF: „Fragen Sie mich was Leichteres.“

Gab es schon Reichsinsignien, fragt Moderator? Nein, sagt JF, die entstanden erst im hohen Mittelalter. Trotzdem wird die wunderschöne achteckige Reichskrone (heute in Wien) eingeblendet, die Faußner – von der Zunft schrittchenweise bestätigt [vgl. Illig 1996, 188] – im 12. Jh. sieht, angefertigt für Konrad III. Sie passt somit eher weniger zu dem, was Fried dann doch noch über die Krönung Karls sagt. Für TV-taugliche Visualisierung genügt auch ein 300 Jahre jüngeres Exemplar. Planet UnWissen eben. Ein Tipp für die nächste Sendung mit JF: Rückgriff auf die Krone Karls zu Pferde, auf jene Statuette, die ihn doch zu Lebzeiten porträtieren soll!

Erneut ist die geschichtsmächtige MK an der Reihe. Bei ihren Lesungen gehe ein Raunen durchs Publikum, wenn sie erwähnt, dass KdG nicht zu Aachen, sondern in Rom gekrönt worden sei. Sie weiß sogar, dass Karl als Krönungsort Aachen bevorzugt hätte, mit einem koketten Seitenblick zu JF. Dessen Reaktion wird nicht gezeigt.

Nun endlich jäh und unerwartet: Karls Kapelle zu Aachen. Der eingeblendete Trailer entbehrt des Chorals und bietet ein akustisches Lohengrinthanhäusergemenge samt Edvardgriegsoße; der Tonmeister war wohl auf einer Auslandsschule. Die Kamera nähert sich irgendwann dem, wie es heißt, fast schon archaisch zu nennenden Karlsthron. Immerhin leise Zweifel im Unterton beim Filmkommentar: „Dass Karl, der erste deutsche Kaiser noch vor seinem Tod 814 hier gesessen hat, daran glaubt man fest!“ Genau, eine Glaubensfrage also; dennoch wurde lange Jahre darauf gesessen; ein Napoleon-Flitscherl holte sich auf dem kalten Marmor eine Erkältung, Göring konnte sich kaum hineinzwängen und „amerikanische Soldaten spielten mit der Reichskrone!“

JF greift in letzter Not ein und kritisiert, dass im Film die Rede vom deutschen Kaiser gewesen sei und dass mit der Reichskrone in Nürnberg gespielt worden sei. Daraufhin ist Moderatorin ganz begeistert und meint, dass einige der sich beim Bildschirmvolk eingeschlichen habenden fehlerhaften Details im Geschichtsbild durch diese Sendung Gott sei Dank aufklären würden.

JF – schon leicht unwirsch – betont noch einmal: „Es gab [zu Karls Zeiten] weder Deutsche noch die [gezeigte] Krone.“ Die Moderatoren bitten daraufhin MK, doch darüber zu berichten, wie Karl die Krönung zu Rom aufgenommen hätte: Ja, meint sie, ER wäre doch überrascht worden von dieser Krönung und hätte sich lieber in Aachen krönen lassen, dieser Ansicht sei sie nun mal – wieder koketter Seitenblick zu JF –; aber letztlich war Karl zufrieden, er habe mit der Krönung das Sahnehäubchen seiner Macht serviert bekommen.

Der Leser möge sich vor Augen halten, unterstellt, den Großen Karl hätte es wirklich gegeben: Wie sollte es angehen, dass ein allermächtigster fränkisch-langobardischer König, dem die Weiber mindestens so wichtig sind wie Papst und Kirche, einen gerade halbtot geschlagenen und wundersam genesenen Papst nach Paderborn einbestellt, um die Krönungsmodalitäten zu besprechen – so 1999 in der Paderborner Ausstellung behauptet –, und dann gegen seinen Willen gekrönt worden wäre? Aber von Steuergeldern wohlversorgte Professoren samt akademischem Unterbau pflegen sich offensichtlich mit derartigen Absurditäten die Zeit zu vertreiben – angesichts drohender Finanzcrashes wohl nicht mehr allzu lange! Da lobe ich mir letztlich doch MK, die dermaßen über ihren Karl drauflos fabuliert, bis ein paar Zuschauern klar wird: Das muss alles reine Fantasie sein.

Nach kaum 30 Minuten darf endlich JF seinen Karl würdigen: Reorganisation der Kirche! Re-Organisation? Als wäre um 800 die fränkische Kirche schon kirchlich organisiert gewesen! Und vor allem Karls kulturelle Leistungen: Bildungsreform, Rezeption antiker Schriften, „Wiedereinüben“ des klassischen Lateins, entscheidend wichtig für Literatur, Dichtung und Wissenschaft. Fürwitzige, fast schon freche Frage der Moderatorin (die würde gleich aus dem Seminar des JF fliegen), etwas spitz vorgetragen: „Was hat man denn vorher gesprochen?“ Antwort JF, fast in Rage:

„Ein barbarisches Latein, ein verwässertes Latein ... das Latein entwickelt sich ja zu den romanischen Volkssprachen hin ... ein schreckliches Latein, was eben zu den Volkssprachen hinführt und das hat Karl der Große verhindern lassen!“

Hier wölkt professoraler Unsinn: Wer im – fiktiven – fränkisch-germanischen Bauernvolk soll ein barbarisches, verwässertes, schreckliches Latein gesprochen haben? Haben die leibeigenen Bauern, ansonsten halbverhungert, im Bildungsrausch beim Rübenhacken ein schlechtes Latein benutzt und einfach

Pickel statt Celtis gesagt? Oder wurden Karls zartbesaitete Lateinohren vom nichtvorhandenen Bürgertum mit falscher Pluralbildung gequält, wenn es um Internas ging? Oder haben die adeligen Schlagetots Dativ und Ablativ gar während der Schlacht verwechselt und so den Zorn Karls hervorgerufen, der wegen derartiger Vexation wieder eine Schlacht gegen die Saxen verlor? Bildung für ein Volk von Analphabeten? Wie JF dann weiter ausführt, war das Sache der Klöster. Dort hat man auf Karls Veranlassung „Latein gelernt, noch mal Latein gelernt und nochmal Latein gelernt und abgeschrieben, eine Handschrift nach der anderen.“ Er *muss* dabeigewesen sein!

Nun ist aber von den Karlsklöstern kein Stein zu finden und auch nichts von den Produkten einer schmalen oder gar breiten Bildung; selbst die lateinisch dichtende Hrotsvith von Gandersheim wird erst fürs späte 10. Jh. postuliert. Also alles leeres und aufgeblasenes Geschwätz, was hier dem Fernseh-zuschauer zugemutet wird. Dieser denkt wohl, dass JF ein fast so toller Hecht sei wie sein Karl.

JF darf am Stehpult noch die karolingische Minuskel erläutern und die Revolution, die darin bestand, dass man sich diese nicht mehr zwischen zwei, sondern vier Linien geschrieben vorzustellen habe, wie in einem Schulheft für Erstklässler, und über die Humanisten im 15. Jh. kam diese Schrift in den Buchdruck und auf uns heute. Erläutert wird das u.a. an einer der

„schönsten Handschriften aus der Zeit Karls des Großen, der sog. Dagulf-Psalter ... in besonderer Weise für den König selbst geschaffen, wir können also sicher sein, das ist ein Zeugnis der karolingischen Bildungsreform.“

Sicher ist hier gar nichts, denn Faußner [2006, I, 421 ff.] behauptet nicht unbegründet, dass dieser Psalter ein Produkt des 12. Jh. aus dem Hause Wibald ist. Wibald lässt Karl den Großen und Gattin Hildegard die Handschrift in Auftrag geben, um sie dann Papst Hadrian zu übereignen, was JF unterschlägt [ebd., 422]:

„Damit hatte der Psalter für Bischof Adalbero eine hochfeine königlich-päpstliche Provenienz und es verblieb nur noch aufzuzeigen, wie er in den Bremer Dom gelangte. Und dazu fand sich für Wibald in Adams von Bremen Bischofsgeschichte der Hamburger Kirche eine gute Gelegenheit....“

Wer immer letztlich recht hat, der Rechtshistoriker Faußner oder die ihn ignorierende Historikerzunft: Man könnte Derartiges in einer Sendung ansprechen unter dem Motto: lebendige Geschichtsforschung – gefälscht oder echt, und würde damit mehr Interessierte gewinnen. Vermutlich ist aber Faußner auch schon dem Bann des Schweigens verfallen – dem ‘Wir von der Zunft wollen an Unseren Karl und seine grandiosen Leistungen glauben, glauben und nochmals glauben und ihn letztlich anbeten’. Die Geschichtswissenschaft des frühen Mittelalters ist damit mehr Sekte denn Wissenschaft und muss zurecht um

den sich anbahnenden Wegfall ihrer Lehrstühle fürchten oder an Nachwuchsmangel zugrunde gehen, wie sich das bei der *Monumenta Germaniae Historica* anbahnt.

Unser Karl hat noch weitere Verdienste, Verdienste, die in der heutigen Zeit gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können, schuf oder reformierte er doch eine Edelmetallwährung. Moderator zeigt hierzu eine Münze von ungefähr 30 g Silber und JF bestätigt: Das ist dieser Pfennig! Das ist er natürlich nicht, denn der Karls Pfennig wog vielleicht 1,5 g und war papierdünn. Aber dem Publikum nur das Beste. JF:

„Ja, Karl der Große hat das etwas aus den Fugen geratene Finanzsystem zu ordnen getrachtet, hat eine feste Relation eingeführt; aus einem Pfund Silber – ein Pfund ist damals 380 Gramm – hat er 244 Pfennige schlagen lassen, das ist die einzige Münze, das einzige Geld, das überhaupt existierte, nur der Pfennig.“

Wie kann man von einem aus den Fugen geratenen Finanzsystem sprechen, wenn außer diesen Pfennigen auch vorher nichts existierte? Und wieso wird plötzlich eine karolingische Goldmünze zu Ingelheim gefunden, der – fragwürdige – Hauptbeweis für eine Karolingerpfalz in Ingelheim? Antwort JF:

„für den Außenhandel [Ölrechnungen von Harun-al-Raschid?] hat man **gelegentlich, vielleicht, möglicherweise** [Hvhg. GA] mit Gold geprägt; wir haben nur ein einziges Stück überliefert, vor ein paar Jahren in Ingelheim gefunden, ich habe eine Abbildung mitgebracht ... **aber es ist eine absolute Ausnahme.**“

Eine einzige Münze, vielleicht gefälscht, auf jeden Fall mit ihren konträr gestalteten Seiten ein Widerspruch in sich – Unikat oder Unikum –, lässt 14 Jahre nach ihrer Auffindung JF ins Trudeln geraten. Man prägt gelegentlich, vielleicht, ein bisschen? Das klingt wie ein bisschen schwanger. Mir tun die Studenten leid, die solchen Zwiespach für die Prüfung pauken müssen.

Die Sendung hat einen mindestens so großen Bildungsauftrag wie Karl selbst. Sie bringt nun einen kurzen Film über Ingelheim, in den *Zeitensprünge* schon des öfteren als römisch nachgewiesen [Heinsohn; Illig/Lelarge]. Karl der Große repräsentierte hier in der Aula Regia: „Sie war damals neben der Kaiserpfalz in Aachen das imposanteste Gebäude nördlich der Alpen.“

Ein kühner Vergleich, gab es doch in Trier die mindestens ebenso große Palastaula. Natürlich wird das erfundene Schaubild der fiktiven Aachener Karolingerpfalz gezeigt und JF gefragt, was alles dazugehöre. Er erläutert ungerührt von architekturhistorischen Zweifeln am Aachener Münster die Grandiosität dieses Baues und erläutert all das, was zu einer Pfalz gehört, indem er gewaltige, fiktive Bauten um den Kern herum suggeriert.

Da darf das nächste Karolinger-Highlight nicht fehlen: Gong!! – der St. Gallener Klosterplan, aufgezo- gen auf einem schätzungsweise 0,5 m mal 1 m

großen Karton. Anhand dieses fiktionalen Plans wird nun auch die Infrastruktur, nein, nicht der Klöster, sondern der Pfalzen erläutert. Moderatorin, möglicherweise historisch nicht ganz unbeleckt, fragt naiv und/oder etwas hinterlistig: „... nun gab es aber über 100 Pfalzen damals. Wofür hat denn Karl damals so viele Pfalzen gebraucht?“

Bevor wir uns die Antwort der schlaunen MK anhören, rechnen wir ein wenig. Karl habe selbst 65 Pfalzen gebaut und ca. weitere 40 nutzen können [vgl. Illig 1996, 205, 208] – also ca. 100 Bauten. Bei gleichmäßigen Aufenthalten von einer Woche Dauer käme er alle zwei Jahre zu einer Pfalz. Da sie aber zum großen Teil erst gebaut werden mussten, da der Große Feldherr dauernd in den Krieg zog und oft jahrelang an einen Platz gebunden war, da er von Pfalz zu Pfalz lange reiten musste und oft lange Winterzeiten in einer Pfalz blieb, konnte er im Schnitt eine Pfalz nur zwei bis drei Mal in seinem Leben besuchen. Praktisch heißt das: Dauerleerstand für 20 bis 30 Jahre.

Und dafür baut man Kirchen, Hallen, Aufenthaltsräume, Stallungen, Schmieden, Brauereien, Bäckereien, Schutzmauern und so weiter, analog zum St. Gallener Plan? Wer hat diese Gebäude finanziert, wer das Personal bezahlt? Wer hat mit welchem Geld die Vorräte eingekauft und sorgfältig verwahrt, bis in vielleicht 10 bis 15 Jahren seine Majestät geruhen, für eine Woche vorbeizukommen?

Wäre es so gewesen, müsste ich als Bayer einräumen, dass gegen diesen Aufwand, gegen diese Verschwendungssucht unser Ludwig II. ein knauseriger Knilch war. Gut, etwas prunkvoller denn Aachen muten sein Linderhof, Herrenchiemsee oder Neuschwanstein durchaus an, aber Karl soll ja für seine damaligen Verhältnisse ebenfalls nicht gekleckert, sondern geklotzt haben.

MK erklärt nunmehr als Bildungsbeauftragte, dass es deshalb so vieler Pfalzen bedurfte, weil Karl persönlich vor Ort mit bis zu 1.200 Personen nach dem Rechten schauen musste – sehr löblich, aber logistisch gesehen absolut lächerlich und für diese Zeit auszuschließen. Auch archäologisch gesehen handelt es sich um reine, vergeistigte Phantasiegebäude, die aus gefälschten Urkunden abgeleitet wurden – gibt es doch im angesprochenen Bayern nicht einen Stein einer karolingischen oder agilolfingischen Pfalz [Illig/Anwander]. Daher wieder: Planet UnWissen verkauft seine Zuschauer für dumm!

Moderatorin kehrt zu den allzu menschlichen Themen zurück: Hatte Karl nun Liebesheiraten oder fügte er sich in dynastisch-notwendige Verbindungen? Natürlich beides, wie wir wissen sollten; aber seine Liebe war Hildgard. Mit 13 Jahren gefreit, musste sie – offensichtlich ohne Schonzeit – in zehn bis zwölf Jahren neun Kinder werfen. So muss man diese große Liebe eines Pädophilen sehen, in der die Frau an Erschöpfung starb. Moderatorin ist natürlich entsetzt, die MK wiederum nicht!

Auf Hildegard folgt die ebenfalls rasch verbrauchte Fastrada, doch endlich wird es dem Moderator zu bunt mit diesen Weibergeschichten, er unterbricht und wendet sich zum Professor:

„Jetzt mal ganz kurz, Herr Fried lächelt schon die ganze Zeit so süffisant, jetzt mal sie als Wissenschaftler [na endlich wird impliziert, dass die MK mit Wissenschaft nichts zu tun hat – Planet UnWissen] wenn sie diese ganzen Geschichten hören, inwieweit ist das für sie ja Mythos, inwieweit helfen ihnen vielleicht solche Geschichten auch in ihrer Arbeit oder sagen Sie, lassen sie mich damit bloß in Ruhe.“

JF könnte MK nun niedermachen, aber er gibt sich diplomatisch: „Ja, das sind natürlich Probleme, für die Zeit selbst können wir das alles nicht nachweisen...“ Also auf deutsch: alles Stuss, Planet Stuss:

„... aber das sind Legenden, die entstehen, und die werfen natürlich ein tolles Licht auf die Zeit, in der diese Geschichten entstehen, wie man sich eine vergangene Figur vorgestellt hat. Vorstellungsgeschichte ist fast so wichtig für den Historiker wie die Konstruktion der realen Geschichte, an die er immer nur hypothesenweise herankommt.“

So, so, Herr Professor der Geschichte, diese Weibergeschichten des Karl sind also die fruchtbaren Geschichtsphantasien im Gegensatz zu den furchtbaren des Doktor Illig. Aber ist es nicht vielmehr so, dass diese „Vorstellungsgeschichte“ doch mehr über die aussagt, die sie erfinden, ausschmücken und sich an ihnen delectieren? Ich dachte, es ginge bei der Geschichte des Mittelalters um das, was vermutlich wirklich passiert ist, wenn es denn überhaupt passiert ist und nicht um die hineinprojizierten Frustfantasien von Frauen und Männern des folgenden Jahrtausends, bis zur unmittelbaren TV-Gegenwart.

Aber nun besteht Moderatorin (!) darauf, dass es diese Frauen wirklich gegeben habe; nur die Details wisse man eben nicht mehr. Wir danken für diese Klarstellung! JF meint hierzu milde, Fantasien seien für eine Schriftstellerin in Ordnung – Planet UnWissen als getarnte Literatursendung. Und die Legenden seien „gut bezeugt“, meint MK, aus dem 8., 9., 10. Jh. JF nickt, „ja, gut bezeugt“.

Ja, was nun? Setzen wir für Legende das etwas schnödere Wort Erfindung oder gar Lüge, dann lautet die Aussage: Die Erfindungen und Lügen über einen – für uns fiktiven – Karl sind für die drei Jahrhunderte gut bezeugt. Selbst das stimmt nicht, denn wer die Lügen und Legenden alle erzeugt hat und zu welchem Zweck, ist kaum geklärt, zumindest kommt es in der Sendung nicht zur Sprache.

Dafür kommen noch einmal die quasi eingesperrten, doch eigentlich ständig mitreitenden acht Töchter zur Sprache, die es außerehelich mit standesgemäßen Mannsbildern treiben durften. Später wurden christlich-abendländi-

sche Fürstenfrauen eingesperrt, um genau solches zu vermeiden. Aber unserem Karl war's egal; wie MK betont, wollte er doch keine machtgerigen Schwiegersöhne haben.

Könnte es auch hier nicht spannend sein herauszufinden, wer mit welcher Absicht solche Erfindungen und Legenden fabrizierte, etwa die Friedelehe, die Karl sich, wie beschrieben, erlaubte, also den legalen Harem neben der legalen Ehefrau? Faußner hat bekanntlich Wibald in Verdacht, der Verfasser des Einhart zu sein, und es wäre schön, wenn sich andere echte Forscher und steuerfinanzierte Wissenschaftler bequemem würden, hier weiterzusuchen.

Gegen Ende der Sendung muss natürlich noch das *Capitulare de villis* angesprochen werden, kann man hier doch in einem Filmchen einen echten Karlsgarten zeigen. Paul C. Martin [2000b, 645 f.] hat schon einmal dargetan, dass dieser, dank Pflanzen, die erst nach den Kreuzzügen bekannt geworden sind, vermutlich auf Karl IV. zurückgeht. Auch ist eine gewisse Enttäuschung spürbar, wenn ein mageres, dünnes Bändchen in die Kamera gehalten wird, das angeblich das gesamte Wirtschaften auf Karlsgütern geregelt haben soll.

Zuletzt muss noch ein Versprechen eingelöst werden, die Frage nach dem Pferd im Niedersachsenwappen. Das ist natürlich der Gaul, den Großkarl dem widerspenstigen Widukind geschenkt hat, nachdem dieser aufgegeben hatte und Christ wurde. Keineswegs Karl als sächsischer Deckhengst.

Zum allerletzten Abschluss wird es politisch korrekt. Die EWG der 1950er Jahre ist nach dem – aufgrund zerstrittener Söhne und Enkel – baldigen Zerfall des Karlsreiches die Wiederauferstehung eines geeinten Europa. Allerdings danken wir für diese sich zwischenzeitlich etablierte Eurodiktatur, dank des neuerlichen, politischen Erdbebens (des Vertrages) von Lissabon und hoffen, dass alles ebenso schnell wieder zerfällt, wie einst das fiktive Frankenreich nach KdG.

### **Schlussbemerkung**

Diese Art Geschichtswissenschaft, wie sie sich hier präsentiert, ist zu Recht vom Aussterben bedroht. Sie lebt nur noch dank irgendwelcher Prüfungsordnungen, mit deren Hilfe Studenten gezwungen werden, irgendetwas ohne Verständnis und Interesse an der Sache selbst auswendig zu lernen, um es dann zur professoralen Befriedigung in der Prüfung preiszugeben. Eine lebendige Geschichtsforschung, die z.B. die Phantomzeithypothese oder andere kritische Thesen berücksichtigt, die physikalischen Datierungsmethoden kritisch hinterfragt, den Primat der Diplomatie fallen lässt, um vor allem mit der Archäologie interdisziplinär gleichberechtigt zu arbeiten, um z.B. den Fall Wibald von Stablo zur Kenntnis zu nehmen und zu untersuchen – eine Geschichtsforschung also, die offen ihre Mängel und Widersprüche ein-

gesteht, die den ideologischen Müll des 19. und frühen 20. Jh. abwirft, würde Scharen von wirklich interessierten Studenten und entsprechendes Publikum anlocken und zu neuen und interessanten Ergebnissen kommen.

Dass uns die Massenmedien zu allen politisch brisanten Themen belügen und Fakten vorenthalten, ist vielen bekannt; dass das auch bei einer vergleichsweise harmlosen Thematik wie Karl dem Großen passiert, mag verwundern, passt aber leider nur zu gut ins Bild. Die zarte Hoffnung, Planet Wissen hätte sich der *Zeitensprünge* bedient, blieb unerfüllt. Es muss alles ruhig, gefestigt, gesichert und großartig aussehen. Zweifel und Kritik sind tabu, wie zu oft in den Massenmedien. Eine runderneuerte Geschichtswissenschaft würde hingegen das Niveau entsprechender Mainstreammedien dergestalt anheben, dass Forschung und Wissenschaft in Geschichte und sonst wo als das gesehen werden, was sie sein sollten: Brutstätten des kritischen Verstandes, des Zweifels und der Neuschöpfung, keine Anbetungsandachten 'historischer' Überpersönlichkeiten, vernebelt vom Weihrauch professoralen Scheinwissens und koketter Literatucken.

### Literatur

[www.wdr.de/wissen/wdr\\_wissen/programmtips/fernsehen/planet-wissen.php5](http://www.wdr.de/wissen/wdr_wissen/programmtips/fernsehen/planet-wissen.php5)

Faußner, Hans Constantin (2006): *Wibald von Stablo. Seine illuminierten liturgischen Prachthandschriften, ihre Provenienzen und deren Kirchenpatronizien. Ein Überblick aus rechtshistorischer Sicht*; Hildesheim

Fischer-Holz, Elisabeth (1997): *Die Frauen Karls des Grossen*. Eupen

Heinsohn, Gunnar (2001): Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim; in *Zeitensprünge* 13 (3) 463-466

Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf, 1998 als Taschenbuch - (1999): Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 403-438

Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch? in *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492

Martin, Paul C. (2000a): Können Münzen Karl den Großen retten? *ZS* 12 (1) 88-112 - (2000b): Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil II; in *ZS* 12 (4) 639-661

Niemitz, Hans-Ulrich / Illig, Heribert (2004): Aachen: alt, ganz alt oder noch älter? Eine Neueinschätzung durch Volker Hoffmann; in *Zeitensprünge* 16 (2) 272-278

Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn* (3 Katalogbände); Mainz

Gerhard Anwander, 87757 Kirchheim i. Schw., Dorfstr. 5

Gerhard.Anwander@gmx.de



# WIKIPEDIA und die Wahrheit

## Erfahrungen mit einem Mammutprojekt

Heribert Illig

„Im März 2000 startete der Internet-Unternehmer Jimmy Wales mit dem damaligen Doktoranden der Philosophie Larry Sanger über die Firma Bomis ein erstes Projekt einer englischsprachigen Internet-Enzyklopädie, die Nupedia. Der Redaktionsprozess der Nupedia lehnte sich stark an den bisheriger Enzyklopädien an: Sanger amtierte als Chefredakteur, Autoren mussten sich bewerben und ihre Texte anschließend ein langwieriges Peer-Review-Verfahren durchlaufen.

Ende 2000/Anfang 2001 wurden Sanger und Wales auf das Wiki-System aufmerksam, mit dessen Hilfe Benutzer einer Website diese nicht nur lesen, sondern auch direkt im Browser verändern können. Am 15. Januar 2001 war das Wiki der Nupedia unter der eigenständigen Adresse wikipedia.com abrufbar, was seither als die Geburtsstunde der Wikipedia gilt. Ursprünglich war die Wikipedia von Sanger auf Nupedia als Spaß-Projekt (fun project) neben der Nupedia angekündigt worden. Dank ihrer Offenheit jedoch entwickelte sich die Wikipedia – selbst zur Überraschung von Sanger und Wales – so rasant, dass durch sie die Nupedia in den Hintergrund rückte und im September 2003 ganz verdrängt wurde. Wikipedia ist ein Projekt zum Aufbau einer Enzyklopädie aus freien Inhalten in allen Sprachen der Welt. Jeder kann mit seinem Wissen beitragen. Seit Mai 2001 sind so 1.077.823 Artikel in deutscher Sprache entstanden.“ [wiki → wikipedia]

Die weltweite Autorengemeinschaft erstellt die Artikel kollektiv und unentgeltlich. Mittlerweile gibt es die *Wikipedia* in den unterschiedlichsten Sprachen, auch in Kunstsprachen wie Esperanto oder in nicht schriftfixierten Sprachen wie „Boarisch“, wobei die Artikel selten einfach übersetzt, sondern im Prinzip jeweils neu erarbeitet werden. So liegen über zehn Millionen Artikel vor, davon drei Millionen auf Englisch und eine Million auf Deutsch. Mehr als 6.700 Autoren arbeiten regelmäßig bei der deutschsprachigen Ausgabe mit.

Damit wird Denis Diderots Traum wahr. Er wollte das gesamte Wissen der Menschheit sammeln. Sein Ergebnis waren zwischen 1751 und 1772 die 28 Foliobände (davon 17 für Texte) der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers*. Der Wunsch nach umfassendem Wissen ist seitdem trotz großer Anstrengungen unbefriedigt geblieben, trotz

der 52 Bände des *Großen Konversationslexikon*, die Joseph Meyer zwischen 1840 und 1855 in Hildburghausen verlegte, trotz der 300.000 Stichworte der aktuellen *Brockhaus Enzyklopädie* in 30 Bänden. Von da her ist die quantitative Leistung der *Wikipedia* gar nicht zu überschätzen. Auch Verfügbarkeit und Aktualität sind schwer zu übertreffen, schon gar nicht von einem Lexikon in Buchform.

Schwieriger zu beurteilen ist die Qualität der Artikel. Sie scheint mir – es ist also die Rede von einer subjektiven Stichprobe – im Allgemeinen gut bis sehr gut. Probleme zum Teil gravierender Art treten immer dann auf, wenn es um die Tendenz eines Artikels geht. Solange Vorpommern oder Schwaben einen Artikel über z.B. Kroatien verfassen, dürfte relativ rasch Einklang zu erzielen sein. Anders sieht es aus, wenn Serben und Kroaten streiten, wer von beiden diese Länder besser einschätzen kann. Hier geht es also um Meinungen, Vorurteile, Weltanschauungen, politische oder religiöse Ansichten; hier kämpfen Lobbyisten und pressure groups auch in *Wikipedia* massiv um Meinungshoheit und ‘die’ Wahrheit. Dementsprechend schwer ist ein objektiver Blick zu gewinnen, vermutlich zum jeweils aktuellen Zeitpunkt gar nicht möglich.

Ähnlich ist es in vielen wissenschaftlichen Bereichen. Der Mainstream will seine Ergebnisse geschildert und nicht in Frage gestellt haben. Ein online-Lexikon könnte sich damit zufrieden geben, die herrschende Lehre zur Darstellung zu bringen und jedwede Zweifel auszublenden. So würde viel Streit vermieden. Aber die *Wikipedia* eröffnet durchaus auch Artikel, bei denen das einzig Gemeinsame das Konträre ist. Wie kann hier Objektivität gewährleistet werden?

Als Beispiel kann die Theorie vom erfundenen Mittelalter dienen, die als artikelgeeignet empfunden worden ist, aber zu den lebhaft umkämpften Artikeln gehört. Hier prallen die widersprüchlichsten Meinungen aufeinander, so dass auch sog. Sichter eingreifen müssen, teils um die Missetaten von ‘Vandalen’ zu beseitigen, teils um aus Sicht der *Wikipedia* das letzte Wort zu haben. Leider ist nirgends gewährleistet, dass nicht aus Sichern wirkliche Vandalen werden. Jan Beaufort [2008] hat das zum Teil beängstigende Wirken der Sichter bereits vorgestellt, analysiert und kritisiert. So ist auch die *Wikipedia* stets davon bedroht, dass die Klügeren nachgeben.

### Henriette Fiebig

Während das letzte Heft im Druck war, berichtete *Der Spiegel* [Rohr] über die Innenwelt der *Wikipedia*, speziell von *Wikimedia Deutschland*, dem Verein, der für *Wikipedia* Spenden sammelt, sie auch sonst unterstützt, aber nicht betreibt. Da geht es um die Hierarchie, um die Dominanz der rund 3.000

Administratoren, um Hausordnung, Gruppenbildung und persönliche Animositäten. Für uns war von Interesse, dass beispielgebend mit Henriette Fiebig eine angestellte „community Assistant“ des Vereins und gleichzeitig eine ehrenamtliche Administratorin der *Wikipedia* vorgestellt worden ist, die über zweieinhalb Jahre hinweg die Mediävisten vor der Phantomzeitthese verteidigt hat. Sie wird als ausdauernde Kämpferin in Diskussionen geschildert:

„man komme nie zu einem Konsens: »Irgendwann hast du geschnallt: Wir suchen da letztlich die Wahrheit. Die gibt's aber nicht.« Eigentlich habe sie dieses Rechthabenwollen abgelegt, nachdem sie sich zweieinhalb Jahre mit den »Pappköppen im ‚Erfundenen Mittelalter‘ herumgeschlagen« habe, den Anhängern einer Verschwörungstheorie, die besagt, dass die Jahre 614 bis 911 nie existiert hätten. Sie hat sich damals durchgesetzt“ [Rohr, 154].

Die Verteidigerin der Wahrheit, der wir die Kombination aus karnevalistischen Pappnasen und hanseatischen Fischköppen verdanken, ist laut SPIEGEL Mediävistik-Abbrecherin und nennt als ihre Lieblingsthemen Donaldismus und Heldenepik; ihr Konterfei im *Wikipedia*-Outfit mutet an wie das von KGB-Agentinnen in frühen James-Bond-Filmen. Solchermaßen gerüstet hat sie nicht nur die Wissenschaft, sondern die ganze Welt vor einer dieser hässlichen Verschwörungstheorien bewahrt. Es bestätigt sich wieder einmal: Gerade der ambitionierte Laie hält sich für berufen, 'seine' Professoren vor dem Denken zu schützen.

Von dem Herumgeraue um das Erfundene Mittelalter und um meine Person bin ich vor vielleicht fünf Jahren durch einen *Wikipedia*-Autor informiert worden. Mir war es Anlass, diesen *Wikipedia*-Artikel zu meiden. Kürzlich hat Jan Beaufort [2008] auf zahlreiche Irrtümer hingewiesen, die dort zu finden sind. Seitdem ist er nicht besser, sondern kürzer geworden.

### ***Chronologiekritik und Kategorie Chronologiekritik***

Anzufügen ist, dass es auch einen Artikel *Chronologiekritik* und dazu *Kategorie Chronologiekritik* gibt. Letztere zeigt ein Schema von A bis Z mit 19 Eintragungen zu Personen und Arbeiten, die zu entsprechenden Seiten führen. Es muss auffallen, dass gleich drei der genannten Stichpunkte nichts mit Chronologiekritik zu tun haben: Wilhelm Kammeier sah eine Umschreibung mittelalterlicher Geschichte zu Gunsten der Päpste, äußerte aber keinen einzigen Satz zu irgendeiner Chronologiekritik. Ihn stufe ich als Deutschen ein. Walther Steller war ein strammer Nazi, der mit seiner Wenden-These aus Slawen Ostgermanen machen wollte. Was das mit Chronologiekritik zu tun hätte, bleibt nicht nur im zugehörigen Artikel völlig dunkel. Schließlich wird der Begriff „Keltogermanen“ aufgeführt, der ein in der

Antike niemals berichtetes Volk oder eine Rasse aus Kelten und Germanen beschreibt. Der Begriff „wurde insbesondere in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von Rassekundlern wie zum Beispiel Houston Stewart Chamberlain benutzt“ [wiki ↔ Keltogermanen]. Auch mit diesem Begriff ist keine Chronologiekritik verknüpft, auch wenn ihn ein forscher Chronologiekritiker einmal benutzt haben mag.

So ist festzuhalten, dass *Wikipedia* dazu tendiert, einen Konnex zwischen Chronologiekritik und braunem Gedankengut zu konstruieren, mit dem sich die ungeliebte Kritik an der Zeitachse in der Schublade für Rechtsextremismus unterbringen lässt. (Das geht um so leichter, als sie *alle* chronologiekritischen Ansätze pauschal verschwörungstheoretisch behandelt, ohne Qualitätsunterschiede zu beachten, wie etwa: ‘dem Abgleich von Schriftquellen und Archäologie verpflichtet’ oder: ‘frei schwebende Spekulation’.)

Mir sind derartige Bestrebungen nicht neu, fand es doch bereits 1995/96 Prof. Johannes Fried für richtig, für mich die Begriffe Karlsruhle und Karlsruheleugner zu prägen, die nicht zufällig an Auschwitzlüge und Auschwitzleugner erinnern sollten. Richard Herzinger ist es 1997 in der bis dahin als honorig geltenden *ZEIT* gelungen, meine These vom erfundenen Mittelalter in einem Satz mit den wirklichen Auschwitzleugnern zu bringen, um dann mit Ernst Nolde fortzufahren.

Fried als Kenner der Mediävistik, der ihr sogar den Weg ins neue Jahrtausend gewiesen hat [1996a], hat damit bestätigt, dass bei fehlenden Argumenten – er konnte nur behaupten, dass sich die Karlsquellen wechselseitig bestätigen würden, was nicht stimmt – eine Verleumdung die besten Dienste leistet, denn ein Kratzer bleibt allemal. Richard Herzinger hat Frieds Kratzer zur richtigen Kerbe vertieft, in die immer wieder einmal geschlagen wird – siehe Krojer [Heinsohn 2003] oder Sawickis Kontext [2001]. Nun also wird die Chronologiekritik insgesamt tendenziell als ‘braun’ verleumdet.

Auffällig ist, dass die Namen unter dem Stichwort *Chronologiekritik* zum Teil andere sind als in *Kategorie Chronologiekritik*. Bei einem Standardwerk wie dem *Brockhaus* würde man von Inkonsistenz sprechen, bei *Wikipedia* bleibt immer die Hoffnung, dass sie demnächst behoben wird.

### *Heribert Illig*

*Wikipedia* hat mich auch zur Ehre eines eigenen Artikels erhoben, den ich für diesen Aufsatz gelesen habe (was nur ärgert). Er versucht objektiv zu sein, bemüht sich aber nicht um Fakten. Ist es den Autoren bei der *Wikipedia* verboten, korrekte Daten beim Porträtierten anzufordern? Es wäre nützlich gewesen, weil Zeitungsmittelungen und dergleichen doch sehr fehleranfällig sind. Nur ein kleines, gerade für die Leser der *Zeitensprünge* verständliches

Beispiel: Diese Zeitschrift erschien zwischen 1989 und 1994 unter dem Titel *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart*; doch für diese Zeit wird sie abwertend als „Rundbrief“ bezeichnet. Diese Benennung bekommt einen speziellen Sinn, wenn man den letzten Satz des *Wikipedia*-Artikels mit seinen irreführenden, nicht gestaffelten Anführungszeichen liest:

»*„Illig sei ein Sektenführer, der Unwissende wie eine „pseudoreligiöse Gemeinde“ um sich“* schart, äußerte der Berliner Mediävist Michael Borgolte.« [wiki → H. Illig; Hvhg. wiki]

Bei einer Sekte wirkt ein Rundbrief, vielleicht gar ein Hirtenbrief oder dergleichen natürlich viel stimmiger. Borgolte hat 1999 eine *damnatio memoriae* über mich verhängen wollen, weil um mich etwas Pseudoreligiöses entstanden sei. Er wollte mich zwar verleumden, aber sich dabei nicht strafbar machen. Deshalb konnte er mich nicht einfach „Sektenführer“ nennen. Dazu der Wortlaut aus dem Interview mit dem Berliner *Tagespiegel* vom 29. 6. 99, der keineswegs identisch ist mit dem *Wikipedia*-Zitat:

„Die Mediävisten haben sich fünf Jahre lang intensiv mit Illig auseinandergesetzt. Ich denke, nun ist Zeit, über ihn zu schweigen. **Um Illig ist mittlerweile eine pseudoreligiöse Gemeinde entstanden, die langsam Sektencharakter annimmt.** Er kann gar nicht mehr von seinen merkwürdigen Thesen zurücktreten und muß weiter für Nachschub sorgen, um seine Gemeinde nicht zu enttäuschen. Das hat mit Gedankenfreiheit nichts mehr zu tun“ [vgl. Illig 1999; Hvhg. HI 2010].

1999 habe ich Borgolte gegenüber von „blanker Behauptung“ gesprochen, die er nicht belegen könne, von „Charakterlosigkeit“ und von einem „ebenso unhaltbaren wie böartigen Vorwurf“ [Illig 1999, 400]. Er hat dem einschlägigen Heft [Illig 1999] den Empfang verweigert und nie irgendeinen Beleg für seine böartigen Unterstellungen vorgewiesen. Es handelt sich demnach um eine zweckgerichtete Diffamierung mit freundlicher Unterstützung des *Berliner Tagespiegels*.

Wie mag er wirklich darauf gekommen sein? Er hatte im Sommersemester ein Proseminar über das Erfundene Mittelalter angekündigt. Wie mir zwei Besucher jeweils einer Sitzung – Christian Blöss und Wilfried Gärtner – mitteilten, war das Interesse bei der Auftaktsitzung enorm: ein voller Hörsaal mit Studenten auch auf den Fensterbrettern (bei der zweiten Stichprobe immer noch zahlreiche, aber nicht mehr überbordende Hörschaft). Das muss Borgolte als Vertreter eines Orchideenfaches mit bescheidener Studentenzahl überrascht, ja erschreckt haben. Da er sich selbst als Vortragenden kannte, musste es am Thema liegen: zahlreiche StudentInnen, jederzeit bereit, einen Paradigmenwechsel zu begrüßen? Das durfte er niemals zulassen, dem musste Einhalt geboten werden. Und so könnte sein Erklärungsversuch zur Errettung

der Mediävistik gelautet haben: vermutlich eine Art religiöses sit-in, in Rundbriefen organisiert und von einem Sektenführer gesteuert!

Vermutlich ist er nüchterner einzuschätzen. Als er das lebhaftes Interesse erleben musste, überlegte er, wie man Hörer und Thesen-Urheber gleichermaßen diffamiert. Und da bot sich damals nach dem fehlgeschlagenen Rechts-extremistenvorwurf mit den aktuellen scientology-Erfahrungen der Sektenvorwurf an.

Wie aber kommt *Wikipedia* zu ihrer Textvariante? Sie stammt laut Fußnote von Lucas Wiegelmann, der sich im letzten November als promovierender Mediävist die Freiheit nahm, mich für DIE WELT recht seltsam zu porträtieren und dabei der langsam Sektencharakter annehmenden Gemeinde einen ganz konkreten „Sektenführer“ zu imaginieren! So ist endlich das ausgesprochen, was Borgolte nicht tun konnte, aber wollte, und diese eindeutige Verleumdung ist von *Wikipedia* begeistert aufgegriffen worden – laut Versionsangabe wurde am 25.11., also nur neun Tage nach Erscheinen des Wiegelmann-Artikels endlich das letzte Wort, ein verleumderisches Wort in Sachen Illig gesprochen.

Also Glückwunsch an Michael Borgolte für seinen späten Triumph und Respekt für Lucas Wiegelmann, der für die Mediävisten endlich das aussprach, was sie sich seit elf Jahren verkneifen – aber es bleibt blanke Verleumdung, hier noch um einen Spiralgang gesteigert, unterstellt doch Wiegelmann seinem Borgolte eine Verleumdung, die dieser nicht ausgesprochen hat. Also so etwas wie der verleumdete Verleumder.

### *Wikipedia* – parteiisch

Ist die *Wikipedia* nun generell das ausführende Organ für den Mainstream? Es kann vermutlich gar nicht anders sein, weil abweichende Meinungen immer eine Revolte gegen die herrschende Lehre darstellen, die von ihr niedergeschlagen werden müssen. Erst wenn trotz aller Hemmstricke daraus eine Alternativmeinung und schließlich sogar Mainstream-Meinung wird, kann auch das Lexikon nachziehen. Insofern leistet die als Akademikerin gescheiterte Fiebig einen guten Job als Ausputzerin für 'ihre' Professoren. Aber es geht auch anders.

Ein Mitstreiter, der sich dank eines willigen *Wikipedia*-Autors eine Lexikon-Seite gönnt, ärgerte sich über die Äußerung eines *Zeitensprünge*-Autors zu einem zeitschriftenfremden Thema. Darauf bestellte er seinen *Wikipedia*-Autor ein und ließ seine Seite mit dem Hinweis ergänzen, dass der Abstand zwischen ihm und dem Herausgeber größer geworden sei. Das muss die Welt freilich wissen. Aber die *Wikipedia* würde sich schwer bei dem Versuch übernehmen, diesen Service zu verallgemeinern. Außerhalb der eigentlichen Wiki-

*pedia* steht der Umstand, dass der hier angesprochene *Wikipedia*-Autor als Spezialist für Verlinkungen auch die Zahl der *Google*-Einträge für den Gewürdigten manipuliert: eine Steigerung ohne weitere Ursache in wenigen Monaten um über 4.300 %. Wenn derartige Freundschaftsseiten mitsamt schon fast intimen Aussagen über Dritte üblich sind bei *Wikipedia*, dann wäre das fatal. Falls solches nur geht, wenn sich jemand von einem durch *Wikipedia* als Sektenführer Diffamierten öffentlich distanzieren will, dann wäre es ebenso übel.

Ich werde zunächst abwarten, wie lange es nach der Ins-Netz-Stellung dieses Artikels dauern wird, bis die Sekten-Verleumdung gegen mich (und auch gegen Borgolte, dem ja eine so nie gemachte Verleumdung in den Mund gelegt wird) ebenso aus 'meinem' *Wikipedia*-Artikel gestrichen wird, wie der einzigartige Abstandshinweis aus einem *Wikipedia*-Artikel – vielleicht sogar in Verbindung mit einer Entschuldigung. (Ich laufe natürlich Gefahr, dass 'mein' Artikel gleich ganz gestrichen wird, bin ich doch im *Wikipedia*-Artikel über meiner Geburtsstadt bereits aus der Rubrik „Söhne und Töchter der Stadt“ entfernt worden.)

### Zum guten Schluss

Es bleibt die Kernfrage, wie vertrauenswürdig und damit zitationswürdig *Wikipedia* ist. Bekannt ist, dass viele Hochschullehrer ihren Studenten verbieten, dieses Online-Lexikon zu zitieren. Dieses Verdikt muss nicht aus Gründen der Qualität erfolgt sein, das kann genauso gut den Zwang bedeuten, sich nicht ausschließlich mit Tertiärliteratur auseinanderzusetzen, sondern selbst zu recherchieren, selbst zu werten und damit dem 'studere' als 'sich bemühen', 'streben' zu entsprechen.

Wenn ich meine eigenen, hier bereits geschilderten Stichproben fortsetzen darf, so stelle ich fest, dass die Aktualität in vielen Bereichen von *Wikipedia* unerreicht hoch ist, dass auch die Korrektheit in vielen Belangen gut bis sehr gut ist (etwa neue Ergebnisse im Bereich der Astronomie oder die Darstellung altbekannter Sachverhalte mit Hilfe ungeahnter optischer Hilfsmittel).

Aber natürlich sind Bemühungen von Laien, die durch Laien kontrolliert werden, nicht besser als die Fachbücher, die von anerkannten Mainstream-Fachleuten geschrieben werden, auf die sich die *Wikipedianer* dann stützen. Überall da, wo es um Wandel geht, wird sich *Wikipedia* eher gegen die Neuerer als gegen die Bestandsverwalter wenden, das liegt schon an den Lehrbuchschreibern. Warum *Wikipedia* das jedoch mit verleumderischen Mitteln tut, bleibt völlig unverständlich und unverzeihlich! Es ließe sich freilich sagen, dass *Wikipedia* auch in dieser Beziehung nur Bestandsverwalter à la Borgolte nachahmt, die gerne einen böartigen Untergriff ansetzen, um nicht konkret argumentieren und verlieren zu müssen.

So resümiere ich: Die *Wikipedia* ist ein überaus dankenswertes und nützliches, vom Menschen ersonnenes und laufend erweitertes und verbessertes Hilfsmittel, das man weder mit dem Hort der Wahrheit noch mit charakterlicher Unfehlbarkeit gleichsetzen sollte. Etwas Besseres werden wir nicht bekommen – das können Optimist und Pessimist gleichermaßen sagen.

## Literatur

- Beaufort, Jan (2008): de.wikipedia.org: Phantomzeit. Sind die „Sichter“ selbst „Vandalen“? in *Zeitensprünge* 20 (2) 447-450  
chrono-Kategorie = <http://de.wikipedia.org/wiki/Kategorie:Chronologiekritik>  
chrono-kritik = <http://de.wikipedia.org/wiki/Chronologiekritik>
- Fried, Johannes (1996a): Vom Zerfall der Geschichte zur Wiedervereinigung. Der Wandel der Interpretationsmuster; in Otto G. Oexle (Hg., 1996): *Stand und Perspektiven der Mittelalterforschung am Ende des 20. Jahrhunderts*; Göttingen (Reihe: Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, 2)
- (1996b): Wissenschaft und Phantasie. Das Beispiel der Geschichte; in *Historische Zeitschrift*, Bd. 263, 291-316; München
- Heinsohn, Gunnar (2003): Krojer und die Auschwitzleugnung (Das Scheitern der Archäoastronomie III); in *Zeitensprünge* 15 (3) 516 f.
- Herzinger, Richard (1997): Das Millennium wird verrückt. Wir schreiben das Jahr 1699 – Überlegungen zum neuen Bedürfnis nach Umschreibung der Geschichte; in *DIE ZEIT* vom 26. 9., S. 64
- Illig, Heribert (1997): Frieds Saat geht auf; in *Zeitensprünge* 9 (3) 359
- (1999): Sperrfeuer vor Paderborn. Methodische Korrektheit und emotionale Begleiterscheinungen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 389-402 [zu Borgolte]
- Rohr, Mathieu von (2010): Im Innern des Weltwissens; in *DER SPIEGEL*, Nr. 18 vom 19. 4., 152-156
- Sawicki, Diethard (2001): Lügenkaiser Karl der Große? Ein kritischer Blick auf Heribert Illigs These vom erfundenen Mittelalter; in Tillmann Bendikowski/ Arnd Hoffmann/ Diethard Sawicki (2001): *Geschichtslügen. Vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit*; Münster [Eine Untersuchung zu Geschichtslügen im 20. Jh., vorzugsweise im Hinblick auf das Dritte Reich]
- Wiegmann, Lucas (2009): Der Mann, der Karl den Großen aus der Geschichte tilgt; in *Die Welt*, 16.11.2009 [erwähnt in Heft 3/2009, 770]
- wiki = <http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia> ; der hinzugefügte Wikipedia-Eintrag



# Erkundung des Elektrischen Universums

## Ein Vortragstag mit Wallace Thornhill

Andreas Otte

Am Samstag den 10. 7. 2010 fand in der Ortschaft Redhill (Surrey), The Quadrant, Harlequin Theater (*Tanners Room*) eine öffentlich zugängliche SIS-Veranstaltung zum Thema *Elektrisches Universum* statt. SIS (*Society for Interdisciplinary Studies*) repräsentiert sozusagen die englische Abteilung des Personenkreises, die ihre Einstellung zu Chronologie und Katastrophismus aus den Arbeiten von Immanuel VELIKOVSKY herleitet. Gegründet 1974, ist die SIS eine der ältesten Vereinigungen, die sich mit den Themen Velikovskys beschäftigt.

Der Globaltitel der insgesamt gekonnt organisierten Veranstaltung lautete *Exploring the Electric Universe*, repräsentiert durch zwei Powerpoint-Vorträge des Australiers Wallace THORNHILL und eine in einen dritten Thornhill-Vortrag eingebettete Videopräsentation der „Garagen“-Laborarbeiten des Texaners C. J. RANSOM. Der in Canberra ansässige Thornhill ist ein Hauptvertreter der Theorie des „Elektrischen Universums“, die in den *Zeitensprüngen* bereits vorgestellt wurde [Otte 2008a,b; 2009]. Eine einleitende Darstellung im Zusammenhang mit Immanuel Velikovsky findet sich auch bei Illig [2010a]. Knapp gesagt, geht es bei dieser alternativen Weltsicht um die Frage, welche Kraft wirklich das Universum regiert. Unschwer ist zu erraten, wie die Theorie des „Elektrischen Universums“ diese Frage beantwortet.

Es waren knapp 70 Personen anwesend, darunter auch David ROHL (*A Test of Time*). Der erste Vortrag Thornhills begann um 11:00 und gab zunächst einen Überblick über das *Elektrische Universum* und die Beziehungen zur sogenannten „Plasma-Kosmologie“. Diese deutliche Auftrennung war mir in dieser Form neu, sie macht allerdings durchaus Sinn: „Plasma-Kosmologie“ ist ein vergleichsweise konservativer Ansatz des Elektrischen Universums, der in etwa das abdeckt, was die IEEE (*Institute of Electrical and Electronics Engineers*) darunter als einen ihrer offiziellen Forschungszweige versteht. Das „Elektrische Universum“ erweitert diesen Ansatz mit deutlich spekulativeren Aspekten. Anschließend wurden Fragen zum Vortrag beantwortet.

Nach dem Mittagessen ging es um 14:00 weiter mit einem Vortrag über das *Proto-Saturn-Modell*, welches *Zeitensprünge*-Lesern bereits im Anhang zum dritten Teil der Übersicht zum Elektrischen Universum vorgestellt wurde [Otte 2009]. Kurz gesagt handelt es sich um die Überlegung, dass zumindest Saturn, Erde und Mars früher ein separates Sonnensystem gebildet haben – mit dem Saturn als Brauner Zwergsonne. Dieses separate System wurde von

unserer heutigen Sonne eingefangen und „zerlegt“, wobei die elektrischen Kräfte eine schnelle Neueinordnung und Stabilisierung der Planeten bewirkten. Die gezeigten Folien beschäftigten sich jedoch eher mit dem Thema der *Elektrischen Sonne*, einer mehr oder minder notwendigen Voraussetzung für das „Saturn-Modell“. Wesentliche Teilaspekte des Modells wurden ohne „Folien“ besprochen, insbesondere die sogenannte Polarkonfiguration. Wieder konnten im Anschluss Fragen gestellt werden. Interessant war hierbei vor allem die Datierung der angesprochenen Vorgänge „vor 10–12.000 Jahren“, basierend auf der eher konventionellen Datierung der Stein-Ritzungen, die diese Geschehnisse beschreiben sollen [Otte 2008a, S. 494]. Unter Berücksichtigung der Illig-Heinsohn'schen Kürzungen sind diese Datierungen sicherlich erneut zu überprüfen.

Nach einer kurzen Pause ging es dann in den dritten Teil *Planetary Scarring*, und Thornhill präsentierte ab 15:50 eingebettet in seinen Vortrag ein zuweilen durchaus humorvolles Video von C. J. Ransom. Hierbei ging es im wesentlichen um die Versuche Ransoms zur Auswirkung elektrischer Entladungen auf planetare Oberflächen in seinem „Garagen“-Labor. Mehrfach wurde das beliebte Spiel gespielt: Hier sehen sie zwei Aufnahmen, eine aus dem Labor, eine von einem der Planeten/Mond des Sonnensystems. Welches Foto ist von wo? Außer Raten half da nichts, so ähnlich waren sich die Bilder. Im Anschluss konnten erneut Fragen gestellt werden.

Damit war die vorgegebene Zeit leider restlos ausgefüllt. Der Raum musste pünktlich verlassen werden, was dazu führte, dass sich die Teilnehmer leider ohne Absprache über den weiteren Fortgang des Abends verstreuten. So blieben nur kleine, eher zufällige Grüppchen übrig.

Meine Hochachtung gilt Wallace Thornhill, der seine drei Vorträge zusätzlich zu den tropischen Temperaturen (auch in England!) unter Scheinwerferlicht halten musste, da die Vorträge aufgezeichnet wurden. So etwas kann man wahrscheinlich nur einigermaßen durchstehen, wenn man lange genug unter den klimatischen Bedingungen Australiens trainiert hat.

Die Teilnehmer der Veranstaltung waren zusätzlich aufgefordert worden, ihre Fragen im Vorfeld der Vorträge schriftlich einzureichen, diese Fragen konnten jedoch aus Zeitmangel nicht mehr besprochen bzw. beantwortet werden, da der Raum nur bis 17:00 gebucht war. Die von mir eingereichte Frage, wie man sich eine Verbreitung der Theorie im „Mainstream“ vorstellt, wurde daher leider nicht behandelt.

### Offene Frage

Ich will hier trotzdem zumindest ansatzweise eine Annäherung an das Thema der von mir eingereichten Frage wagen: Eine 'Verbreitung' kann zunächst zweierlei bedeuten:

Einerseits das Bekanntwerden einer These, eine Verbreitung des Wissens, somit für die publikumswirksamen Vertreter der Orthodoxie quasi ein Zwang zur Beschäftigung mit der Herausforderung. Dieser Zwang zur Beschäftigung führt jedoch gewöhnlich zu einem Schulterschluss der Verteidiger, persönlichen Angriffen auf den oder die Herausforderer usw.; seltener zu einer wirklich sachlichen Beschäftigung mit der These. Diesen Zwang hervorzurufen, ist z.B. der These vom *Erfundenen Mittelalter* gut gelungen. Verantwortlich waren Zeitungsberichte zum richtigen Zeitpunkt und die Möglichkeit, die These einfach und plakativ zusammenfassen zu können. Ähnliche Möglichkeiten bieten sich auch für die These des *Elektrischen Universums*, z.B. Sprüche wie „Den Urknall gab es nicht!“ und ähnliches. Auch wenn es deutliche Hinweise gibt, dass die These bzw. einzelne Aspekte des *Elektrischen Universums* in Fachkreisen hinter vorgehaltener Hand bereits diskutiert werden, fehlt bisher noch die echte öffentliche Auseinandersetzung.

Zum zweiten ist unter Verbreitung auch die Akzeptanz einer These bei den bisherigen „Verteidigern“ zu verstehen, quasi eine Konvertierung derselben. Und hier ist das große Problem. Wie funktioniert das? Wie erreicht man das? Mir ist im Lauf der Zeit deutlich geworden, dass Popper'sche Falsifikationen hierfür eher einen theoretischen denn einen praktischen Wert haben. Es sind andere Mechanismen am Werk, die dazu führen, dass eine Theorie zugunsten einer anderen aufgegeben wird. Noch ein Beispiel mehr für unmögliche Rotverschiebungen [Arp], noch eine für andere Zwecke durchaus wichtige Studie mehr, wie das Bayernbuch [Illig/Anwander], wird nicht dazu führen, dass Wissenschaftler in Scharen überlaufen und neue Ideen annehmen. Von diesem Gedanken muss man sich einfach frei machen. Dagegen stehen Karriereplanungen, Gelder und Denkblockaden. Solche Denkblockaden gibt es bei jedem: Dinge, die nicht sein können, weil sie nicht sein dürfen. Davon kann sich keiner ausnehmen. Selbsterkenntnis, wenn man sie denn zulässt, ist hier vermutlich der erste Schritt zur Besserung. Auch bei der Lösung dieses Problems ist die Theorie des *Elektrischen Universums* keinen Schritt weiter als die Chronologie-Kritik.

Es ist ein Blick in die Geschichte notwendig, um zu verstehen, welche Mechanismen tatsächlich dafür gesorgt haben, dass eine Theorie zugunsten einer anderen aufgegeben wurde. Die Arbeiten von Ludwik FLECK, Thomas KUHN und Paul FEYERABEND dürften hierfür einen ersten Ansatzpunkt liefern, sie sind zum Teil bereits in den *Zeitensprüngen* angerissen worden [Anwander].

### Nachbesprechung

Ein Grüppchen, das sich nach 17:00 zusammen fand, bestand neben mir aus dem englischen Science-Fiction-Autor und EU-Mitstreiter James P. HOGAN, sowie Heatherlee HOOKER (*Bath Royal Literary and Scientific Institution*) und

ihrem Ehemann Tim. Hogan hatte Velikovskys Bücher zunächst mit großem Interesse gelesen, dann aber den Kritikern geglaubt und das Thema *ad acta* gelegt. Das Interesse erwachte erst wieder 1996, als er das Ginenthal-Buch „*Carl Sagan und Immanuel Velikovsky*“ [Ginenthal] las und praktisch auf jeder Seite den Argumenten der Kritiker der Boden entzogen wurde. Das Ehepaar HOOKER entdeckte die *Society* 2007, als für die Cambridge Konferenz *Cosmic Catastrophes - Asteroids, Comets and Planets. Possibilities and Probabilities in the Light of Today's Findings and the Testimony of Ancient Man* geworben wurde. Dort wurden Ideen geliefert für Problemlösungen, die im Institut in Bath mit konventionellen Ansätzen bisher nicht ansatzweise lösbar waren.

Das Gespräch berührte im Lauf des Abends viele Punkte. Hervorgehoben seinen Hinweise auf alte irische Texte, deren Auswertung auch als mögliche Fälschung im Rahmen der Chronologie-Rekonstruktion interessant sein könnten, sowie Hinweise auf ukrainische Ausgrabungsberichte über alte Zivilisationen („Pre-Sumerisch“, 10.000 Jahre alt, etc.) am Kaspischen Meer, die die Autoren der Berichte ihre universitären Jobs gekostet haben sollen. Diese Berichte werden derzeit in Bath ins Englische übersetzt, ihre Auswertung dürfte ebenfalls interessante Informationen liefern. Mir fiel hierzu der Vergleich zwischen den Königsgräbern von Ur und den Kurgangräbern der Skythen ein, ein Vortrag von Gunnar HEINSOHN, gehalten in Weimar 2008. Im Rahmen der Chronologie-Rekonstruktion mit Ausnahme der Zeitstellung also durchaus plausibel.

Im Gegenzug fielen sowohl Bemerkungen zur Phantomzeit im frühen Mittelalter als auch Hinweise auf Methoden und Ergebnisse der Untersuchungen von Heinsohn und Illig zu Ägypten, Mesopotamien, Europäischer Vorgeschichte usw. auf fruchtbaren Boden. Ein mitgebrachtes Exemplar von *Geschichte, Mythen, Katastrophen* wurde interessiert begutachtet, einigen der enthaltenen Gleichsetzungen aus eigenen Forschungsergebnissen durchaus zugestimmt. Einstimmig wurde eine englische Übersetzung des Buches eingefordert. Format und Aufmachung der mitgebrachten *Zeitensprünge*-Ausgaben wurde ausdrücklich gelobt und für geeigneter erachtet als z.B. die dünnen A4-Hefte der *SIS*. Aber diese drei *SIS*-Mitglieder sind sicherlich nicht als repräsentativ für die ganze Gruppe zu werten, die sich ansonsten meinungsmehrheitlich eher den chronologiekritisch vergleichsweise konservativen Ansätzen von David Rohl und Peter James zuordnen lässt.

### Nachruf

Leider habe ich die traurige Pflicht mitzuteilen, dass der oben erwähnte SF-Autor und EU-Mitstreiter James P. HOGAN zwei Tage nach der Veranstaltung unerwartet im Alter von 69 Jahren verstorben ist. Er arbeitete gerade an der

Fertigstellung einer neuen Sammlung von Kurzgeschichten und überlegte, sich danach einer allgemeinverständlichen Einführung in die Theorie des elektrischen Universums zuzuwenden. Meine drei Beiträge in den *Zeiten-sprünge* waren als mögliche, zumindest strukturelle Vorlage auf sein Interesse gestoßen und ich hatte ihm noch einen Tag vor seinem Tod englische Übersetzungen der Kapitelüberschriften der Beiträge zukommen lassen; es zeichnete sich die Möglichkeit einer Zusammenarbeit ab.

Hogan, beruflich zunächst Elektroingenieur, begann seine freiberufliche Schriftstellerkarriere 1979, wobei er durchweg sogenannte „Hard Science-Fiction“ schrieb, also stark technisch und wissenschaftlich orientierte Geschichten. Zunächst glühender Anhänger der orthodoxen Wissenschaften, ist seinen Büchern über die Jahre eine immer stärker werdende Kritik an und eine Abkehr von diesen anzumerken. Beim Bier im Pub am Samstag Abend bestätigte er diese Beobachtung und machte deutlich, dass er heute bevorzugt dort genauer hinschaut, wo bei wissenschaftlichen Themen verdrängt, abgewiegelt, vertuscht und bisweilen sogar verboten wird. Da wäre oft etwas Wichtiges zu holen. Es ging ihm relativ kompromisslos um die Wahrheit selbst und auch um eine ungestörte Suche nach derselben. Er machte vor keinem Thema halt und hielt es mit Voltaire:

„Du bist anderer Meinung als ich und ich werde dein Recht dazu bis in den Tod verteidigen.“

Es war letztlich Hogans Buch *Cradle of Saturn*, das mich Ende 2000 dazu brachte, mich mit den Werken Immanuel Velikovskys zu beschäftigen. Von dort führte der Weg über ein noch im Buchhandel bestelltes *Wann lebten die Pharaonen?* schließlich Anfang 2001 zu einem Abonnement der *Zeiten-sprünge*. Es hat mich riesig gefreut, James P. Hogan im Rahmen der Thornhill-Veranstaltung endlich persönlich kennen gelernt zu haben. Um so tiefer sitzt der Schock und die Trauer über seinen plötzlichen Tod.

Die Gruppierung um die Theorie des Elektrischen Universums hat mit dem Tod von James P. HOGAN einen wichtigen Mitstreiter verloren, der wie kaum ein anderer geeignet war, die Theorie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

### Literatur

- Anwander, Gerhard (2003): Nachrichten aus der Geschichte der Naturwissenschaften nebst kritischen Anmerkungen zum Paradigma-Begriff bei Thomas Kuhn; in ZS 15 (2) 349-374
- Arp, Halton (2003): *Catalogue of Discordant Redshift Associations*; Montreal
- Bath (2010): Webseite der *Bath Royal Literary and Scientific Institution*;  
<http://www.brlsi.org/>
- Feyerabend, Paul (1980): *Erkenntnis für freie Menschen*, Frankfurt

- (1986): *Wider den Methodenzwang*, Frankfurt
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt/M.
- Ginenthal, Charles (1990): *Carl Sagan und Immanuel Velikovsky*, New York
- Hogan, James P. (1999): *Cradle of Saturn*, Riverdale
- (2004): *Kicking the sacred Cow*; Riverdale
- (2005): *The Cosmic Power Grid; in Catastrophes, Chaos & Convolutions*, Riverdale
- Illig, Heribert (2010a): *Geschichte, Mythen, Katastrophen*, Gräfelting
- (2010b): *Schlingernde C14-Datierungen. Es ist Editha*;  
<http://www.fantomzeit.de/?p=2666>
- Illig, Heribert / Anwander, Gerhard (2002): *Bayern und die Phantomzeit. Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Eine systematische Studie*. 2 Bände, Gräfelting
- Kuhn, Thomas S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M.
- (1978): *Die Entstehung des Neuen*, Frankfurt/M.
- Otte, Andreas (2008a): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil I; in *ZS* 20 (2) 478-497
- (2008b): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil II; in *ZS* 20 (3) 757-777
- (2009): Das Elektrische Universum. Eine Übersicht. Teil III; in *ZS* 21 (1) 4-31
- Royal Astronomical Society (2010): *Durham astronomers' doubts about the 'dark side'*; <http://www.ras.org.uk/news-and-press/157-news2010/1836-doubts-on-the-dark-side>
- SIS (2010): Webseite der *Society for Interdisciplinary Studies*;  
<http://www.sis-group.org.uk/>
- Talbott, David / Thornhill, Wallace (2005): *Thunderbolts of the Gods*; Portland
- Thornhill, Wallace (2002): *Mystery solved - Welcome to the Electric Universe!*;  
[http://www.holoscience.com/news/mystery\\_solved.html](http://www.holoscience.com/news/mystery_solved.html)
- (2008a): 2008 - *Year of the Electric Universe*;  
<http://www.holoscience.com/news.php?article=66b0jzyh>
- (2008b): Electricity or Gravity: Which Rules the Universe?; in „*Cosmic Catastrophes – Asteroids, Comets and Planets*“- Chronology & Catastrophism Review SIS, Hertfortshire
- Thornhill, Wallace / Talbott, David (2007): *The Electric Universe*; Portland

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54 a,  
 andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

# August H. C. Gelpke, Katastrophist

## Heribert Illig

„Hieraus erhellet demnach, daß ein großer Theil von jenen Thieren, wo nicht alle, durch einen Aufsturz eines fremden Weltkörpers auf unsere Erde verschüttet worden sei“ [Gelpke = G., 1835, 28 f.].

Offenbar ist noch keine umfassende Geschichte des Katastrophismus geschrieben worden, sonst ließen sich nicht im *Project Gutenberg* und bei *Google books* Buchtexte finden, die eindeutig katastrophistisch sind, aber – cum grano salis – nirgends erwähnt oder gar zitiert werden. Insofern soll hier ein Zufallsfund vorgestellt werden.

August Heinrich Christian Gelpke ist am 21. Januar 1769 in Braunschweig geboren worden. Immer in seiner Geburtsstadt bleibend, stieg er auf: ab 1794 Lehrer an der Waisenhaussschule, Subconector am Gymnasium, Vorlesungen am Carolinum über populäre Astronomie und Glasschleifen. Diese Lehranstalt verdankt ihre Gründung und Benennung nicht Karl d. Gr., sondern Karl I., Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, der im Jahr 1745 so den Grundstein für die heutige Technische Universität von Braunschweig gelegt hat. Es ging weiter mit einer Professur an der Militärschule, dann Professor am Carolinum, schließlich Professor der Naturgeschichte und Mathematik, außerdem Ehrenmitglied der Großherzoglichen mineralogischen Societät in Jena. Als Schulrat ging Gelpke 1835 in den wohlverdienten Ruhestand, den zu genießen ihm noch sieben Jahre vergönnt war. Er verstarb 1842 in Braunschweig [wiki → Gelpke; Bruhns].

Sein Biograph Karl Christian Bruhns schreibt 1878 über ihn, dass er über Elementarmathematik und populäre Astronomie publiziert hat. Der

„Komet vom J. 1811 veranlaßte ihn eine »Neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen, besonders des von 1811« herauszugeben, welches Buch bis 1829 drei Auflagen erlebt hat. Er betrachtet darin die Kometen theils als noch flüssige, theils als feste Körper mit Atmosphäre umgeben, an welche sich der Schweif, als aus dem im Weltraum überall verbreiteten Lichtstoff bestehend, anschließt. *Die Hauptveränderungen auf der Erde schreibt er dem Aufstürzen großer Massen aus dem Weltraume zu.*“ [Hvhg. HI]

Diese Vorstellung zieht sich durch sein Werk. Schon in dem von 1820, aber genauso in dem von 1829 oder 1835 listet er geologische Befunde auf, die seiner Meinung nach nicht durch Kräfte entstanden sein können, die wir heute „aktualistische“ nennen würden. Er schreibt wohlgerne im Übergangs-

feld zwischen der Lehre Cuviers mit ihren Katastrophen samt Neuschöpfungen und Lyells Sedimentationen über Äonen hinweg (1830 erscheint der erste Band von Lyells Hauptwerk) und vermutet massive Einschläge. Als Indizien dafür gelten ihm etwa geologische Aufschlüsse [G. 1835, 9]:

„Und überhaupt in den Schweizeralpen, im karpathischen Gebirge, in den Pyrenäen und beinahe in allen großen Gebirgen erblickt man die ungeheuersten Felsenmassen häufig umgestürzt und auf dem Kopfe stehend.“

Das gleiche gilt für erratische Blöcke, da die Eiszeitthese zur Erklärung der Findlinge noch nicht aufgestellt war (1837 erhielt Louis Agassiz dafür erste Aufmerksamkeit, aber noch keine Akzeptanz [wiki → Eiszeittheorie]):

„So sind z.B. die Ebenen und Hügel von Deutschland und Italien und die Bergrücken des Juragebirges mit den Granitblöcken von den Alpen, die hier zu den Höhen von 5000 Fuß und durch den 950 Fuß tiefen und über 3 Stunden breiten Genfersee hinangefluthet sind, übersät“ [G. 1835, 11].

Zu Recht weist er auf das Denkmal für einen großen Zar hin:

„So hat der 30-40,000 Kubikfuß enthaltende Granitblock, woraus das Fußgestell zu der Bildsäule Peters des Großen gemacht worden ist, im finnischen Meerbusen auf einem Kalkgebirge gelegen.“ [G. 1835; vgl. 1820, 41]

Das Reiterstandbild Peter des Großen in der nach ihm benannten Hauptstadt steht auf einem Granitblock von 1.500 t Gewicht, der binnen zehn Monaten über 22 km aus dem damaligen Finnland mit Menschenkraft herbeigezerrt worden ist [petersburg]. Zum Vergleich: Die 47,5 m hohe Alexandersäule auf dem Petersburger Schlossplatz, aus einem Granitmonolith gemeißelt, wiegt 'nur' 600 t, die berühmten vier Bausteine von Baalbek erreichen jeweils bis zu 1.000 t. Da es noch keine Eiszeit-Theorie mit Findlingstransport auf fließenden Gletschern gab, konnte der Koloss für Gelpke nur durch die Titanengewalt eines Impakts auf das Kalkgebiet geschleudert worden sein.

Er beschäftigte sich mit dem gesamten Materialeinfang der Erde, ob durch Staub oder Regen, ob durch Meteorite oder 'Asteroiden', wobei er sowohl über Impakte in Mondgröße [G. 1829, 139] als auch über Nahbegegnungen mit Kometen und Kleinplaneten wie Vesta nachdenkt [G. 1820,63], dem mit 516 km Durchmesser drittgrößten Himmelskörper zwischen Mars und Jupiter (Gelpke wusste: „Diese [Vesta] ist 14,800 Mal kleiner als unser Wohnort“, sprich die Erde [G. 1835, 26]). Viele geologischen Phänomene seien

„am leichtesten und sehr befriedigend durch die *Aufstürze von Weltmassen auf unsere Erde* auflösen und erklären [G. 1820, 61],

Sie hätten nicht nur die Erdkruste zerschlagen und die Schollen durcheinandergeworfen, sondern auch selbst Gebirge aufgehäuft:

„ist es dann wol nicht sehr wahrscheinlich, daß in noch frühern Zeiten, besonders zu der, wo die Menge der kleinen Weltmassen weit größer war,



als jetzt, und viele von ihnen, wo nicht alle, in einem noch unangeordneten Laufe dahin eilten, weit mehre solcher Zusammenstürze erfolgen mußten — und daß auch Massen von bedeutender Größe auf unsern Wohnort müssen gestürzt sein, welche nicht allein seinen innern Bau erschüttert und zerstört, sondern auch Felsenmassen, als Berge, auf ihn müssen hingeworfen haben?“ [G. 1835, 25]

Gelpke [1835, 27-29] sah bereits die Möglichkeit, dass Impakte für Aussterbeereignisse von primärer Bedeutung waren:

„Denn, wenn die ganze Menge von Ueberresten der Thiere durch Fluthen hierher geführt worden wäre, so würde man die Knochen derselben nicht so gut erhalten, sondern vom Wasser zerstört und in Steinmassen umgeschaffen, wie man viele von den Muscheln antrifft, oder in Abdrücken dargestellt, und auch nicht tief unter Felsen, wo nie Fluthen hingedrungen sind, antreffen und angetroffen haben. [...] Hieraus erhellet demnach, daß ein großer Theil von jenen Thieren, wo nicht alle, durch einen Aufsturz eines fremden Weltkörpers auf unsere Erde verschüttet worden sei“.

Zugleich bedachte er die Auswirkungen für die Menschen:

„Von allen diesen großen Veränderungen, welche die Erdoberfläche erlitten hat, scheint aber das jetzige Menschengeschlecht keine erlebt zu haben, weil wir bei der großen Menge der Ueberreste der Landthiere, die theils unter dem nachgelassenen Schlamme der Fluthen, theils unter Felsenmassen begraben liegen, keine Ueberreste von Knochen der Menschen und auch keine Versteinerungen von denselben [finden], welche bei dem letzten großen Aufsturze, wodurch die Mammuthsthiere, Rhinozerosse und andere große Thiere, deren Arten zum Theil gar nicht mehr in unserer jetzt lebenden organischen Schöpfung vorgefunden werden, zum Theil in wärmeren Erdtheilen leben, vernichtet worden sind, mit vernichtet worden wären [...] Auffallend ist hierbei noch, daß von den vielen Menschen, welche sowol durch die großen Fluthen des Orients, wie auch durch die des Occidents umgekommen sind, keine Ueberreste gefunden werden, wovon höchst wahrscheinlich die leichtere Auflösung der Kalkerde ihrer Knochen durch das Wasser die Ursache ist.“ [1835, 56 f.]

„So ist also alles in der großen Gotteswelt einer beständigen Veränderung unterworfen, der Same keimt empor, hebt sich zum Baume hinan, und geht, wenn er seine Bestimmung vollbracht hat, zur Erde über, um durch seine aufgelösten Theile die Natur zu ergänzen und zu verjüngen — und so vergehen auch Welten zur Verjüngung und Verherrlichung der großen Schöpfung!!!“ [1835, 60]

Vielleicht es zwingend, dass Katastrophisten auch an der Zeitachse rütteln. Gelpke hatte nicht nur die biblische Geschichte vor Augen, die Bischof Uss-

her bei -4004 beginnen ließ, sondern auch Charles Lyell, der ab dem Kambrium 240 Mio. Jahre ansetzte [vgl. Illig 2010, 263 ff.]. Die Erde und das Leben auf ihr war also auf jeden Fall älter als der biblisch datierte Adam. Daraus schloss Gelpke, dass es sog. Prä-Adamiten gegeben haben müsste, die sich über die alten Überlieferungen des Zweistromlandes, Ägypten, Indien oder Persien herleiten ließen. Er verglich die heute lebenden Menschen miteinander, stellte fest, dass es keine relevanten Unterschiede zwischen ihnen gebe, weshalb sie von einem Menschenstamm, von einem einzigen Menschenpaar abstammen könnten [ebd. 1820, 153 f.] – womit für ihn geklärt war, dass das Urvolk sich für 3.000 Jahre auf dem Hochland von Tibet vor den Zerstörungsfolgen rettete und dann ausbreitete. Zu dessen Nachweis sammelte er Indizien für abweichende Jahreslängen oder Veränderungen der Ekliptik-schiefe.

Wichtig erschien ihm der Tierkreis von Dendera (Tentyra) im dortigen Isis-Tempel, dem damals ein ungeheures Alter zugestanden wurde. Unter Napoleons Wissenschaftlern war auch Fourrier, der für diesen Isis-Tempel „15.000 Jahre“ einsetzte, worauf Gelpke [1820a, 15 ff.] sich überlegte, wie viele Jahrhunderte an Himmelsbeobachtung dieser Tierkreisdarstellung noch vorausgegangen sein müssten. Da Gelpke auch die Präzession einbezog, schlug er sogar ein Alter von „vor 15.000 Jahren“ vor [ebd. 31]. Danach vermutete er Himmelsrevolutionen, die den Untergang der Prä-Adamiten herbeiführten.

Im „Nachtrag“ [ebd. 193] nahm er allerdings die jüngsten Ergebnisse der französischen, von Napoleon ausgeschickten Wissenschaftler auf, denen zufolge der Tierkreis von Dendera nur 3.000 Jahre alt und – er kannte seinen Herodot! – somit zeitgleich mit den Pyramiden erbaut worden sei. Heute glauben wir zu wissen, dass der Tierkreis erst -50 in dem Tempel eingebaut worden ist, also ptolemäischem Wissen entspricht. Da können die astronomischen Begleitumstände nicht mehr überraschen. Gelpke sah sich auch durch die Zend-Avesta-Schriften bestätigt und durch die Überreste auf Java [ebd. 102], sprich den Borobodur-Tempel, der für ihn ebenfalls prä-adamitisch war.

Gelpke sah nicht nur eine katastrophisch geprägte Vergangenheit, sondern eine ebensolche Zukunft. Dereinst – er machte dazu statistische Untersuchungen – würde auch unser Planet entweder zertrümmert werden oder durch den Aufsturz einer anderen Weltmasse vergrößert werden [1820b, 145 f.]. Einen der Planeten erwartete er nicht als Ursache, weil sie nach seiner Meinung in Massen und Abständen bestens austariert seien [ebd. 149]. Aber ein großer Schlag wird „die schöne, grünende Natur in ein Chaos und die lebende Schöpfung in ein Nichts verwandeln“, wobei auch die Pole schlagartig ihre Position verändern werden [1829, 140 f.].

## Literatur

Bruhns, Karl Christian (1878): Gelpke, August Heinrich Christian; in *Allgemeine Deutsche Biographie*, herausgegeben von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 8 (1878), S. 551–552, Digitale Volltext-Ausgabe in Wikisource, URL: <http://de.wikisource.org/w/index.php?>

Gelpke, August Heinrich Christian (1806): *Allgemeinfaßliche Betrachtungen über das Weltgebäude und die neuesten Entdeckungen*, welche vom Herrn Doktor Herschel und Herrn Justizrath Doktor Schröter darin gemacht worden sind; Hannover [Google books]

- (1811): *Allgemeine Darstellung der Oberflächen der Weltkörper unsers Sonnengebietes, besonders der Erde, des Mondes, der Venus und des Merkur's, zur Vergleichung ihrer wundervollen Naturbaue und merkwürdigen Naturkräfte*; Leipzig [Google books]

- (1820a): *Ueber das Urvolk der Erde oder das Menschengeschlecht vor Adam, und dessen Abstammung von einem Menschenpaare*; Braunschweig [Google books]

- (1820b): *Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen und besonders derjenigen von 1811 und 1819; wie auch über die Beschaffenheit ihrer Bahnen, und die einstige Zerstörungsart unseres Wohnortes von denselben*; Leipzig [Google books]

- (1825): *Darstellung des grossen Weltgebäudes, in 22 Vorlesungen, ohne Hülfe der Mathematik, erläutert*, nebst den neuesten Entdeckungen des Dr. Herschel in London; Ilmenau

- (1829): *Neue Ansicht über den merkwürdigen Naturbau der Kometen*; Leipzig [Google books]

- (1835a): *Über die Entstehungsart und Beschaffenheit der Kometen, wie auch über die Bahn und den Lauf des Halley'schen Kometen für das Jahr 1835*; Braunschweig

- (1835b): *Ueber die schrecklichen Wirkungen des Aufsturzes eines Kometen auf die Erde* und über die vor fünftausend Jahren gehabte Erscheinung dieser Art. Von Dr. Aug. Heinr. Christ. Gelpke, Schulrathe und Professor in Braunschweig und Ehrenmitgliede der Großherzoglichen mineralogischen Societät in Jena; Leipzig [The Project Gutenberg eBook, Abschnittsangabe gemäß dortiger Anzeige; möglicherweise auch bei dogo print als Taschenbuch erhältlich.]

- (1837): *Populaire Himmelskunde oder allgemein faßliche Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls. Nebst einer genauen Darstellung der neuesten Entdeckungen auf dem Monde und des Naturbaues der Kometen und der Beschaffenheit ihrer Bahnen für gebildete Leser aller Stände*; Hannover

Illig, Heribert (?2010): *Geschichte, Mythen, Katastrophen*; Gräfelting

John, Klaus (2005): *Christian Gelpke. Ein Astronom am Collegium Carolinum zu Braunschweig*; Braunschweig

petersburg = [http://wapedia.mobi/de/Marinos\\_Charvouris](http://wapedia.mobi/de/Marinos_Charvouris)

wiki = Wikipedia-Einträge

## Leserbriefe und Diverses

Antwort auf K. Weissgerbers „Persönliche Bemerkungen“ [1/2010, 169 ff. = W.]

Klaus Weissgerber möge nochmals nachlesen [Müller, ZS 3/2009, 760 ff.]: Ich habe ihm nirgends etwas „vorgeworfen“ [W. 170] und er darf von mir aus seine Meinung ändern, so oft er es für nötig hält. Ich habe auch nichts von dem „verschwiegen“ [W. 171], was ihm in seinem Text wichtig war – denn es war nicht meine Absicht, seine Aussagen zu wiederholen oder gar zu widerlegen. Aus seinen Klagen u.a. über meine „sekundären Argumente“ [ebd.] schließe ich, dass er nicht verstand, worum es mir ging. Hinsichtlich der Frage der historischen Realexistenz von Mohammad ging es mir [Punkt 3, letzter Abs., 762] um das Verhältnis von These und ihrer Voraussetzung: Weissgerbers These lässt sich in der bisher vertretenen Form nur halten, *wenn* Mohammed als Person realexistent war. Seine These *verlangt* also jene Option, für die er sich schließlich entschieden hat. Was ich sonst zu dem Thema und dieser Fragestellung denke, geht aus mehreren meiner letzten Texte hervor [z.B. 1/2009, 156-159; 3/2009, 592].

Damit muss ich Weissgerber auf seinem Unmut darüber, dass ich bisher Mohammad und Ali nicht klar datiert habe [172], leider sitzen lassen. Glücklicherweise sind eindeutige Datierungen keine *Voraussetzung* für wissenschaftliche Auseinandersetzung; sie können die Rekonstruktion der Ereignisgeschichte sogar gelegentlich behindern – wie Chronologiekritiker meist bei den Historikern feststellen und kaum bei sich selbst. Ich teile Weissgerbers Optimismus nicht, dass beim derzeitigen Forschungsstand das eifrige Festklopfen von Jahreszahlen und Datierungen möglich und notwendig ist, um die Rätsel der Chronologie bzw. der Ereignisgeschichte zu lösen, finde aber erfreulich, dass es unterschiedliche Herangehensweisen an die Probleme gibt.

Enttäuschen muss ich Weissgerber darin, ich hätte mich durch seine Rekonstruktion zu einer eigenen Auffassung „Immerhin [...] gezwungen“ gesehen [W. 172]. Der Punkt 5 meines Leserbriefes, den er „dubios“ findet, sollte anregen zu außerkonventionellem Denken. In der Tat weicht dieser Vorschlag in vielem von dem ab, was die islamischen Legenden überliefern. Weissgerbers Einwände [W. 172] gehen weitgehend von der historischen Richtigkeit der „früharabischen Überlieferungen“ aus – ein Glaube, den ich nicht teile.

Weissgerber hatte völlig richtig die Erkenntnis, etwas in meinem Leserbrief nicht nachvollziehen zu können [W. 170]. Seine Idee, er habe mich möglicherweise in meinen „religiösen Vorstellungen verletzt“ (die er nicht kennt), vermeidet die viel nahe liegendere, da könne jemand seinen Standpunkt nicht

teilen und eine Meinung äußern, die ihm nicht behagt. Seine (religiösen) Spekulationen über die Vorstellungen anderer Autoren sind seine Privatangelegenheit und haben in der Zeitschrift nichts zu suchen; und zu der Wissenschaftlichkeit, die er gern bei anderen anmahnt und einfordert, tragen sie nichts bei; das gilt ebenso für seine Angewohnheit, andere Autoren zu belobigen und zu betadeln.

Weiter beglückt er die Leser mit der bekennenden Mitteilung: auch er „empfinde Hochachtung“ für Günter Lüling, von dem ich „eine Verehrerin“ sei. Wozu dient das? Weissgerber beunruhigt die Frage, wie ich zur Phantomzeitthese stehe; er hat eigens noch mal meine „Beiträge studiert“ und fand „nirgends eine eindeutige Aussage“ [w. 170]. Dies beschäftigt ihn, weil ich seiner Annahme einer ‚Elefantenära‘ nicht zustimme. Suchend nach einem Grund, den er versteht, erinnert er sich, das Lüling die ‚Elefantenära‘ ebenfalls ablehnte [ZS 2/2001, 247 f.], kombiniert, dass ich eine „Verehrerin“ von Lüling sein müsse, da ich ihm einen längeren Beitrag widmete – dann wären die Autoren in der Festschrift für Illig alles seine Verehrer!? –, phantasiert weiter, dass ich – wie sich das für eine „Verehrerin“ gehört? – Lüling wohl in allem folge, und weil Lüling die Phantomzeitthese ablehnt, will er wissen, „ob Müller ihm auch insoweit folgt“ [w. 170].

Das hat insoweit zwar eine gewisse Komik, ich will aber lieber nicht wissen, ob sich diese Denkweise ebenso in Weissgerbers Umgang mit geschichtlichen Fragestellungen spiegelt.

Da ich mich mehrfach gegen jene Leute ausgesprochen habe, welche die Chronologiekritik und -kritiker zu einer Sekte stempeln, möchte ich betonen, dass meinem Verständnis nach der Weg dorthin u.a. von jenem Gestus gepflastert wird, den Weissgerber in besagtem Text einnimmt. Die Phantomzeit ist kein Fetisch, den wir tapfer hochhalten müssen; es geht dabei auch nicht um Gefolgschaftstreue, und niemand ist befugt, von anderen eine ‚Positionierung‘ zu verlangen. Das sage ich nicht, weil ich an der Entstehung der Chronologiekritik schon länger beteiligt bin als Weissgerber, sondern weil sie mir in einer Weise am Herzen liegt, für die er vielleicht keine Schublade vorgesehen hat. Deshalb sieht er möglicherweise meine „eindeutigen Aussagen“ nicht als solche an. [Versuchsweise schlage ich ihm vor: Festschrift für Heribert Illig *Zeitenspringer*, Punkt 6, Absatz 3, 97 oder meine Broschüre *Apokalyp̄t̄w*, Aufl. 2008, Kap. 6, 30-32.]

Z. A. Müller

Hier bin auch ich als Lektor angesprochen. Ich war der Meinung, Weissgerbers Titel „Persönliche Bemerkungen“ würde signalisieren, dass es um seine ganz persönliche Sicht der Dinge geht. Dass dies gleichwohl zu Verärgerung geführt hat, bedauere ich. HI

## Aachen

„Möglicherweise ist die Sensation perfekt. Vielleicht weiß die Welt schon Mitte Juli, an welcher Stelle im Jahr 814 Kaiser Karl begraben wurde.“

Das schrieb Georg Dünnwald am 1196. Todestag unseres Karls, am 28. 1. 2010 [vgl. ZS 1/2010, 257 f.]. Weil Aachen mittlerweile die Archäologie hochhält, mussten wir uns nicht einmal so lange gedulden. Schon am 19. 5. war die Sensation perfekt, nachdem im Eingangsbereich des Doms zahlreiche Gräber freigelegt waren, doch keines älter als 13. Jh. ist. Elke Silberer titelte für dpa, übernommen von SPIEGELONLINE:

„Aachener Dom

Grab von Karl dem Großen bleibt verschollen

Ein Jahrhundert-Geheimnis bleibt bis auf Weiteres ungelöst: Archäologen haben drei Jahre lang im Aachener Dom nach dem Grab Karls des Großen gesucht - ohne Erfolg. Nun verfolgen die Ausgräber eine neue Spur.“

Dem Dombaumeister Helmut Mainz wurde in den *Aachener Nachrichten* eine Frage gestellt:

„Sind Sie sehr enttäuscht, dass das Grab von Kaiser Karl wieder nicht gefunden wurde?“

**Mainz:** Etwas schon. Aber es gibt ja zum Glück noch ein paar Theorien, wo das Grab sein könnte. Wenn es die letzte Theorie gewesen wäre, wäre meine Enttäuschung größer gewesen. So aber bin ich noch nicht ganz hoffnungslos.“

Diesmal unterblieb verständlicherweise die Botschaft an gleicher Stelle an mich, die mir nach Datierung eines Fundamentpfostens unterm Dom zuge stellt worden war [vgl. ZS 2/2009, 473]. Statt dessen wurde für neue Aufbruchsstimmung gesorgt:

„Zuletzt hatte der Aachener Dombaumeister Leo Hugot in den achtziger Jahren sein Glück versucht. Seitdem hielten sich hartnäckig die Gerüchte, das ursprüngliche Grab habe in der Vorhalle des Doms gelegen. Auch diese Vorhalle nahmen die Archäologen noch einmal ins Visier. Doch die ältesten Funde dort stammen aus dem 13. Jahrhundert. 1910 hatten Archäologen schon einmal den ganzen Domboden umgegraben und gründlich dokumentiert. Bleibt noch der Domhof. Eine neue These - die untersucht werden soll“ [Silberer].

Man darf daran erinnern, dass Aachen seit mindestens 230 Jahren nach diesem Grab giert, koste es, was es wolle:

„Größere Grabungen im Innern des Münsters wurden 1843, 1861, 1886 und 1910–1913 veranstaltet, um das Grab Karls d. Gr. aufzufinden“ [Cüppers, 18].

Schon im 18. Jh. war man auf der Suche. Die bei K. F. Meyer [*Aachener*

*Geschichten*, 1781] geschilderte Grabung erbrachte zumindest ein älteres Bauwerk, das „ein Phantasiegebilde ist und jeder realen Grundlage entbehrt“ [Cüppers, 17]. Seitdem findet Aachen keine Ruhe, denn „ohne Karl d. Gr. ist Aachen nichts“, wie der damalige Oberbürgermeister Linden 1996 mir zuliebe dem WDR in die Kamera sprach. Ohne sein Grab ist Aachen offenbar noch weniger. Bald wird man wohl mit Tiefbohrungen beginnen...

Cüppers, Heinz (1982): Beiträge zur Geschichte der römischen Kur- und Badeortes Aachen; S. 1-77 in *Aquae Granni. Beiträge zur Archäologie von Aachen*; Köln

Eimer, Gerald (2010): Das Rätsel um Karls Grab bleibt ungelöst; in *Aachener Nachrichten*, vom 20. 5. (?)

Rossmann, Andreas (2010): Domrätsel. Aachens Geheimnis. Das Grab Karls des Großen; in *FAZ*, vom 21. 5.

Silberer, Elke (2010): Grab von Karl dem Großen bleibt verschollen; in *SPIEGELONLINE*, vom 19. 5.

## Köln

Eigentlich wäre die *Regionale 2010* mit dem Jahr 2010 verbunden. Aber kein einziges der sieben Kölner Projekte wird im Präsentationszeitraum bis Juni 2011 fertig. Das größte Projekt ist auf ca. 48 Mio. € veranschlagt.

Kaum sind Oberbürgermeister Schramma und Ministerpräsident Rüttgers ins politische Schattenreich gewechselt, sieht es mit der Finanzierung von Archäologischer Zone und Jüdischem Museum anders aus. Jüngster Stand (17. 7.) [Deppe]: Der Stadtrat hat kein Geld und will deshalb für die insgesamt 48 Millionen nicht nur 14 Mio. € Zuschüsse vom Land Nordrhein-Westfalen, sondern 36 Mio. von wem auch immer: Land, Bund und/oder EU. „Wenn die Finanzierung nicht bis Ende des Jahres steht, sollen die Pläne nicht weiter verfolgt werden, heißt es im aktuellen Haushaltsplanentwurf des Oberbürgermeisters“, jetzt Jürgen Roters.

Derweilen schwelgt Sven Schütte in Phelloplastik, sprich, er lässt Köln in Kork nachbauen. Nach dem Ubiermoment und dem Kapitolstempel ist nun St. Gereon fertig geworden und zeigt die spätantike, nicht die mittelalterliche, heute sichtbare Bauphase. Sollte das Jüdische Museum nicht gebaut und seine Grabungen mangels Geld einfach wieder zugeschüttet werden, lassen sich die Modelle allemal im Eingangsbereich einer Tiefgarage präsentieren. Schließlich sind wir in der Jecken Hauptstadt.

Deppe, Christian (2010): St. Gereon fürs erhoffte Museum; in *Kölnische Rundschau. rundschau-online*; vom 17. 7.

## Münsterland

Am 12. 4. 2010 gab es von den Archäologen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster eine Veranstaltung: *Römer, Burgen, Jakobspilger*:

*Westfalens Archäologie-Schätze* unter dem Motto: „Raus aus der Nische akademischer Selbstgenügsamkeit, hinein ins Licht der Öffentlichkeit.“ Dabei ließ Dr. Christoph Grünewald bei seinem Vortrag „Unter dem Freizeitbad von Olfen - Gräber und Siedlungen von der Bronzezeit bis zum Mittelalter in Olfen“ den saloppen Satz fallen: „Dann kommen, wie bei uns im Münsterland so üblich, die dunklen Jahrhunderte, das große Nichts.“

Gehört von Werner Thiel, Greven

### Gravenhorst

In Gravenhorst, ehem. Kloster bei Osnabrück, wird ein schlichtes Steinkreuz wie folgt erklärt:

„Das Kreuz ist mit modernster Wasserschneidetechnik aus einem mindestens 800 Jahre alten Bruchstein gearbeitet. Dieser wurde bei den archäologischen Grabungen am Domplatz gefunden und stammt nachweislich vom ersten Dom zu Osnabrück.“

Dabei hat natürlich Karl der Gr. das Bistum gegründet, weshalb der erste Dom 785 entstanden sein soll. Offenbar wird das vor Ort nicht mehr geglaubt.

Ein Fund von Werner Thiel, Greven

### ‘Kutten- und Talar-Kujaus’

Prof. Mark Mersiowsky von der Universität Innsbruck fühlt sich bemüßigt, mittelalterliche Kirchenleute in Schutz zu nehmen: „Fälschungen waren manchmal die einzige Waffe der Mönche, die sich gegen aggressive [sic] Zugriffe wehren wollten“. Dies erläutert er ausführlich in *Antike Welt* unter der Überschrift «*Kuttenkujaus*» oder *ehrbare Fälscher?* Auf der ersten Seite stehen die Kuttenkujaus den ehrbaren Mönche noch gegenüber:

„Gerne und mit unverhohlener Faszination betrachtet man gerade mittelalterliche Urkundenfälscher als *nebulones*, als Schufte, und sieht die «Kuttenkujaus» in den Verliesen des Vatikan finstere Ränke schmiedend perfide Falsifikate anfertigen“ [ebd. 69].

Warum die Finsterlinge bereits im Verlies und nicht im Skriptorium fälschen, verrät uns Mersiowsky nicht. Aber im weiteren Verlauf zeigt sich, dass auch der echte Kuttenkujau in bester Absicht fälscht [ebd. 71], also ehrbarer Mönch bleibt, analog zu Sartres ehrbarer Dirne. So erledigt sich das „oder“ in seiner Überschrift. Erstaunlicherweise taucht die Metapher „Kuttenkujau“ gleich fünf Mal in dem Aufsatz auf, unüberlesbar dominant als erstes wie als letztes Wort. Da hätte Mersiowsky anfügen können, dass er es beim SPIEGEL-Autor Matthias Schulz [1998, 149] ‘geklaut’ hat. Steht er jetzt als ‘Talar-Kujau’ da?

Aber er bringt die Lehre der zittrigen Handschrift voran: Rudolf Schieffer hatte einst am „zittrigen Duktus“ eines 2,8 cm langen Vollzugsschrift zweifelsfrei die Eigenhändigkeit Ottos III. bei einer Urkunde konstatiert, was



Faußner [1997, 34-38; vgl. Anwander, 707] genüsslich kommentierte. Jetzt erkennt Mersiowsky die verfälschte Nachzeichnung einer echten Urkunde Kaiser Ludwigs des Frommen. Aber wie?

„Der Schreiber ist fast krampfhaft bemüht, die äußeren Merkmale wie Schrift und graphische Symbole genau wiederzugeben, wodurch die Federzüge einen etwas zittrigen Eindruck machen.“ [ebd. 70]

Wenn sowohl emotional bewegte Kaiser wie krampfhaft bemühte Kuttenukjaus zu zittern beginnen, brauchen wir Zusatzkriterien. Vielleicht hilft Johannes Fried's positive Phantasie beim Kaiser, seine negative, gefährliche Phantasie beim Kuttenukjaus weiter – bis hin zum Delirium tremens...

Anwander, Gerhard (2005): „Das hat kein Niveau!“; in *Zeitensprünge* 17 (3) 701-709  
Faußner, Hans Constantin (1997): *Königsurkundenfälschungen Wibalds von Stablo*; Hannover

Mersiowsky, Mark (2010): «Kuttenukjaus» oder ehrbare Fälscher? in *Antike Welt*, Heft 3, 69-73

Schulz, Matthias (1998): Schwindel im Skriptorium; in *Der Spiegel*, Nr. 29 vom 13. 7., 148-150

### **Zahi Hawass – begnadetes Ganzkörper-Sensorium**

„Der Rächer der Pharaonen“. So titelt *Der Spiegel* und meint Hawass als obersten Hüter aller Monumente am Nil und Herrn über 30.000 Angestellte. Das *Hamburger Abendblatt* bezeichnet ihn als „Kampfelefant der Ägyptologie“, der vorzugsweise gegen andere Ägyptologen und Museen im Ausland vorgeht. Im Vorwort zum *Art Guide des Ägyptischen Museums Kairo* [7] schwelgt Hawass: „Das Museum ist angefüllt mit den Düften einer glorreichen Vergangenheit“.

„Tatsächlich kann ich die Ausstrahlungskraft der wunderbaren Werke und den Zauber des alten Ägyptens bereits im Garten des Museums, noch vor dem Betreten des Gebäudes spüren.“ [ebd.]

Wie schreibt Matthias Schulz im *Spiegel*?

„Selbst die balsamierte Leiche Ramses' I. spürte er auf – im fernen Atlanta. Hawass beugte sich über die blättrige Gestalt und schnüffelte an ihr. Dann sagte er: »Ich rieche es, das ist Ramses.« Die Prüfung gab ihm recht.“ [Schulz, 96 f.]

Wir wissen es besser: 'Unser' Meinhard Hoffmann hat diesen Pharaon an den Niagara-Fällen gefunden; das Museum in Atlanta hat ihn gekauft, untersucht, als Pharaon bestätigt und dann Ägypten geschenkt. Das Ganzkörper-Sensorium Hawass hat mit all dem nichts zu tun; es eskortierte nur die Mumie von den USA nach Kairo, um anschließend seinen Feldzug gegen die ägyptischen Museen dieser Erde fortzusetzen. Möglicherweise ist der „Kampfelefant“ beim Setzen von Duftmarken stärker als beim Riechen und Spüren.

- Hawass, Zahi (2006): Vorwort zu *National Geographic Art Guide Ägyptisches Museum Kairo*; Hamburg
- Hoffmann, Meinhard (2001): Pharaonische Geblüt in Amerika. „Meine Mumie im Keller“; in *Zeitensprünge* 13 (3) 356-382
- Schulz, Matthias (2010): Der Rächer der Pharaonen; in *Der Spiegel*, Nr. 21/2010 vom 22. 5., 96-100

### Blitzartige Erosion

„12 Meter tief ist an manchen Stellen die Schlucht, die Fluten aus einem überlaufenden Stausee in Texas gegraben haben – *in drei Tagen*. Dort war im April 2002 nach heftigen Regenfällen der Canyon Lake angeschwollen, und 380 bis 550 Kubikmeter Wasser pro Sekunde ergossen sich gut zwei Kilometer zum Guadalupe-Fluss. Eine neue Analyse zeigt, dass die Wassermassen in drei Tagen ein Bett in den Kalkstein schnitten, das im Mittel sieben Meter tief und 50 Meter breit ist (*Natur Geoscience*, online). Wasserfälle von neun Metern Höhe entstanden, die Fluten brachen ein Meter große Felsblöcke ab. Die Macht des Wassers war offenbar nur dadurch begrenzt, dass es nicht mehr Geröll abtransportieren konnte.“

cris, in *Süddeutsche Zeitung* vom 22. 6. 2010, S. 16 [Hvhg. HI]

### Neuerscheinungen

Von *Gershom Scholem* jetzt neu aufgelegt: *Das Davidschild. Geschichte eines Symbols*; Berlin (1948, 1963 auf deutsch, 2008 auf hebräisch kritisch ediert). Demnach ist das Hexagramm, der Sechszackstern kein uraltes jüdisches Zeichen, sondern wird frühestens seit dem 16. Jh. verwendet. Für Michael Brenner [Das magische Siegel; in *SZ* vom 24.7. 2010, S. 18] handelt es sich um „Scholems differenzierte Dekonstruktion eines nationalen Symbols“.

*Hans Constantin Faußner* legt in rascher Folge neue Bände vor. Nach

- (2009): *Wibald von Stablo. Seine illuminierten liturgischen Prachthandschriften, ihre Provenienzen und deren Kirchenpatrozinien. Ein Überblick aus rechtshistorischer Sicht*; Hildesheim (S. 889-1023) und
- (2010): *Anmerkungen zu Wibald von Stablo und seiner Zeit aus rechtshistorischer Sicht*; Hildesheim (247 S.)

wird noch heuer ein Sammelband erscheinen, in dem auch die Passage über den „zittrigen Duktus“ (s. S. 512 f.) enthalten sein wird.

\*

Kampf ums Öl im Golf von Mexiko: Es sei daran erinnert, dass sich im Golf von Kalifornien Öl binnen 5.000 Jahre gebildet hat [1989, VFG I (5) 7 laut FAZ vom 15. 11. 89]. Heuer titelte die FAZ mitten im Hochsommer [am 21. 7. auf S. N1]: „Wenn der Permafrost schmilzt [...]“. Seitdem lässt das Eis nach...

## Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

- Illig, Heribert (²2010): **Geschichte, Mythen, Katastrophen.** Über Velikovsky hinaus. 360 S., 62 Abb.-Seiten, Pb., 22,90 €, für ZS-Abonnenten 21,- €
- Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (⁶2010): **Wann lebten die Pharaonen?** 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €
- Heinsohn, Gunnar (⁶2009): **Wie alt ist das Menschengeschlecht?** Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €
- Kerner, Martin (²2009): **Bronzezeitliche Astronomie.** Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., Pb., 24,90 €, für Abo. 22,- €
- Illig, Heribert (2008): **Die Chiemseelöcher.** Neue Sicht auf alte Kunst, 150 S., 49 Abb., Pb., 14,90 €, für Abo. 13,50 €
- Franz, Dietmar (2008): **Rätsel um Potsdams Ersterwähnung.** Urkundenfälschungen auf Otto III., 135 S., 11 Abb., Pb., 12,90 €, für Abo. 11,50 €
- Heinsohn, Gunnar (²2007): **Die Sumerer gab es nicht.** Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für Abo. 18,50 €
- Kerner, Martin (2007): **Vom Steinbeil zum Pantheon.** Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden, 18,90 €, für Abo. 17,50 €
- Illig, Heribert (²2005): **Die veraltete Vorzeit.** Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 15,- €
- Thiel, Werner (2005): **Schwert aus Pergament,** Roman, 200 S., Pb., 7,90 €
- Heidrich, Specht K. (2004): **Mykenische Geschichten: Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia.** 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €
- Illig, Heribert · Löhner, Franz (⁶2003): **Der Bau der Cheopspyramide** nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €
- Weissgerber, Klaus (2003): **Ungarns wirkliche Frühgeschichte** 325 S., 35 Abb.seiten, Pb.19,80 €, für Abo. *jetzt* 9,80 €
- Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): **Bayern in der Phantomzeit** Zwei Bände, 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €
- Menting, Georg (2002): **Die kurze Geschichte des Waldes.** Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte, 170 S., Pb., 14,90 €, für Abo. 7,90 €
- Siepe, Franz (2002): **Fragen der Marienverehrung.** Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb., 17,90 €, für Abo. 8,90 €
- Tamerl, Alfred (1999): **Hrotsvith von Gandersheim.** Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €
- Heinsohn, Gunnar (²1997): **Wer herrschte im Indus?** Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-
- Illig, Heribert (³1996): **Hat Karl der Große je gelebt?** 405 S., für Abo. 5,- €
- Sonnenschmidt, Reinhard (1994): **Mythos, Trauma und Gewalt** in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

# Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin  
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')  
Jahrgang 22, Heft 2, August 2010

- 259 Editorial
- 260 Heinsohn, Gunnar: Also doch Sex mit dem Neandertaler
- 265 Weissgerber, Klaus: Die frühen Pharaonen IV
- 289 Schieß, Norbert: Drei verschiedene Stammbäume zur DNA-Analyse des Zahi Hawass an Mumien der Amarnazeit
- 299 Heinsohn, G.: Die Enttäuschung der Arbela-Ausgräber in Kilik Mishik
- 303 Illig, H.: *Die Erfindung des jüdischen Volkes*. Rezension
- 310 Otte, Andreas: Ausstellungspotpourri
- 321 Zuberbühler, Robert: Vorschlag für ein erweitertes Konzept
- 339 Koch, Marianne: Glaube – Kredit. Ein rechtsgeschichtlicher Blick auf die Eigentumsverhältnisse von Kirche und Tempel
- 359 Laszlo, Renate: Der altenglische Gelehrte Alkuin von York
- 389 Weissgerber, K.: Zur polnischen Frühgeschichte. Allseitige Überlegungen unter besonderer Berücksichtigung Krakaus
- 411 Müller, Zainab A.: Caesar, der Elefant und die 'arabische Ära'
- 425 Illig, Heribert: Vorsicht: Fischgenuss lässt Ihre Knochen altern! Eine C14-Glosse
- 428 Ernst, Ewald: Haruns Münzen im Hafen von Haithabu. Jahrgenaue Datierung des Hafens durch Dendrochronologie?
- 435 Illig, H.: Münzen zur Wikingerzeit. Drei Bezugsjahre für die Hidschra-Rechnung
- 457 Frank, Werner: Bemerkungen zur Gregorianischen Kalenderrestitution und zu den Jahreseckpunkten unter Augustus
- 465 Illig, H.: J. Fried widerlegt eigene Memorik und missachtet Prioritäten. Auch M. Kerner beginnt zu fiktionalisieren
- 477 Anwander, Gerhard: Planet UnWissen: Wie man mit Hilfe Karls d. Gr. das Fernsehpublikum weiter verdummen kann
- 489 Illig, H.: WIKIPEDIA und die Wahrheit. Erfahrungen mit einem Mammutprojekt
- 497 Otte, A.: Erkundung des Elektrischen Universums. Ein Vortragstag mit Wallace Thornhill
- 503 Illig, H.: August H. C. Gelpke, Katastrophist
- 508 Leserbriefe und Diverses
- 515 Verlagsmitteilungen

ISSN : 0947-7233